# Zeit und Kunst,

## Altteutsche.

Herausgegeben

von

E. v. Groote, Carové, v. d. Hagen, Görres,
v. Schenkendorf, v. Hornthal, Grimm und
Profeſſor Wallraf.

BIBL.

Mit Kupfern.

Frankfurt a. M. 1822.
bei Bernhard Körner.

'101

# Inhalt.

Seite

Vorwort.

Bilder der Zeiten; von E. v. Groote . . . . . . . . . . V

Das Bild im Dom zu Köln.

I. Von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1

Die Verkündigung.

II. Von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . 2
III. Von E. v. Groote . . . . . . . . . . . . . . . . 3

Das innere Dombild.

IV. Von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . . 4
V. Von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . 5
VI. Von E. v. Groote . . . . . . . . . . . . . . . . 6
VII. Von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . . 7
VIII. Von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . 8
IX. Von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . 9
X. Jubellied; von E. v. Groote . . . . . . . . . . . 10
Wie eine todte Frau wieder vom Grabe erſtand; von demſ. 19
Anſichten der Kunſt des deutſchen Mittelalters; von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . . . 43
Die Mähre. Ballade; von F. H. v. d. Hagen . . . . 96
Geiſtes Dank. Legende; von demſelben . . . . . . . . . . 98
Maria mit dem Kindlein am Brunnen; von E. v. Groote 101
I. Von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . . . 107
II. Von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . 108
III. Von E. v. Groote . . . . . . . . . . . . . . . . 109
I. Chriſtus erſte Thränen; eingeſandt von F. W. Carove 111
II. Ave Maria; eingeſandt von demſelben . . . . . . . . 113
Des Ritters Klage. Romanze; von E. v. Groote . . . 114
Altdeutſche Minnelieder; eingeſandt von J. Görres . . . 116
Der Geiſt am Godesberge; von E. v. Groote . . . . . 141
Einleitung; von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . 207
Der heilige Michael; von demſelben . . . . . . . . . . . . 213

I. Von F. W. Carove . . . . . . . . . . . . . . . . . 215
II. Von E. v. Groote . . . . . . . . . . . . . . . . . 216
Ita von Toggenburg; von F. W. Carove . . . . . . . 217
Herr Gerhard; von demſelben . . . . . . . . . . . . . 255
Vor dem Dom; von Max v. Schenkendorf . . . . . . 258
Der Dom zu Köln; von demſelben . . . . . . . . . . . 260
Andacht zum Grabe der heiligen drei Könige in Köln; von demſelben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 262
Als er in Frankenberg bei Achen wohnte; von demſelben . 264
Hugdietrich und Hildburg; eingeſandt von F. H. v. d. Hagen 267
Drei Liebeslieder nach Sebaſtian Ochſenkun von 1558; eingeſandt von J. P. v. Hornthal . . . . . . . . . 311
Die heilige Catharina; von E. v. Groote . . . . . . . . 315
Ein Mährchen; eingeſandt von Grimm . . . . . . . . . 321
Der Mädchenſprung. Sage vom Harzgebirge; von E. v. Groote . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 332
Meine Kindheit; von F. W. Carove . . . . . . . . . . 333
Was iſt ſchöner als mein Liebchen; von demſelben. . . . . 335
Herbſtklage; von demſelben . . . . . . . . . . . . . . 336
Der ſchöne Jäger; von demſelben . . . . . . . . . . . . 337
Leupold und Jutta; von demſelben . . . . . . . . . . . 339
Romanze; von E. v. Groote. . . . . . . . . . . . . . . 341
Von zwei Geſellen; eingeſandt von F. W. Carove. . . . 342
Das berühmte Gemälde der Stadtpatronen Kölns, ein Werk altdeutſcher kölniſcher Kunſt von 1410, in der hohen Domkirche daſelbſt; von Prof. Wallraf . . . . 349

# Vorwort.

## Bilder der Zeiten.

Wir waren erwacht aus lieblichen Träumen glücklicher Vergangenheit.

Die feſte Himmelsburg, zu welcher wir in frommer Dichtung einſt als zu einem Felſen ewigen Troſtes hinangeblickt hatten, ſtand entrückt und verſchleiert im Nebel der Abenddämmerung nach Weſten hin.

Die alten Dome, an welchen wir, ſchlummernd noch immer andächtig geſtiftet und fortgebaut und zu heiligem Ablaß weiter gearbeitet hatten, ſie ſtanden in grauer, ernſter Stille, und hoben wie Gebirge mit fremd und dunkel gewordener Runenſchrift ihre Knoſpen, Blätter und Blüthen zu den Wolken hinan.

Auf bunter Wieſe ſaßen wir und es wanden ſich Silberbäche von fernen Höhen herunter, und in dem Thale wollten wir, wie geblendete Kinder, all das ſchimmernde Gewäſſer in einen einzigen See zuſammen leiten, daß es uns zum Bade der volleſten Lebenskraft werde.

Und in blauen Fernen ſtanden marmorne Tempel mit himmliſchen Götterbildern und vom Olympe her neigte dort die fröhliche Schaar jubelnder Geſtalten zu den Tempeln und Orakelhölen, und es ſangen bekränzte Dichter Heldengeſänge in göttlichen Weiſen. Ehrwürdige Alten zogen mit wunderſchönen Jünglingen einher, und tiefe Lehren der Weisheit abwechſelnd mit muntern Scherzen, und tapfern Kriegesthaten, und männlichen Spielen, und Liebeskämpfen, und Opfern, und ſzeniſchen Darſtellungen, und orgiaſtiſchen Tänzen waren ihre Beſchäftigungen, und es war, gleich als löſe ſich all dieſes Herrliche in ſilberne Fluten auf, und wälze ſich in ſchönem Strome in unſer Thal hinunter.

Dann zogen auf andern Bergen große Helden, Männer feſten Sinnes und in glänzenden Waffen einher. Alle Welt beugte ſich vor ihrem Triumphwagen, der von Löwen gezogen zu dem Tempel einer koloſſalen Viktoria hinrollte. Alle Götter folgten dem ſchönen Zuge, jeder mit dem Symbole ſeiner Macht, die er zu dem Siege des welterobernden Volkes angewandt hatte. Unermeſſene Schätze der beſiegten Völker, auch ihre heiligen Bücher und ihre Götterbilder und alle ihre Heiligthümer wurden in neuen Tempeln von dem triumphirenden Volke aufgeſtellt. Endlich aber trat auch in jener Jubelfeier ein Stillſtand ein, und all der Raub, und die Schätze, und die Bilder, und die Geſänge, und die Heiligthümer rauſchten wie flutendes Metall zu unſerem Wieſengrunde herunter.

Dann ſahen wir ferner noch längs dieſen hell beleuchteten Höhen vorbei, und erblickten ſeltſame Gefilde, wo ewiger Frühling lebte. Dort war es, als ob Blüthen, und Thiere, und Töne, und Cryſtalle, und die Lothuspflanzen, und die Seelen der Menſchen, und die tiefſten Naturkräfte, und die Sternbilder in ſchweſterlichem Vereine ſich ergötzten, und ſich ewig herzten und küßten, und über die Erde in leichtem Spiele fortſchritten, damit ſie ſich einſt zu unbegränzter Luſt umſchlängen, und ſo in ewiger Umarmung zu fernen Welten hinüber zögen. Aber auf dem Ganges und Indus wogten nun jene blühenden Geſtalten mit ihrem Frühling und ewigem Scherze, mit Laub und Cryſtallen, und Düften und Tönen zu uns herüber an den glänzenden Götterbergen vorbei.

Und ein finſteres Land lag wie in Todesſchlummer an breitem Strome. Ruhe war ſein Leben, Stillſtand ſeine Seligkeit, und längſt verſtorbene Geſchlechter ſtanden alle noch in ihren unverweſten Hüllen, und die Lebenden glichen in ihrer Unbeweglichkeit den Todten. Alle Kraft ſtand in ihr ſelbſt gefeſſelt wie in betäubtem Wahn, Sphinxe, Pyramiden, Crocodille, dunkle Stiere, Vögel, Mumien.

Aber die Naturerſcheinungen klangen groß und bedeutſam an dieſem Lande, und tiefe Weisheit wohnte bei dieſen betrachtenden Eremiten. Mit bleiernem Griffel ſchrieben ſie ſinnvolle Worte in Hieroglyphenſchrift an ihre Pyramiden und auf Papirusblätter, die ſie vor der ewig verſchleierten unbeweglichen Göttinn niederlegten. Und entlang den heitern Tempeln der Olympier führte der dunkle Strom all jenes heilige Gebilde auf langſam wogender Flut zu uns herüber. An den glänzenden Marmorgebirgen entnahm der Delphin von dem Crocodill das heilige Geräthe, und die Laute, welche früher nur ſtumm dahin ſchwamm, fing dort an zu tönen und ſtimmte zu den Dithyramben des frohen Gefolges, welches mit dem Dionyſos die lachenden Gefilde durchzog. So führten nun die ſtrömenden Silberbäche alles in unſer ſchimmerndes Thal herunter.

Da blickten wir auch auf die näheren Gebirge wieder hin, wo wir vor einem kurzen Jahrhundert noch geträumt und fromm und unendlich ſelig geliebt und gebetet hatten.

Die zauberhaften Mähren riefen noch ganz verſtändlich zu uns herunter, und noch weinten wir ſtille Thränen, wenn wir die grauen Väter auf ſchnaubenden Roſſen als wackere Ritter in blitzenden Rüſtungen erblickten, wie ſie zum Kampfe in deutſcher Zunge riefen, und uns ermahnten, mit nach Morgenland zum heiligen Grabe zu ziehen.

Die alten Burgen lugten wie grau gewordene Wärterinnen unſerer frohen Kindheit herüber, und luden uns wieder zu ſich ein.

Züchtige Jungfrauen ſtanden in prächtigen Sammtgewanden und mit goldenen Ketten umgürtet, und warteten, daß wir ſie in treuer deutſcher Ritterſitte begrüßten.

Auf heimiſchen Fluten wogten uns Minnegeſänge und Rittergeſchichten, und Zauberſprüche und die ganze heilige Legende in lieblicher deutſcher Kunſt und auf allerlei Geräthe und auf unleſerlich gewordenen Membranen, und auf kleinen Ringſchilden, die wir ſtatt Schlachtſchilden an den Fingern trugen, entgegen.

Altklug ſchauten wir über die grünlichen Flüſſe bis zu ihren Quellen hinauf, und fühlten dann, was Glaube und heiße Liebe in den goldenen Zeitaltern glücklicher Kindheit vermochten, und was ſie geſchaffen in den weiten Gefilden des Lebens und der Kunſt.

Wir fühlten es und weinten, denn wir hatten ja verſucht, nicht mehr zu glauben und nicht mehr zu lieben; wir waren altklug geworden und wachten nun, und empfanden nichts als Mangel an Kraft und an Troſt.

Hart und ſchroff tönten uns die Lieder der alten Helden und Sänger, denn wir waren an geiſtloſe Reime gewohnt, die ſchaal und matt höchſtens zum Schlafe uns noch einwiegten, und keine Spur dauernder Rührung in uns übrig ließen.

Glatter Marmor, wie er uns von den heiteren Bergen der Olympier entgegen glänzte, wollte unſern flach gewordenen Sinnen beſſer gefallen, als die zackigen Granit- und Porphyrgebilde, die ſich in tauſend ſeltſamen Verzweigungen zu dem Gewölke hinan hoben. Wir kannten ihren tiefen Sinn nicht mehr, und wußten es nicht, daß auf ihnen unſre irdiſchen Dome als ewige Wohnungen der Seligen zum Himmel hinanwachſen wollten.

Die Mährchen ſprachen uns lieblich an; aber ſie konnten uns aus ſich keinen Troſt geben, denn wir hatten gewaltſam ihren Zauber zerſtört.

Die ſchönen Gebilde faßten wir nicht mehr. Denn das göttliche Leben, aus dem ſie hervorgegangen waren, und welches ſie gerne noch verkünden wollten, war uns in unſerer Gemüthloſigkeit zum Zerrbilde bedauernswerthen Aberglaubens geworden. Wir ergötzten uns lieber an den reizenden Bildwerken üppiger Marmorformen, denn ſie ſprachen ſich für unſre lüſterne Sinnlichkeit verſtändlicher aus, wenn wir gleich ihr eigenthümliches tiefes Leben und ihren innerſten Sinn längſt nicht mehr zu faſſen vermochten.

Da aber brachen ſchrecklich die Wogen des Zweifels und des Laſters auf uns ein, und umringt von ſo vielen Schätzen darbten wir ſelbſt, weil keine unſre eigenen waren, und wir keine uns aneignen durften.

Und da wir ſo recht armſelig ohne Liebe und ohne Vertrauen uns ſelbſt angrinzten, und weder zu großer Tugend noch zu kräftigem Laſter Muth genug hatten, ſondern nur die ekele Schwäche der innern Gehaltloſigkeit zu fühlen vermochten, da öffneten ſich rings umher gähnende Abgründe, die uns in unſerer Halbheit und eitelen Weisheit rückſichtslos verſchlingen und unſer Andenken von der Erde vertilgen wollten.

Und wir ſchauderten zurück, da wir die eigene Erbärmlichkeit wahrnahmen und es kläglich empfanden, daß wir überall nur von fremdem Worte antönten, und ſelber höchſt matt und willenlos zu eigenem Ueberdruß durch das Leben hinzogen, und daß uns nur die Furcht vor größerer Schwäche und Unbedeutenheit jenſeits des Grabes an das irdiſche Daſeyn noch feſſelte.

Und da ſahen wir noch einmal zu den köſtlichen Zeiten unſerer Väter hinüber, und ſahen es, wie ſie überall in feſtem Glauben von einer überirdiſchen Hand geleitet und geſtärkt wurden, und wie in ihrem Gemüthe nicht die wilde Gewalt des Frevels und Uebermuthes, ſondern überall nur die begeiſterte Kraft des Glaubens und tief empfundener Sittlichkeit und Rechtlichkeit wirkte, und wie in Waffen und in Kunſt, in Kreuzzügen wie in Geſängen und Bauwerken, und Bildern und Mähren, immer ein einziger, tief eingedrungener und alles Leben und Wirken beſeligender

Glaube an unbegreifliche Geheimniſſe heiliger Weſenheit durchblickte, und alle ſeine Bekenner aus einem einzigen Feuerfunken hinaus zu gleichem Beginnen auf die manchfaltigſten Weiſen begeiſterte. Das ſahen wir, und ſtaunten und blickten dann wieder weinend in unſre Zeiten hin.

Und traurig ſtiegen wir zu den nächſten Bergen wieder hinan, und öffneten die ſchweren Pforten der dunkeln, lang verſchloſſenen Dome wieder, und ach! — wir waren zu ſehr an das blendende Licht des Tages gewöhnt, und konnten uns daher nur ſchwer an ihre ſtille Nächtlichkeit wieder gewöhnen!

Wir verſtanden ihren myſtiſchen Bau nicht mehr und gingen wie Fremdlinge in den Heiligthümern unſerer Väter umher.

Wir traten in die hallenden Burgen ein, und ihre Felſenſtärke und ihre ſicheren Gemächer wollten uns wie Kerker bedünken, weil wir es bisher für Freiheit gehalten hatten, in ungezügelter Flatterhaftigkeit weder in uns, noch von außen her der eigenen Kraft eine einzige und bedeutende Richtung zu geben. Wir kannten jenes Höchſte der Kraft nicht mehr, welche ſich, in ſich ſelbſt demüthig, fromm an das Heilige hingegeben, ſtärkt, ſich ſo ſelbſt zwingt, und frei und ohne Heuchelei zu dem Unſichtbaren neiget, und ſo die höchſten Triumphe der eigenen Idealität, den Sieg des Göttlichen in der menſchlichen Natur feiert.

Und wir ſahen uns ſchamroth einander an und fragten, ob denn bei uns nicht auch jener Glaube noch gelte, und ob wir ſeine Myſterien nicht auch noch in der tiefſten Seele verehrten und feierten, und ob es nicht vielmehr ein bloßes, eiteles, gellendes Geſchrei ſey, in dem wir unſern heiligen, treuen Glauben, der ſich immer noch unvertilgbar in dem Buſen bewahrte, zu überſchreien ſuchten?

Da aber traten Thränen der Reue in unſre Augen, und da wir wieder weinen und uns einander die Hand bieten konnten, da verſtanden wir bald die heiligen Denkmäler deutſcher, chriſtlicher treuer Zeit wieder, und die alten Geſänge ſprachen uns freundlicher an.

Allein in die alten Myſterien waren wir noch nicht wieder eingeweiht. Erſt als wir tiefer in die geheimen Tabernakel der dunkeln Dome wieder hineinblickten, und aus den Werken des feſten gläubigen Gemüthes, und aus den Rieſenſchöpfungen, welche daraus hervorgingen, die Kraft des Glaubens und des aus demſelben begeiſterten Willens näher würdigen und bewundern lernten, da ſtaunten wir über unſere eigene Blindheit; da wollten wir uns gerne an die überirdiſche Gewalt, welche in Demuth und Vertrauen ſolche Wunder zu wirken vermochte, hingeben, und lieber ſo durch den Zauber gläubiger Liebe jene unbegreiflichen Werke der Begeiſterung neu entſtehen ſehen, als kalt und herzlos an uns ſelbſt, wie an allem Beſſern verzweifeln, und in unſerer unvermögenden froſtigen Verſtändigkeit wie leere Meteore ſchwirren und platzen und zu Grunde gehen.

Und dann gaben ſich die Brüder, welche ſich nun in Einem Glauben und in Einer Liebe wieder erkannten, freudig den Friedenskuß, und ſagten: Wiſſen wir nun die Quellen der Kraft und der Größe und der bleibenden tiefen Kunſt wieder zu entdecken, und iſt es genug des richtungsloſen Beginnens und Forſchens und Streitens, worüber ganze Geſchlechter und Menſchenalter ohne Genuß und ohne Nachruhm zur Grube fahren?

Und da ſetzten ſie ſich tiefgerührt in einen Kreis zuſammen und ſangen vor den Domen und Burgen mit den längſt grau gewordenen Sängern der alten Zeit die deutſchen Heldengeſänge und die Thaten der tapfern Kreuzzieher, und die Mähren zauberhafter Kindheit, und dann auch die ewigen Myſterien des Chriſtenthumes, des Herrn Geburt und ſein Leben und ſeinen Tod, und ſein Reich, welches dauert hienieden unter ſeinen Lieben bis zum Ende der Zeiten, und drüben von Ewigkeiten zu Ewigkeiten.

Und ſo ſangen ſie bald in altdeutſcher Zunge die Weiſen der grauen Zeit, und bald in neuer Sprache die Thaten der romantiſchen Jahrhunderte, und ſo kamen ſie zurück von der wortreichen Leichtfertigkeit des flitternden, marklos gewordenen Lebens.

Und ſolcher Weiſen haben wir auch hier aufgezeichnet, und geben ſie hin, mit Bildern nach denen, welche andächtige Künſtler jener guten Zeit gefertiget haben; und was übrigens in dem Büchlein vorkommt, das ſollen nur Fingerzeige ſeyn, wie die Alten ſich ihr Leben in Kunſt und Glauben zu einem Luſtgarten und zu einem weiten Rüſtſaale für die eigene Tugend und Kräftigkeit und für den ſelbſtſtändigen Muth in ihrem Ritterthume machten.

Außer den Geſängen der alten Heldenthaten, der Minne und des frommen Glaubens, nahmen wir daher auch alles gerne hier auf, was uns mit dem eigenſten Leben der guten deutſchen Zeit, mit ihrer Kindlichkeit und Heldengröße, ſo wie mit ihren eigenthümlichen erhabenen Ideen in Kunſt, in Leben und Glauben näher bekannt machen kann.

Dank ſey es den Guten, welche uns zu dieſem Zwecke freundlich haben die Hand bieten wollen und ſie uns fürder noch bieten werden. Dank ſey es jedem unſerer deutſchen Brüder, welcher auf was immer für Art unſer Unternehmen unterſtützen und in Aufnahme bringen, ſo alſo zur Fortſetzung deſſelben thätig mitwirken wird.

Die Herausgeber.

# Das Bild im Dom zu Köln.

## I.

Im Auge glänzen niegeweinte Thränen,
Im Buſen tönen niegehörte Töne,
Es irrt der Blick in niegeſeh'ner Schöne,
Im Herzen drängt ſich niegefühltes Sehnen. —

Soll ich ſofort in ſtummer Wehmuth ſtöhnen,
Bis ich mir einſt den ſüßen Schmerz gewöhne;
Vielmehr, bis in den Strudel, eh' ich's wähne,
Mich abwärts ziehn die ſchmeichelnden Sirenen?

Allein wie wird mir! — Meine Thränen ſinken;
In meinem Innern wird es wieder Friede;
Ein holdes Kind ſeh' ich mir liebvoll winken;

Die Töne reihen ſich zu einem Liede,
Und Worte ſagen deutlich den Gedanken. —
In dieſem Zauber möcht' ich ewig wanken!

## Die Verkündigung.

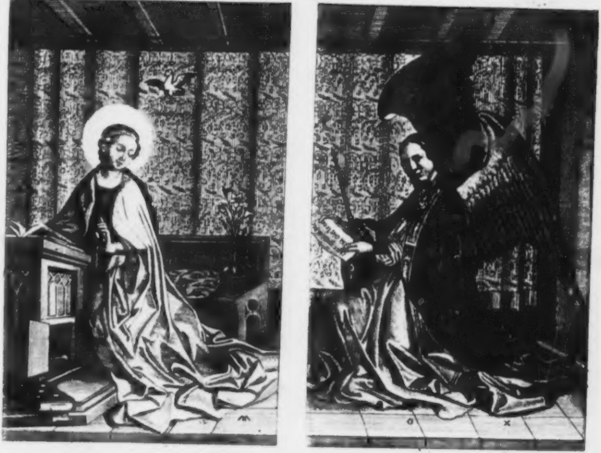
### II.

Man ſieht ein himmliſchſüßes Wunderbild
In Köllens prachterfülltem Dome hängen,
Das zu uns ſpricht in lieblichen Geſängen,
Wenn ſich ſein goldnes Heiligthum enthüllt.

Des Herzens wärmſte Sehnſucht wird geſtillt,
Lauſcht man des Bildes ſanften Zauberklängen,
Und Glaube, Hoffnung, fromme Liebe drängen
Zu ihm, das unſer ganz Gemüth erfüllt!

Man darf es wohl ein göttlich Bilde nennen:
Man ſieht's, man ſtaunt, es rühret und entzückt;
Allein den Bildner kann man nicht erkennen.

Er ſchuf's: ihm gnügt', ſo Hohes zu vollbringen;
Die Zeit hat ſeinen Namen uns entrückt,
Doch ewig dauert ſeiner Kunſt Gelingen.



## III.

Die Jungfrau betet. Heilige Geſchichten
Betrachtet ſie im Kämmerlein alleine.
Die Lilie nur, die züchtige, die reine,
Blüht neben ihr. Faſt wie aus Traumgeſichten

Entſchwebt ein Engel. Was mag er berichten?
Sie bebet ſanft. „Daß ich vor Dir erſcheine,“
Spricht er, „geſchieht, weil Gott der Herr als ſeine
Gebärerinn Dich auserkor.“ „Mit nichten,“

Verſetzt Maria, in verſchämtem Bangen,
„Nach Irdiſchem trug ich noch nie Verlangen.“ —
„Vom Himmel iſt, was in Dir wird geboren,“

Sagt Gabriel. In ſüßer Luſt verloren
Seufzt ſtill Maria: „Hat er mich erkoren,
„So mag ſein Wort durch mich zur Welt gelangen.“

## Das innere Dombild.

### IV.

Es öffnen ſich die Flügel weiter Pforten,
Die Jungfrau ſitzt von goldnem Duft umwoben,
Sie iſt zur Himmelsköniginn erhoben,
Denn Gottes Sohn iſt Menſch durch ſie geworden.

Sie ſenkt den Blick voll göttlicher Akkorden
Von Lieb und Demuth zu dem Kind, und oben
Müh'n zarte Engel ſich, das Kind zu loben
In himmliſchen, geheimnißreichen Worten.

Sie ſingen: „Gott ſey in dem Himmel Ehre,
„Und allen Guten, die mit uns verkünden
„Des Ew'gen Lob, ſey Friede auf der Erde!“

Maria kann das Wunder nicht ergründen.
In frommer Einfalt ſpricht ſie: „Kindlein lehre
„Mich, wie ich deiner Gnade würdig werde!“

## V.

Wenn Feſte durch des Himmels lichte Räume
Mit Harfenklang und Mayenwonne tönen,
Wenn ſelbſt die Paradieſe ſich verſchönen,
Und ſüßer duften Blüth' und Kraut und Bäume;

Wenn dann Dein Bild in liebekranke Träume
Des frommen Künſtlers ſchwebt, deß ſtilles Sehnen
Du glorreich willſt mit Huld und Gnade krönen,
Weil er ſo zart Dir diente, ſo geheime:

Dann nur kann je ein Mann mit leiſen Zügen
Dich, heil'ge Jungfrau, alſo konterfeyen,
Wie hier Dein Bild zur Erde iſt geſtiegen.

Vertraun und Demuth, wehmuthsvoll Erfreuen,
Reißt uns begeiſtert hin in raſchen Flügen,
Um Deinem Dienſt auf ewig uns zu weihen.

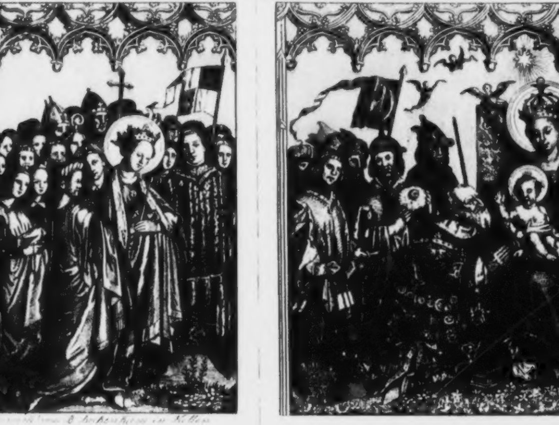
## VI.

Des Morgenlandes Fürſten, alte Weiſen,
Geführt von einem wunderbaren Stern,
Begrüßen als den allerhöchſten Herrn
Ein kleines Kindlein, das ſie Jeſus heißen.

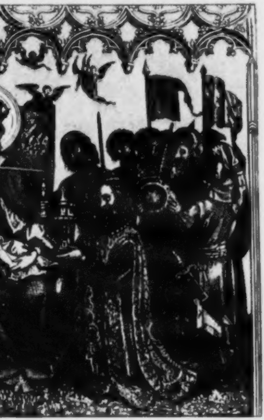
Und Helden auch, der Waffen ſtarkes Eiſen
In feſten Händen haltend, ſtehn von fern;
Sie wollten ſich in heil'gem Eifer gern
Zum Dienſte dieſes Kind's bereit beweiſen.

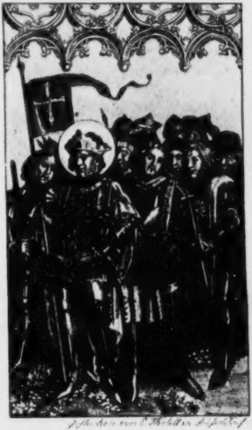
Doch näher zarte Jungfraun bei ihm ſtehn,
Die führen vor ihm auf geſchmückte Reigen,
Und nimmer ſoll die frohe Luſt vergehn.

Auf dieſe ſcheint des Kindleins Wort zu zeigen:
„Wollt ihr nicht frommen Kinderſinn erwerben,
„So ſeyd ihr nimmer meines Reiches Erben.“



[illegible] in Köln





Lichtdruck von [illegible]

## VII.

Ein Greis, den Gold und Schwert und Kron' umklirren,
Legt zu des Kindes Füßen ſeine Krone;
Ein Weiſer reichet einer Jungfrau Sohne
Der Auferſtehung Bild, im Duft der Myrrhen;

Ein Frommer, den die Welt nie konnt' verwirren,
Sagt: „Weihrauch bring ich dem, der von dem Throne
„Der Gottheit ſtieg, daß er bei Menſchen wohne,
„Und Sterne ſandt', daß wir vom Weg nicht irren.“

So thaten Fürſten, Weiſe, Heil'ge; holdes,
Auch mir gebornes Kindlein! Liebvoll ſchaue
Auch hin zu mir, wenn ich einfältig bete.

In Armuth nur ich vor dein Antlitz trete; —
Doch wenn ich liebe, glaube und vertraue,
So ſey's ſtatt Weihrauchs dir, ſtatt Myrrh' und Goldes!

## VIII.

Des deutſchen Doms erhabne, ernſte Würde
Zeigt uns Maria, wie in Himmelsmitten,
Und uns zu ſchützen ſind in edler Zierde
Hier Kön'ge, Helden, Jungfraun hingeſchritten.

Stillt, Heil'ge, unſre ſehnliche Begierde;
Legt zu des Kindes Füßen unſre Bitten,
Das ſühnend einſt des Erdenlebens Würde
Für uns getragen, und am Kreuz gelitten.

Fleht, daß wir glauben, was die Weiſen ſchauten;
Entzündet uns der Jungfraun zarte Liebe,
Begründet uns der Helden feſt Vertrauen.

Und dann laßt neu die treue Zeit uns ſchauen,
Wo dieſes Denkmal, daß es ewig bliebe,
Zum Lob und Preis Euch fromme Künſtler bauten.

## IX.

Wer bin ich, daß ich wollt' vermeſſen wagen,
Das Heiligſte der Kunſt und Frömmigkeit
Zu faſſen in der Rede Aermlichkeit,
Der Farben höchſten Zauber Dir zu ſagen?

Ich möchte wohl in bittern Thränen klagen,
Daß ich der Seele tiefſte Heimlichkeit,
Des Bildes überird'ſche Lieblichkeit
Nicht konnt' in Töne würdig übertragen!

Was endlich iſt, kann man in Worten zeigen:
Doch jenes hohe Werk der alten Kunſt
Kann kein Geſang der Dichter je erreichen.

Nur tief begeiſtert von der Jungfrau Gunſt,
Schuf Meiſterhand dies Bilde ſonder Gleichen,
Zugleich die Blüth' und Frucht der deutſchen Kunſt.

## X.

## Jubellied.

Von reinem Golde
Schwebt ein Duſt
Durch die Luſt
Um die Holde;
Schwellt das Kleid,
Wie durch milde
Himmelsbläuen,
Um der ſcheuen
Gottesmaid
Luſtgebilde;
Um das Kindlein
Wonnevoll;
Küßt ſein Mündlein
Minnevoll;
Gaukelt, rollt
Durch der Locken
Lieblich Gold. —
Blümlein locken
An dem Grunde;
Englein ſagen
Frohe Kunde;
Kön'ge tragen
Gold'ne Gaben;
Roſſe traben;
Krieger halten

Blanke Waffen;
Weiſe gaffen;
Fromme Alten
Staunen ſchier.
An dem Boden
Schwirrt der Käfer,
Summt das Thier.
Aus Einöden
Eilt der Schäfer.
Blümlein düften.
Aus den Grüften
Singt das Leben
Der Natur.
Liebesbeben
Fühlt die Flur. —
Bächlein weinen
Wonnethränen.
Selbſt in Steinen
Regt ſich Sehnen.
Sternlein leuchten
Aus der Ferne,
Möchten gerne
Hell'r leuchten.
Alles zeiget
Sich geſchwinde;
Alles neiget
Zu dem Kinde;
Alles reichet
Angebinde. —

Denn die kranke,
Todte Erde,
Die betrübte,
Ungeliebte,
Todesbange
See; die Heerde
In den Triſten;
Das zerknickte
Blümlein ſchöne;
Das erſtickte
Laubgetöne;
Das verirrte
Klare Brünnlein,
Das verwirrte
Menſchenſöhnlein
Will von Sünd'
Frei'n das Kind;
Liebe ſtiften;
Ihnen geben
Neues Leben;
Will ſie wieder
Eintracht lehren,
Will die Brüder
Sich vermehren.
Sanſte Minne
Iſt ſein Wort,
Die da brinne
Ewig ſort.
Frommem Sinne

Jeder Ort
Dann iſt Himmel.

* * *

Welch Gewimmel
Reißt mich fort!
Weiche Stimmen
Hör' ich dort!
Sternchen glimmen.
Zarte Kinder,
Wunderhold,
Schön nicht minder!
Minneſold
Muß mir werden!
Fromm Geberden
Zeigen ſie;
Blumengrunde
Gleichen ſie;
Zu dem Kinde
Neigen ſie.
O wo finde
Ich ein Lied,
Euch zu ſingen,
Holde Mädchen?
Goldne Kettchen
Euch umringen,
Und ihr glüht,
Wie im Lenze
Junge Röslein,

Feuchtem Röslein
Kaum entblüht;
Lilien auch,
Deren Kränze
Süßen Hauch
Ausgeſprüht,
In der Tänze
Liebesgluth. —
Zarte Liebe
Zu dem Kinde
Iſt Euch Leben.
In Euch beben
Wonnetriebe
Sanſt und linde. —
Dich vor Allen,
Holdes, kleines,
Taubenreines
Luſtgeſchöpfchen,
Deſſen Köpfchen
Perlentröpfchen
Reich umwallen;
Das du wandern
Willſt zum Lamme
Vor den Andern,
Vor dem hohen,
Liebesfrohen
Bräutigame,
Der vor dir
Steht in Zier, —

Dich vor Allen
Möcht' ich minnen,
Möcht' zerrinnen
In dem Dufte
Deines Mundes,
Möcht' die Lüfte,
Die du haucheſt,
In mein wundes
Herze trinken.
Wenn du taucheſt
In die Gluten,
Möcht' ich ſinken
In die Fluten,
In den Spiegel
Deiner Schöne. —
Auf der Töne
Liebesflügel
Möcht' ich gaukeln;
Auf den Worten
Deiner Lippen
Möcht' ich ſchaukeln;
Möchte nippen,
Wie die Borten
Deines Kleides
Von dem Thau
Süßen Leides,
Der dem Blau
Deines Blickes
Hell entquillt.

Ach wer ſtillt
Meines Glückes
Heißes Sehnen! —

* * *

Waffen tönen,
Fromme Männer,
Hehr und weiſe
Treten leiſe
Zu dem Kinde;
Durch die Banner
Spielen Winde.
Von den Mannen
Einer ſpricht:
„Fern von dannen
„Ruft die Pflicht.
„Heil uns Allen,
„Die wir wallen
„In der Liebe
„Zu dem Grabe,
„Das dich trübe,
„Holder Knabe,
„Einſt umſchloß!
„Eilen wir!
„Wo einſt floß
„All dein Blut,
„Weilen wir!
„Blut und Gut
„Theilen wir!

„Unſre Schmerzen
„Sind verſchwunden;
„In den Armen,
„An den Herzen
„Voll Erbarmen,
„Unſre Wunden
„Heilen wir!“
Amen.

# Wie eine todte Frau wieder vom Grabe erſtand.

1357.

Cronika von der h. Stadt Köln. Pag. cclxxxvi. a.
Gelenius de admir. Magnit. Colon. Pag. 202.

Es iſt merkwürdig, daß die Sage von einer todten und wieder erſtandenen Frau, beinahe auf gleiche Weiſe, in vielen groſſen Städten Deutſchlands erzählt wird. (S. z. B. Minerva, Taſchenbuch für d. J. 1815, Seite 177 · flg.) Wir theilen ſie hier mit nach unſerer alten, 1499 gedruckten, kölniſchen Cronik und nach andern Geſchichtbüchern der Stadt, und haben ſelbſt noch die Pferde geſehen, die als angebliches, doch auch oft, und vielleicht mit Recht, bezweifeltes Denkmal dieſer Geſchichte an den Speicherfenſtern des ehemaligen Hackeneiſchen Hauſes auf dem Neuen Markte ſtanden.

## Romanze.

Hier unten an dem Rheine,
Da liegt ein ſchönes Land,
Es wegt die Luft ſo reine
An keinem deutſchen Strand;
Das Leben wallt ſo milde,
Es ſchwellt der Wald ſo grün,
In keinem Luſtgefilde
Mag baß die Freude blühn.

Der Strom, der zwiſchen Höhen
Durch Blumenthale rann,
Wo dunkle Eichen ſtehen,
Sein Raſenbett gewann;
Der ward von grünem Schimmer
So minniglich entzückt,
Daß wie Schmaragd er immer
Aus tiefen Augen blickt.

Da laſtet auf den Bergen
Manch altes Ritterſchloß.
Noch ſieht man bei den Zwergen
Dort Rieſen ſtehn, mit Roß,
Und Helm und Schwert; die ſprengen
Den Burgweg kühn hinan,
Als ſollt's in wildem Drängen
Zu Ebentheuer gan.

Auch wenn im Mondenſcheine
Die ſtillen Bächlein gehn,
Und Lüfte durch die Haine,
Durch Laub und Blüthen wehn,
Dann ſchwebt aus dem Gemäuer
Ein Fräulein zart und ſchön,
(Zu ſchau'n iſt's nicht geheuer)
Auf den bethauten Höhn.

Ein hoher Ritter eilet
Aus einer andern Burg,
Der bei dem Fräulein weilet
Die ſchwüle Nacht hindurch.
Ein Wächter heißt ſie ſcheiden,
Weil ſchon der Morgen graut,
Und trennt in Schmerz und Leiden
Den Ritter von der Braut.

Dort ſteht auf jenem Felſen
Ein altes Schloß allein,
Da wollt' ſich Jungfer Elſen
Ein tapfrer Degen frey'n.
Ein anderer Recken brennet
Zur Maid in Minnequal;
Doch Kopf und Rumpf ihm trennet
Des Gegners guter Stahl.

Und wo die Holztaub girret
Zu Nacht im ſtillen Wald,
Fernhin am Teiche irret
Die traurige Geſtalt.
Auf eignen kalten Händen
Ihr glüh'nder Schedel ruht
Die hohlen Augen ſpenden
Noch heiße Thränenflut.

Und wie in jenen Zeiten
In das gelobte Land
Viel Mannen mußten reiten,
Hin, wo der Chriſt erſtand,
So hört man noch bisweilen
Zu Nacht in wildem Zug
Viel dunkle Ritter eilen,
Gebannt durch argen Fluch.

Wer dort die Treu gebrochen,
Wer böslich ſich verging,
Der wird jetzt dort gerochen,
Sein Leid iſt nicht gering.
Er klirrt in ſchweren Ketten
Durch Berg und Thal; ihn kann
Nur fromme Sühne retten,
Den tiefgebeugten Mann.

Er eilt auf finſtern Wegen
Oft zu den Wandrern hin,
Will gern ihr Mitleid regen,
Wenn ſie zum Kreuze ziehn.
Man fragt, ihn zu erlöſen:
„Sagt! was iſt Eu'r Begehr?“
Doch er verſtummt; vom Böſen
Iſt er gequält zu ſehr.

So wankt er hin. — Dann ſchallet
Ein Hifthorn hell und klar.
Der wilde Jäger wallet
Mit ſeiner muntern Schaar.
Doch jeder mag ſich hüthen,
Daß er ihn nicht erreicht;
Wer nahet ſeinem Wüthen,
Zu Tode bald erbleicht. —

Da liegt in kühlen Thalen
Ein ſilberheller See,
Es nannten keine Zahlen
Noch ſeine Tiefe je.
Dort prieſen Kloſterbrüder
Einſt Gott mit frommem Sang,
Bis in den Abgrund nieder
Der Dom mit ihnen ſank.

Und wenn nun ſtille Beter
Im Abendſcheine gehn,
Sie noch die grauen Väter
Durch bunte Fenſter ſehn,
Und hören die Geſänge
Des Chors aus tiefem Grund,
Als thät dort fromm die Menge
Stets Gottes Lob noch kund.

Und an dem Moor, im Schilfe,
Da ruft's ſo ſchauerlich,
Das Nönnlein ſchreit um Hilfe,
Weil ſein Herzlieb entwich.
Sein Kindlein dort der Graben
Am Hochgerichte birgt,
Es hat zuerſt den Knaben
Und dann ſich ſelbſt erwürgt.

Und ſeine Füße ſtarren;
Ganz im Gewand verwirrt
Muß es des Wanderers harren,
Der durch den Abend irrt.
Dem ſpringt es auf den Rücken,
Die Laſt zur Erd' ihn beugt,
Will ihn zu Tode drücken,
Bis er das Grab erreicht. —

Wer kann es all verkünden,
Was in dem Land geſchah,
Auf Bergen und in Gründen,
In Städten fern und nah! —
Jetzt wohnt das Volk im Thale,
Sieht zum Gebürg hinan,
Und hört bei frohem Male
Die alten Mähren an.

Auch ſitzt man oft vertraulich
Zu Nacht im Kämmerlein,
Und hört, was fromm, erbaulich
Ein alter Mann, beim Schein
Der Lampe, von dem Hauſen
Der grauen Zeiten ſagt,
Und Knab' und Mägdlein grauſen —
Keins umzuſchauen wagt.

So will auch ich berichten,
Was einſtens iſt geſchehn,
Es iſt aus den Geſchichten
Der alten Zeit erſehn.
Auch kündet uns die Mähre
Noch alte Schilderey. (1)
So gebet Gott die Ehre,
Der ſtets geprieſen ſey! —

Die alte Stadt von Cöllen
Iſt aller Welt bekannt,
Sie wird an vielen Stellen
Die heilige genannt.
Das Blut im Glaubensſtreite
Hier manchem Held entrann,
Bis er nach ſeinem Leide
Die Marterkron gewann.

---

(1) Vor wenigen Jahren wurde erſt ein kleiner Nebenbau der Stiftskirche zu den h. h. Apoſteln abgebrochen, wo dieſe Sage ſo ſchauerlich an die Wand gemalt war, daß das grauſenvolle Antlitz des erſchrockenen Todtengräbers zum Sprichwort geworden, und ſich bis auf dieſen Tag in der Stadt erhalten hat.

Drum glänzt von ſchönen Thürmen
Die Veſte weit umher,
Und ihre Heil'gen ſchirmen
Sie ſtets in ſichrer Wehr.
Auch ſind viel Wunderzeichen
Von jeher dort geſchehn
An Armen und an Reichen,
Die bei den Gräbern flehn.

In grauen Zeiten lebte
Ein Mann da ſchlecht und recht,
Hochhin in's Alter ſtrebte
Sein adelich Geſchlecht.
Sein Haus und Thürmlein lagen
Am Neumarkt, wohl bekannt,
Wo hoch die Zinnen ragen,
Apoſtelnſtift genannt.

Er wandelte in Züchten
Mit ſeinem Ehgemahl,
Wußt' Streit und Zank zu ſchlichten,
Half gern und überall.
Auch war er in dem Rathe
Ein ehrenfeſter Mann,
Im hohen Syndikate
Saß er mit oben an.

Vom Stamm der Aducht führte
Herr Mengis Schild und Nahm'; (2)
Sein Haus Richmodis zierte, (3)
Die er zum Weibe nahm.
Sie lebten treu und friedlich
Mit Gott und mit der Stadt,
Und ſchafften unermüdlich
Den Armen Rath und That.

---

(2) Herr Mengis war aus dem Geſchlechte der von der Aducht (ab Aquæductu), einem der älteſten in der Stadt. Dieſes aber ſoll den Nahmen von dem großen Canal führen, der von fernen Gebirgen herkommt, und in der Domkirche zu Cöln endigen ſoll. Ueber die Entſtehung dieſes äußerſt merkwürdigen Canals ſind die Alterthumsforſcher nicht einig. — Andere glauben auch, daß jene Familie an dem, noch jetzt durch die Stadt fließenden, und ſchon in der alten Zeit für Gewerb und Manufaktur wahrſcheinlich ſehr wichtigen, Bach wohnten, und über denſelben die Aufſicht hatten. In Rom gab es eben ſolche.

(3) Overſtolz von Liſolphkirchen (vulgo Lyskirchen) war der Stammnahme der Frau Richmodis von Lyskirchen. Das Geſchlecht der Overſtolzen iſt eines der älteſten, nun freilich auch ausgeſtorbenen, kölniſchen Geſchlechter, und vielleicht noch römiſchen Urſprungs. Der Beinahme, von Liſolphkirchen, rührt von einem alten Ritter, Liſolph, dieſes Geſchlechtes her, welcher die gleichnahmige Kirche der heiligen Maria auf dem Ufer, eine der allerälteſten in Cöln, entweder ſehr bereicherte und vergrößerte; oder noch wahrſcheinlicher Patron derſelben, und der bei derſelben (damals noch außer den Stadtmauern) gelegenen Herrſchaft war.

So floſſen manche Jahre
In Eintracht ihnen hin.
Viel ſandte zum Altare
Richmodis frommer Sinn.
Sie bat und fleht' in Demuth
Zu Gottes Mutter ſtets,
Und ſtillte Schmerz und Wehmuth
Im Balſam des Gebeths.

Denn Beyder treuen Liebe
Kein Kindlein war geſchenkt;
Drum ſah man gram und trübe
Sie ſtets in Trau'r verſenkt.
Wer ſoll in alten Tagen
Ihr Stab und Pfleger ſeyn?
Sie ſind in Leid und Klagen
Dann allzuſehr allein! —

Drob grämte ſich der Ritter
Gar ſehr in ſtillem Schmerz;
Es floß ſo ſchwer und bitter
Der Kummer in ſein Herz!
Richmodis aber ſandte
Nur Seufzer zu dem Herrn,
Und an Maria wandte
Sie ſich ſo treu, ſo gern:

„Mutter des Ewigen!
„Denke der ſeligen
„Botſchaft doch nun,
„Die Dir der Engel bracht':
„Gott wolle Lieb und Macht
„Kund an Dir thun!“

„Denke der Freuden groß,
„Wie dort auf Deinem Schooß
„Das Kindlein ſaß;
„Wo Du nur Huld und Luſt
„Fühlteſt an Mutterbruſt,
„Ohn' Ziel und Maaß.“

„Warum muß freudenlos
„Ich ſtehn, dem Leiden bloß,
„In Traur allein?
„Mutter, löſ' meine Schuld,
„Laß mich durch deine Huld
„Auch Mutter ſeyn!“

So ſprach in ſtiller Klage
Die fromme Rittersfrau,
Wenn ſie am frühen Tage
Und ſpät im Abendgrau
Auf ihrer kleinen Zelle
Das Roſenkränzlein wand,
Wenn ſie in der Kapelle
Vor Gottes Mutter ſtand. —

Da mocht's ihr einſt bedünken,
Als ob der Jungfrau Bild
Ihr huldreich thäte winken,
Und wunder lieb und mild:
Als öffnet ſie das Mündlein
Und ihre Augen zart,
Und würd' von fernen Stündlein
Ihr etwas offenbart.

Ein Todtenköpflein reichet
Maria ihr mit Huld,
Und Frau Richmodis ſchweiget
Und nimmt es in Geduld.
Doch aus dem Schedel heben
Drei Roſen ſich hervor,
Aus deren Dufte ſchweben
Drei Englein ſanft empor. —

Richmodis ſieht das Zeichen,
Doch dunkel iſt der Sinn.
Die Kräfte ihr entweichen,
Sie ſinkt auf's Lager hin; —
Und ſtets in ſüßen Träumen
Drei Roſen vor ihr blühn,
Stets wie aus Himmelsräumen
Sieht ſie drei Englein ziehn.

Allein ihr iſt ſo bange,
Das Herz wird ihr ſo ſchwer, —
Herr Mengis bleibt ſo lange,
Das kümmert ſie ſo ſehr.
Der ſaß im hohen Rathe; —
Sein Lieb das war ſo krank,
Und als er endlich nahte,
Sie mit dem Tode rang.

Der Ritter ſich entſetzte,
Ihr Weh das Herz ihm brach,
Ihr Lager er benetzte
Mit Thränen Nacht und Tag.
Er konnte nicht erfragen
Der Trauten Schmerz und Noth.
Und ſchon nach dreien Tagen
Da war Frau Richmod todt. —

Drob ſank in Traur und Leiden
Der tiefbetrübte Mann,
Wollt' auch von hinnen ſcheiden,
Wollt mit der Lieben gan.
Er zierte ſie mit Golde
Und reichem Edelſtein,
Es ſollte ſtets die Holde
Ihm noch verbunden ſeyn.

Auch ließ als Pfand der Treue
Er ihr den gold'nen Ring,
Den ſie in heil'ger Weihe
Als Braut dereinſt empfing.
Den nahm von ihm die Gute
Hinunter mit ins Grab.
Er ſprach in trübem Muthe:
„Sänk' ich bald auch hinab!“ —

Da lag in kühlem Grunde
Geziert ſo ſchön und reich
Zur mitternächt'gen Stunde
Frau Richmod ſtarr und bleich. —
Und ſtets ihr noch in Träumen
Drei ſchöne Röslein blühn,
Stets, wie aus Himmelsräumen,
Sieht ſie drei Englein ziehn.

Doch ſie den Röslein ſaget:
„Ihr blühet nicht für mich!“
Doch ſie den Englein klaget:
„Ihr zieht nicht her für mich!
„Denn ſeht, ich muß hier weilen
„In tiefer dunkler Nacht,
„Bis ſich die Wolken theilen,
„Und neu der Morgen tagt.

„Schwebt auf, ihr ſüßen Düfte
„Zu Gottes Mutter hin!
„Schwebt auf in hohe Lüfte
„Ihr ſchönen Seraphin!
„Maria, keine Roſe,
„Kein Englein ſende mir,
„Mir wird wohl nur zum Looſe
„Ein Todtenköpflein hier.“ —

Und als ſie dies noch denket,
Vom Schlummer ſie erwacht,
Und fühlt ſich nun verſenket
In tiefe Grabesnacht.
„Maria, wird gerochen
„Mein Kleinmuth alſo ſehr,“
Sprach ſie, „ſo nimm —“ ein Pochen
Hört ſie rings um ſich her: —

Das Grab, der Sarg ſich lüften, —
„So nimm doch nun mich auf!“
Sprach's; von den Todesgrüften
Eilt was in ſchnellem Lauf.
Der Todtengräber fliehet,
Und läßt den reichen Schatz,
Um den er ſich bemühet,
Angſtvoll an ſeinem Platz:

Verläßt auch die Laterne
Zuſammt und ſein Geräth,
In großer Furcht ſchon gerne,
Wie es da liegt und ſteht. —
Frau Richmod ſich erhebet, —
Sieht nach dem Grab ſich um, —
Hört fern den Mann noch, — bebet,
Und dankt Gott ſtill und ſtumm.

Und mit dem Lämpchen ſchleichet
Sie von dem Kirchhof fort,
In Graus und Froſt erreichet
Sie ihres Hauſes Pfort'.
Sie pocht, ſo wie Geſpenſter,
Mit matten Händen an,
Bis endlich wird ein Fenſter
Behutſam aufgethan.

Der Ritter war's. Der fragte:
„Wer ſtört hier meine Ruh
„In finſtrer Nacht?" und machte
Das Fenſter wieder zu. —
Allein Richmodis pochte
Von neuem mehr und mehr,
Die kalte Nachtluft mochte
Sie drücken gar zu ſehr.

Der Ritter kehret wieder. —
„Könnt Ihr in Nacht und Graus,
„Mein Ehherr und Gebieter,
„Mich ſchließen vor das Haus?
„O traget doch Erbarmen,
„Viel lieber Hauswirth mein!
„Gönnt der erſtand'nen Armen
„Eur kleinſtes Kämmerlein."

So ſagt die Frau. Der Ritter
Erſchrickt ob dieſer Mähr',
Und ſpricht durch's Fenſtergitter:
„Mein Lieb kehrt nimmermehr!
„Iſt's gleich auch ihre Stimme,
„Iſt's doch nur ein Geſicht!" —
Zu wehren Gottes Grimme
Er De profundis ſpricht.

Allein Richmodis weinet,
Hüllt ſich in's Todeskleid,
Fleht, daß ihr nun erſcheinet
Der Herr in ihrem Leid. —
„So mögen denn zum Zeichen
„Erſt meine Roſſe nun
„Hinauf zum Boden ſteigen,
„Statt in dem Stall zu ruhn!"

Sagt er. — Und Gottes Güte
Viel Wunderding vermag,
Zu frey'n ein fromm Gemüthe
Aus ſchwerer Pein und Klag: —
Herr Mengis hört die Gäule,
Wie ſie mit ſchwerem Gang
Zum Söller ziehn in Eile
Schon ſeiner Stub entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer,
Er rennt zu ſeinem Weib;
Die ſtand, an feuchte Mauer
Gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht' und faßte
Sie küſſend in den Arm,
Trug ſchnell dann die Erblaßte
Zum Bette ſanft und warm.

Herr Mengis, ſeine Mägde
Und Diener hocherfreut,
Ein jeder ihrer pflegte
In Luſt und Herzlichkeit.
Da ward von allen Seiten
Viel Treu' und Lieb' geübt,
Gott kann zur Freude leiten,
Wen er zuvor betrübt.

Auch ward in wenig Tagen
Frau Richmod ganz geſund,
Und nach ſo vielen Klagen
Ward jung die Hochzeitſtund.
Oft ſchien noch die Geſchichte
Der Frau und ihrem Mann,
Als hätt' ſie ein Geſichte
Getäuſcht in Trug und Wahn.

Auch ſcholl zu jedem Ohre
Alsbald die Wundermähr,
Und zu des Hauſes Thore
Drängt' bunt das Volk ſich her.
Und traun! da ſehn die Pferde
Vom Söller ſtumm und ſtarr
Hinunter auf die Erde,
Und ſehn noch manches Jahr. (4)

---

(4) Bis in den neueſten Tagen der helle Blitzſtral gefühlloſer Aufklärung vor dieſer, wie vor ſo manchen andern, ehrwürdigeren und bedeutſameren Hieroglyphe kühn den morſchen Schleier der alten Sage und ſchauerlichen Geſpenſtigkeit wegriß, ſie kritiſch entzifferte, und ſie dann mit aberwitzigem Hohngelächter zu Boden ſchlug! —

Richmodis aber ſpinnet
Still in dem Kämmerlein,
Und lacht nie mehr, und ſinnet,
Dem Herrn zu Dank zu ſeyn.
Sie weihet manche Gabe
Maria und dem Kind,
Die ſelbſt in tiefem Grabe
Ihr hold geweſen ſind. —

Und wie drei Röslein ſchweben
Zu ihr drei Kindlein hin,
Die als drei Englein leben
Und für den Himmel blühn. —
So ward am End' erfüllet
Richmodis heiß Begehr,
In ihrem Herzen quillet
Stets Gottes Lob und Ehr.

Sie wob ein ſchön Gebilde
Mit eigner zarter Hand,
Das ſie dann fromm und milde
Zu ihrer Kirche ſandt'.
Da war es lang zu ſehen,
Es hing zur Faſtenzeit
Im Chore von den Höhen
In Pracht und Künſtlichkeit. (5)

---

(5) Ehemals waren die Presbyterien immer durch Laub- oder Gitterwerk von demjenigen Theile der Kirche abgeſchloſſen.

Maria und der Jünger
Sah man am Kreuze ſtehn,
Wie ſie zum ſtarken Ringer
Für's Heil der Menſchen flehn.
Am Kreuze liegt der Schedel
Auf dem die Roſen blühn,
Und rechts und links hochedel
Die Rittersleute knien.

Und aus den Roſen heben
Drei Englein ſich empor,
Die zu dem Heiland ſchweben
In wunderſüßem Chor.
So hat uns zum Gedächtniß
Richmod das Tuch geſtickt,
Und es dann zum Vermächtniß
In jenes Stift geſchickt.

---

in welchen das Volk ſaß, um dieſem den zu freien Aufblick zu den Myſterien, die am Altare vorgingen, zu verwehren. Zur Faſtenzeit aber, wo die Myſterien noch bedeutſamer wurden, hing von der Höhe des Chors ein großes Tuch herunter, auf welchem meiſtens die Leidensgeſchichte, das Kreuz u. dgl. gemalt oder geſtickt war. Jean Paul, in ſeinen Briefen und bevorſtehendem Lebenslauf, Vorrede S. IX., nennt es Hungertuch.

Lang ſtöhnt' es auf dem Grabe,
Das nun das Paar vereint,
So ſchauerlich, als habe
Der Leichenſtein geweint. (6)
Allein den frommen Beiden
Gab Gott auf ſeinem Thron,
Nach ihren vielen Leiden,
Der treuen Liebe Lohn.

---

(6) Der Grabſtein, welcher noch bis zu ſpäten Zeiten angeblich auf Richmodis und Mengis Grab lag, gab durch den hinüber wehenden Wind einen ſo ſeltſamen, melancholiſchen Ton, daß die Kinder der Nachbarſchaft mit heiligem Schauer das Ohr daran legten, und ſich dabei der Sage von der erſtandenen Frau erinnerten. Auch der Umſtand, daß die Frau nach ihrer Erſtehung nie mehr gelacht, das Faſtentuch aber mit eigener Hand geſponnen und gewebt habe, iſt treu nach der alten Sage.

# Anſichten
# der
# Kunſt des deutſchen Mittelalters.

Im Drang des vollen, tieferregten Herzens, jedoch nicht ohne heimlichzage Schüchternheit, verſuche ich von jener Zeit zu ſprechen, die wie ein fernes Zauberland ſich unſern Blicken zeigt — wundervoll, geheimnißreich und rings von Duft und Dämmerung umwoben. Da iſt kein Weg, der uns unmittelbar zu ihm hinüber trüge, kein Blick ſo ſcharf, das Weitentfernte zu erkennen; aber zwiſchen ihm und uns ragen *blühende Inſeln* aus dem Strome der Zeiten hervor, und auf dieſen kommt man ihm näher und näher, und immer heller und klarer entfaltet ſich dem ſehnenden Auge das Land mit ſeinen hohen Bergen und Felsfeſten, ſeinen ſtillen Thälern und Münſtern, und den ſeltſamen Geſtalten, die da ruhen und wandeln. —

Die **Werke der Kunſt**, die uns in Wort- und Ton-, in Farben- und in Stein-Gebilden das eigenſte, höchſte und verborgenſte Weſen und Streben der Menſchen offenbaren, gleich wie die Blumen der Pflanzen innerſtes Leben im Duft, im Farbenglanz, in ſchönen Formen auszuſprechen ſuchen, — ſie ſind es, die dann, wenn längſt ſchon alle eiteln, großgewähnten Menſchenthaten begraben liegen, in tiefer ewiger Nacht — noch hell und glänzend über die Finſterniß hervorragen als nimmer erdunkelnde Sterne an der Menſchheit geiſtigem Himmel, — als unverwelkliche Blüthenknospen eines ſchönern, höhern Frühlings. Aber mehr als bei andern Völkern und in andern Zeiten ſpiegelt ſich unſers Volkes Geiſt im Mittelalter vorzüglich und ſchier alleinig in ſeinen Kunſtwerken, theils weil ſeine Kunſt, wie ſie mit ihren erſten Anfängen unmittelbar im Leben wurzelte, auch darinnen fortwuchs bis zu den Zeiten ihrer Entartung, — theils weil keine große Geſchichts-Epoche ärmer an eigentlichen Vernunftwerken iſt, und an zureichenden, hiſtoriſchen Darſtellungen. — Vergeblich zwar wird man in ihnen das Gedächtniß ſo mancher kleinlichen Kriege, Fehden und anderer einzelnen Begegniſſe ſuchen; — dieſe gehören allen Zeiten an und gehen billig mit dem Augenblicke, der ſie geboren, unter; — aber den Geiſt, das Herz der Zeit, die herrſchenden Gedanken und Gefühle, die ſich immerdar anderſt geſtalten, kurz, — die Liebe und den Haß der volksthümlichſten Menſchen geben ſie uns deutlich und unverſtellt zu erkennen. Der Trauben Saft fließt vom Kelter in die Gefäße und wirft das Erdige, Unlautere aus, oder es ſinkt unter; erſt von beidem befreit, bleibt das Eigentliche — der Wein — und bildet den Geiſt des Jahres, der ſtark iſt oder ſchwach, je nachdem die Sonne viel oder wenig auf guten oder ſchlechten Boden ſchien. — Aber vor allen andern Offenbarungen der Kunſt nimmt die Poeſie in der Weltbetrachtung die erſte

Stelle ein, theils weil ſie ihrem innern Weſen nach das Weltall umfaßt und durchdringt, — und das Mittel ihrer Darſtellung — die Sprache — das allgemeinſte, biegſamſte und geiſtigſte iſt; theils weil ihre Geſtaltungen am wenigſten der Vernichtung durch Zeit und Umſtände unterworfen ſind, und, geſchichtlich betrachtet, den durchgreifendſten Einfluß auf die Bildung des Menſchengeſchlechtes ausgeübt haben. — So findet man auch, wenn die Forſchung bis zu den Anfängen aller Geſchichten hinaufſteigt, daß ſie ſämmtlich aus dem Urborn der Poeſie ſchöpften, gleichwie jeder große, bedeutende Volksſtamm im Himmel wurzelt, und der Gott eines Volkes zugleich ſein Urvater iſt. Anderſeits herrſcht eine ſolche innige Blutsverwandtſchaft zwiſchen der Sprache und Poeſie jedes eigenthümlichen Volkes, daß man mit vieler Gewißheit auf beider gemeinſchaftlichen Urſprung ſchließen kann. Endlich möchte ich behaupten, daß ſelbſt die Religion uranfänglich mit der Poeſie in Eins zuſammenfließt; ſie erzeugten ſich wechſelſeitig: der reine, einfältige Geiſt dichtete (nicht erdichtete) den Glauben; dieſer ergoß ſich wieder in Dichtungen. — So mag denn unter dem Morgenroth, dem die Memnonsſäule entgegen tönt, die Poeſie verſtanden ſeyn, deren erſtem, ſüßem Liebesblick die Herzen aller Creaturen in ſeliger Harmonie entgegen klangen.

Wie aber die Sonne unter jedem Himmelsſtrich beſondere und verſchiedenartige Kräuter und Blumen hervorruft, ſo wird auch jedes Stammvolk von der Poeſie mit eigenthümlichen Dichtungen ausgeſtattet, und der Reichthum und die innere Fülle derſelben möchte wohl den ſicherſten Maßſtab für die Beſtimmung des Werthes der verſchiedenen Völker abgeben. Welchen Rang dieſemnach die Deutſchen einzunehmen berufen worden, möchte ich in folgender allgemeinen Ueberſicht ihrer alten, volksthümlichen Kunſt — anzudeuten vermögen.

Die römiſchen Schriftſteller, welche uns Nachrichten über die germaniſchen Völkerſchaften hinterlaſſen, und in denſelben ſich oft widerſprechen, ſtimmen jedoch darin überein, daß die Deutſchen viel und gerne ſangen. Allein nur Tacitus, der gründlichſte Geſchichtſchreiber der Römer, berührt mit wenigen Worten den Inhalt einiger jener Volksgeſänge, zu wenig, um unſre Wißbegierde zu befriedigen, zu viel, um nicht aus ſeiner Angabe auf die Mannigfaltigkeit und Bedeutenheit derſelben ſchließen zu laſſen. Bei der damals herrſchenden Vorliebe für den Krieg mögen die Lieder, welche beim Beginn und während der Schlacht zur Entflammung unwiderſtehlichen Muthes mit fürchterlichem Toſen von den Barden angeſtimmt wurden, die zahlreichſten, und ihr Inhalt — die Herrlichkeit der Sieger in Walhalla, die Schande der Knechtſchaft und der Ruhm der Vorfahren — geweſen ſeyn. Ihre Wirkung und ihr Werth hingen aber von der augenblicklichen Begeiſterung der Barden ab. Bedeutender waren gewiß jene mehr geſchichtlichen Geſänge, welche den gewaltigſten Helden (dem Tazitus, wahrſcheinlich aus Analogie, den Namen Hercules gibt) und den welterfahrenſten Krieger (den er Ulyxes nennt) zum Gegenſtande hatten. Solche und neuere auf Hermann und ſpätere Helden waren es wohl auch, die Venantius Fortunatus im fünften Jahrhundert mit Begleitung der Harfe abſingen hörte. Die wichtigſten und älteſten Dichtungen waren aber unſtreitig diejenigen, welche die Theo- und die

Cosmogonie der Teutonen enthielten. Daß dieſe urſprünglich ſehr einfach und naturgemäß geweſen, läßt ſich aus der Zuſammenſtellung der, im Tacitus zerſtreuten, Bemerkungen über die Religion der Germanen abnehmen. Welchen Einfluß ſpäter die Erſcheinung Odin's, des Helden, Propheten oder Dichters, und der an ihn ſich knüpfenden Götterlehre auf die Volksdichtung gehabt, kann man bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten aus den zwei, den großen Völkerwanderungen vorhergehenden Jahrhunderten auf keine Weiſe beſtimmen. — Nichts Zuverläßigeres läßt ſich von den uralten Heldendichtungen der Gothen, die, im Norden Deutſchlands entſprungen, durch Sitten, Kunſt und Sprache mit uns verſchwiſtert blieben, angeben. So viel nur ſcheint erwieſen, daß dieſe, nach Jornandes, in Begleitung einer Zither, vorgetragenen Geſänge inhaltſchwer und in der älteſten Volksüberlieferung begründet waren, indem ſie nicht allein in der Folge zum Theil den Stoff zu den herrlichſten Dichtungen des Mittelalters hingaben, ſondern auch ihre Helden in manchen Sagen und Liedern Skandinavien's wiedergefunden werden. Was die Form der einen und andern deutſchen Geſänge betrifft, ſo möchte ich von den Kriegsliedern mit Zuverſicht behaupten, daß ſie in wenigſilbigen Verſen raſch und feurig dahinſtrömten, wie auch die Lebenspulſe bei Annäherung des Kampfes ſchnell und hörbar ſchlagen; — von den theomythiſchen und den Helden-Geſängen aber ſteht ein Gleiches zu vermuthen, wie noch im neunten Jahrhundert der Siegsgeſang Ludwigs über die Normannen ſo abgefaßt wurde, wie uns die älteſten Ueberreſte nordiſcher Skaldenpoeſie bezeugen, wie ſchließlich die Erfindung und mündliche Ueberlieferung bei faſt allgemeinem Mangel der Schrift es nothwendig machten, dem Gedächtniß nur kurze, leicht zu faſſende

Säze zu vertrauen; dieſes letztere um ſo mehr, da die bei allen germaniſchen Stämmen bis ins neunte Jahrhundert allgemein und ausſchließlich übliche Alliteration das einzige, man könnte ſagen, ſtachlichte, rauche Band der Verſe war. — Die Form, von dem raſchen und ſchweren Strome des Inhalts, wie von einem gewaltig hervorſprudelnden Quelle übermächtigt, wurde ſicherlich nur entfernt bemerkbar. — Somit begründet ſich das Gleichniß, daß, wie die Natur ihre jugendliche Kraft zuerſt im Schaffen formloſer Ungethüme verſuchte, ſo auch die Poeſie ihre Allmacht zuerſt in gehaltſtrotzenden aber formarmen Geſängen offenbart, bis ſie allmählig, wie jene, zu ſchöneren Geſtaltungen übergeht. Und wie die erſten Werke der Natur von den ſtürmenden Meeresfluthen, ſo ſind unſere früheſten Dichtungen vom Zeitenſtrome verſchlungen und begraben worden; nur hier und dort treffen wir in tiefverborgenen Höhlen und Klüften auf eine Rippe, einen Zahn jener urälteſten Rieſengeſtalten; ſelbſt die tiefſte Forſchung vermag nur ein dämmerndes Licht über jene Epoche zu verbreiten. — Gewiß iſt, daß die mit der Hälfte des dritten Jahrhunderts beginnenden Völkerwanderungen viele der älteſten Volksdichtungen, die an beſtimmten Bergen, Wäldern, Kampfplätzen hafteten, in Vergeſſenheit bringen, daß die alten Helden durch den Glanz der neuern verdunkelt und verdrängt werden mußten. Anderſeits begonn das Licht des Chriſtenthums in die Finſterniß des allgemein verſchlechterten Heldenthums zu ſcheinen und Europa zu einem friſchen höheren Leben aufzuwecken. Nicht allein die eiſerne Naturkraft des Nordens rang mit dem liſtigen Süden um die irdiſche Herrſchaft der Welt, ſondern auch der milde, einige und dreifaltige Gott des Orients bekämpfte den Wahn und die finſtern Götter des Weſten; alle Körper und

Geiſter wurden mit fortgeriſſen in die denkwürdigſte, ungeheuerſte Weltenſchlacht. In ſolchem chaosähnlichen Gewühle, in ſolchem betäubenden Waffengebraus mußte der linde, liebliche Geſang der Poeſie auf lange verſtummen. Nur an den glänzenden Höfen ihrer Lieblinge, eines gewaltigen Attila's, eines herrlichen Theodorichs ertönte noch ihr einſamer Ruf. Dankbar überbrachte ſie dagegen die Namen und Thaten dieſer Heldenkaiſer verſchönt und verherrlicht auf die ſtaunende Nachwelt. — Nur allmählig beruhigten ſich die Fluthen des ſtürmiſch-aufgeregten Menſchengeſchlechtes, ſtillte ſich der dumpfe Drang der wandernden Völker. Nur nach und nach vereinten ſich die angeerbte Sitteneinfalt und Freiheitsliebe der deutſchen Stämme mit der hohen, überſchwenglichen Religion Chriſti, und bildeten ſo die Elemente einer neuen, ſchönern Menſchenbildung. Aber hierüber floß eine lange Zeit trübe und gährend dahin: vernichtende Kriege wurden geführt mit Schwerdt und Feuer; ganze Reiche umgeſtürzt, neue auf ihre Trümmer gegründet; oft und ſchwer gegen ſlaviſche Horden geſtritten, und lange, bald mit Ueberredung, öfter mit Gewalt gegen tief eingewurzelten Volkswahn gekämpft, und als die Angriffe von außen her ſeltner wurden, gab es Krieges viel unter den Deutſchen ſelbſt, weil die Kraft der freien Männer nicht durch Geſetze noch durch eine feſte Staatsform gehalten und zum Zweckmäßigen verwendet ward. Wie noch hier und dort koloſſale, abgeriſſene Felsenſtücke, halbverſunken, als Zeugen ungeheurer Elementenkriege, aus der befriedeten Erde hervorragen, ſo gewahrt man noch jetzt auf den Berghäuptern Deutſchlands graubemooſte Trümmer uralter Burgen als lautredende Male jener gewaltigen Zeit. — Bei ſolchem fortwährendem Umſchwunge konnte die Poeſie unmöglich aufblühen, kaum das noch Vorhandene erhalten werden. Daß aber aus der vorcarolingiſchen Zeit, außer einigen wenigen Bruchſtücken, ſchier Nichts in der urſprünglichen Sprache und Form bis auf uns gekommen, mag größtentheils den chriſtlichen Miſſionairen zugerechnet werden, die gewiß alles aufbieten mußten, die alten Volksdichtungen in Vergeſſenheit zu begraben; denn dieſe riefen zum Krieg und zum Heldenmuth, wenn jene Frieden und Demuth predigten; die Lieder erweckten Kraft, die neue Lehre ſollte ſie zerbrechen. Selbſt im Anfang des eilften Jahrhunderts machte der Pabſt Sylveſter II. es ja noch dem geſammten Mönchsſtand zur Pflicht, alle Barden- und Skolden-Geſänge aller Orten aufzuſuchen und als Zauberbücher zu verbrennen, und in ähnlichem Sinne ließen Eduard I. die Barden der Walliſer hinrichten, Eduard III. die Barden der Schotten zerſtreuen und ihre Lieder und Geſchichten ſo viel als möglich vernichten, weil jene zu lebhaft an die Vorzeit erinnerten, dieſe die Freiheitsliebe ſtets wach erhielten. — Ungeachtet jener Bemühungen der Geiſtlichen müſſen jedoch die alten Erinnerungen noch lange fortgelebt haben, da ſpäterhin ſo viele merkwürdige Dichtungen erweislich aus denſelben hervorgingen. —

Aber immer mehr durchdrangen ſich die Elemente der deutſchen Volksbildung. — Kaiſer Karl — groß durch die Kleinheit ſeiner nächſten Nachfolger und durch eine gewiſſe angeborne Majeſtät, am größten durch kräftigen Willen, ſcharftn Verſtand und alles umfaſſenden Geiſt — war als Chemiker hinzugetreten und hatte ihre Durchdringung befördert. Er ließ Kirchen und Klöſter bauen, und bei denſelben, wie Harun-al-Raſchid bei den Moſcheen, Schulen errichten; er brachte Muſiker und Baukünſtler aus Italien nach Deutſchland, führte den Unterricht der Tonkunſt in den

Schulen ein, ließ zuerſt lateiniſche Bücher in's Deutſche überſetzen, verſchönte den Gottesdienſt und befeſtigte die alte Einfalt der Sitten durch Hervorrufung der alten einfältigen Gewohnheitsgeſetze. Aber auch der Poeſie war ſeine heldenmüthige Seele offen. Wie ſein Zeitgenoſſe, der däniſche König Regner Lodbrog, und wie der ihm in vielem ſo ähnliche Alfred, der Vater Englands, — ſo ward auch er von den überalten Dichtungen, welche die Thaten und Kriege der vaterländiſchen Könige und Helden beſangen, ergriffen, und er war der erſte Deutſche, der ſie aus dem Munde des Volkes ſammeln und aufzeichnen ließ. Leider hat die beſchränktere Geſinnung ſeiner Nachfolger dieſe koſtbare Sammlung vernichtet oder doch vermodern laſſen. Das, vielleicht noch aus derſelben herrührende, Bruchſtück des Hildebrandsliedes, das gegen Ende des achten Jahrhunderts geſchrieben zu ſeyn ſcheint, und das zufällig aufgefundene Siegeslied eines weſtfränkiſchen Königs über die Normannen, welches aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, — berechtigen hinlänglich zum Bedauren jenes Verluſtes; dieſes wegen ſeinem entſchiedenen poetiſchen Werth, jenes wegen ſeinem Zuſammenhang mit dem frühern und ſpätern Volksepos. Beſonders muß man in den benannten Denkmalen das Tonvolle, die bündige Kraft und den erhabenen Klang unſerer Urſprache, die damals ſchon im Vergleich mit den Sprachen anderer ungebildeter Völker ungemein reich und bedeutungsvoll war, bewundern. In wie mannigfachen Formen ſich übrigens ſchon damals das dichtende deutſche Gemüth verſuchte, erweiſet ſich aus Kaiſer Karls und aus ſeines Sohnes Kapitularien, in welchen das Abſingen von Spottliedern im Allgemeinen unterſagt, ferner den Nonnen verboten wird, Liebeslieder (Vuinileodos) zu ſchreiben oder jemanden zu ſchließen, in denen endlich Erwähnung von noch einigen andern Liedern und von Schauſpielen geſchieht. Wie allgemein verbreitet muß alſo Dichtung und Geſang geweſen ſeyn, daß ſelbſt das Geſetz darauf aufmerkſam wurde? — Auch im Kriege verſtummten ſie nicht, und Geſchichtſchreiber, wie wir ſie in jener Zeit bei uns vermiſſen, erzählen von unſern Brüdern, daß Alfred, der Angelſachſen, und ſpäterhin Anlaff, der Dänen König, in Kriegeszeit, als Sänger gekleidet, in den Lagern ihrer Feinde Zutritt erhielten, und mit Geſang und Zitherſpiel bis in die Zelte der Anführer drangen.

Karl der Große war weit über ſeine Zeit erhaben geweſen. Nach ihm floß ein ganzes Jahrhundert dunkel und unbedeutend für Deutſchland dahin, bis mit Heinrich I., der mit Recht der Dehmüthige genannt wird, eine neue und dauerndere Morgenröthe über uns aufging, und die Kraftzeit der Deutſchen begann. Wie die Regierung dieſes thatenreichen Königs unſerem Vaterlande zuerſt einen innern und äußern Beſtand gab, ſo hatte ſie auch auf Leben und Kunſt den bedeutendſten Einfluß. Auf jenes wirkte beſonders die Errichtung der Städte und der Innungen der Bürger in denſelben. Auf die Kunſt aber hatte den vortheilhafteſten Einfluß, daß Heinrich, um den Adel zu Friedenszeiten in der Uebung der Waffen zu erhalten, die Turniere anordnete, indem er den Ritterſpielen, die ſchon früherhin bei den Arabern, und ſeit uralten Zeiten im Norden, als ein männerwürdiges Spiel herkömmlich waren, eine beſtimmte und geſetzmäßige Einrichtung gab. Dieſe vereinigten die Ritterſchaft Deutſchlands zu herrlichen, glänzenden Feſten, bei welchen die äußere Rohheit der Krieger in der mannigfachen Berührung allmählig abgeſchliffen, bis Leibes Kraft und Gewandtheit gleichſam poetiſirt, und das Leben in's Spiel geſetzt wurde, um Ruhm bei den Tapfern und Liebe bei den Frauen zu gewinnen. Wie aber die gewöhnliche Rede nicht zureicht und zu gewöhnlich ſcheint, wenn Menſchen ſich vereinigt und für Augenblicke das Tägliche — die eigentliche Proſa — abgeſchüttelt haben, vielmehr das befreite, volle Herz in Dichtung und Geſang, der Sprache des geſteigerten Lebens, überfließen muß; — alſo geſellten ſich auch hier die Dichter zu den Rittern, und die Kampfſpiele waren wohl eine der vorzüglich bewegenden Urſachen, um welche die einzelnen Heldenſagen früherer Zeiten zuſammengeſtellt, umgebildet, und bei jenen Feſten, wie Homer und Herodot bei den Volksfeſten zu Athen, wie das Lob im Kampf gefallener Helden durch tauſend Barden an Fingals Hof, zur Befeuerung der Jugend und zur Luſt des Alters abgeſungen wurden. — Von dieſer Zeit an wurden auch die Hofhaltungen der Kaiſer und Fürſten prächtiger, die Frauen, vielleicht vorzüglich durch die Turniere, mehr in den geſelligen Kreis gezogen, und ihre Feierkleidungen, und die Rüſtungen der Ritter glänzender und reicher, welches alles gewiß nicht wenig beitrug, den jugendlichen Dichtergeiſt mit ſchönen Bildern auszuſchmücken. Was ihn vollends erregen und beleben mußte, waren die poetiſchen Wettkämpfe, welche erweislich ſchon im zehnten Jahrhundert an manchen Höfen gehalten und nach und nach immer allgemeiner und bedeutender wurden, wie denn im dreizehnten Jahrhundert die erſten Dichter Deutſchlands auf der Wartburg in ihrer Begeiſterung ſelbſt um Tod und Leben zu kämpfen ſich entſchloſſen. — Die mehrſten der vorhergehenden Bemerkungen gründen ſich auf unſre alte Geſchichte; wer ſich aber mit einem Blick überzeugen will, wie innig ſich bereits im eilften Jahrhundert die urſprünglichen Bildungs-Elemente des wiedergebornen deutſchen Volksthums verſchmolzen hatten, welch eigenthümlicher, tiefer und großartiger Geiſt die damaligen Sänger beſeelte, der leſe das Gedicht, welches zum Lobe des heiligen Anno, Biſchofs von Köln, geſchrieben worden, und in gedrängter Darſtellung die wichtigſten Momente der geſammten Geſchichte umfaßt. — Dieſes und die bis hierher aufgeſtellten Betrachtungen geben uns zur Genüge zu erkennen, daß, wie Tuiſko, unſer Stammvater, nicht aus der Fremde gekommen, ſondern aus der vaterländiſchen Erde erboren, — ſo auch die Poeſie unſerer Vorvordern als einheimiſche Pflanze ſproßte und gedieh. Erfreulich möchte in dieſer Hinſicht hier eine allgemeine Vergleichung mit dem Frankenreich ſeyn, das ſo manche als den Brunnquell unſerer älteren Dichtung, wie der romantiſchen Poeſie überhaupt, angeben. So lange das bunte Völkergemiſch, das ſich nach und nach in jenem Lande angeſiedelt, noch ſich ſelbſt und ſeinem eigenen Geiſte überlaſſen war, blieb die Stimme der Dichtung ein ſeltener Ruf, und einige von Mönchen geſchriebene Lieder von Karls des Großen Zügen nach Spanien, Languedoc und Paläſtina ſollen die älteſten Machwerke jenes proſaiſchen Volkes ſeyn. Erſt als die Provence unter Raymund Berenger (1092) in nähere Verbindung mit den ſpaniſchen Sarazenen gekommen und mit ihrem Ritterthum und ihrer Dichtkunſt bekannt geworden, entwickelte ſich unter dem fortwährenden Einfluß derſelben die ſogenannte provenzaliſche Liebespoeſie; erſt da im Norden Frankreichs unſere kühnere und ſchwärmeriſchere Brüder, die Normänner, ſich feſtgeſetzt, und an dem Hofe ihrer Herzoge ſich das Romaniſch-Walloniſche gebildet, begann die Epoche der franzöſiſchen Heldendichtungen, die man füglicher normänniſche nennen könnte, da nicht allein die älteſten und vorzüglichern derſelben von Normännern gedichtet, ſondern auch ſchier alle zu Grund liegende Mythen und Sagen aus dem damals normänniſchen Britannien ſtammen. So wären denn nur die, größtentheils frivole, *fabliaux*, welche in Europa zuerſt bei den Franzoſen (im Anfang des zwölften Jahrhunderts) gefunden werden, als Frankreichs eigenthümlichſte, den Volkscharakter deſſelben an- und ausſprechendſte Dichtungen zu betrachten, wenn nicht die damalige Bekanntwerdung der morgenländiſchen Märchen, beſonders des Dolopathos, das Dichtungsvermögen der Franzoſen auch hierin in Zweifel brächte. —

Schnell und freudig kehre ich zur lieben Heimath zurück, die mir nun wie ein prächtiger Eichen- und Buchenwald entgegenrauſcht, wo neben ſtattlichen Bäumen die zärteſten Blümlein ſprießen. Nur hier und dort leuchten ſie aus Moos und Kräutern hervor, aber jedes ſteht an ſeiner Stelle und gehört zu ſeiner Umgebung als nothwendiges Glied. Leider iſt jener herrliche Wald gegenwärtig ganz ausgerodet, und ſeine Stelle ſtreng abgetheilt in Garten und unfruchtbare Heide; dort alle ein- und ausheimiſchen Blumen dicht nebeneinander gepflanzt und gepfropft, hier nichts als eine unfreundliche, unheimliche Oede und Wüſte.

Unter der milden Pflege dem Gemüth anregenden, erwärmenden Einfluß der Religion, im Wettkampf der Turniere und im ernſteren Streit der Fehden waren die Deutſchen dem Knabenalter entwachſen, als der Klagruf des heiligen Grabes um Befreiung aus den Händen der wilden Heiden in Europa vernommen wurde, und eine der reichſten und wichtigſten Epochen für Deutſchlands Kunſt und Geſchichte eröffnete. Mit Recht wird der Styl der altdeutſchen Baukunſt ein Triumpf der Form über die Materie, der Conſtruction über die Laſt genannt; mit gleichem Recht dürfte man den Geiſt jener Epoche als einen Triumpf des Glaubens über den Verſtand, der Idee über die Irdiſchkeit bezeichnen. Denn von Einer hohen Begeiſterung ward das ganze Volk wie von einem elektriſchen Funken durchblitzt, ergriffen, entzündet und fortgeriſſen in gewaltigem Zuge; der Tod ward zur Luſt, alle leiblichen Güter zu nichtigem Staube, hin wallten alle zur Errettung des ſchmählich-entweihten Heiligthumes, und zu Einer Kirche geſtaltete ſich Deutſchland, in welcher Kaiſer und Fürſten und Ritter ſich gleich wurden unter dem flammenden Zeichen des Kreuzes.

Bei einer ſo tiefen Anregung des Gemüthes blieb auch das Herz nicht unthätig. Schon unſre Stammältern hegten eine beſondere und bei rohen Völkern nicht gewöhnliche Liebe zu ihren Frauen, und hielten ſogar dafür, es wohne ihnen etwas Heiliges ein. Still und verborgen hatte dieſe Verehrung und Liebe bisher das unbewußte Leben der Blume als Knospe gelebt. Aber die himmliſche Gluth der religiöſen Begeiſterung erſchloß die Knospe und die Trennungsthränen beim Abſchied der wallenden Ritter ſanken befruchtend in den Schooß der erwachenden Blüthe. Durchaus irrig iſt daher die Behauptung derjenigen, welche ſprechen, die eigentlich romantiſche Liebe ſey erſt von Frankreich nach Deutſchland hinüber geweht worden; — von jenem Frankreich, wo ſtets die Galanterie (von Montesquieu treffend definirt: ſie ſey nicht die Liebe, ſondern die delikate, leichte, ewige Lüge der Liebe) die Stelle der Liebe vertrat, und wo das Herz nur taube Blüthen treibt. —

Mit dem Erwachen jener geiſtigern, ſchwärmeriſchen Liebe, die manche damals ſehr ſinnig von der Minne — der mehr irdiſchen Liebe — unterſchieden, — zeigte ſich auch ihre treue Gefährtinn, eine höhere Kunſt. Muß das Gefühl doch ſtets, wo es zu zart und überſchwenglich wird, um ſich unmittelbar in That und Leben auszuſprechen, in's Reiche der ſüßen Töne flüchten, wo Dichtkunſt, die Muſik der Sprache — der Sanſkrit göttlichen Lebens wird. — So hatte ſich vieles vereinigt, um die urſprüngliche Anlage der Deutſchen zu einem dichtenden Volke zu entwickeln und zu fördern, als ein junger Held und Dichter vom Kampfe aus dem heiligen Lande zurückkehrte, und den deutſchen Kaiſerthron beſtieg.

Friedrich der Rothbart von Hohenſtauffen — ein würdiger Nachfolger Karls des Großen, den er ſich zum Vorbild genommen — war es, unter dem das deutſche Reich den Culminationspunkt ſeiner politiſchen und religiöſen Größe erreichte, unter dem die Jünglingszeit, oder vielmehr der Frühling des deutſchen Volkes in volle Blüthe trat und alle noch ſchlummernden Keime ſich entfalteten. Wie die Nachtigall gleichſam die Seele des Frühlings ausſpricht, die Blumen aber die Augen ſind, mit deren zarten Blicken er ſeine innige Liebe kund thut, — alſo wurden damals alle Burgen und Wälder von lieblichem Liederklange erfüllt, — alſo waren Treue bis in den Tod, gänzliche Hingebung an die Geliebte, Nichtachtung aller Beſchwerden und Gefahren, welche zu ihr hinführen konnten, die ſichtbaren Zeichen des geiſtigen Frühlings. Beſonders hell und glänzend ſollte dieſe Zeit in den Büchern der Geſchichte aufgezeichnet ſtehen, weil ſie uns Muth und Liebe, Kraft und zarte Sinnigkeit, Lebensluſt und Lebensverachtung in der innigſten Verſchmelzung zeiget. Die Hand, die das Schwerdt unwiderſtehlich gegen die Ungläubigen führte, entlockte ſüße Melodieen den Saiten der Laute und ſchrieb Lieder zur Verherrlichung des Mayes, der Blumen, der Geliebten, zärter und gefühlvoller, als die neuere Zeit ſie uns darzubieten vermag. Selbſt Kaiſer und Fürſten wurden vom wehenden Hauche der Poeſie ergriffen, und warben um ſüßen Minneſold in ſelbſtgedichteten Geſängen, und wer kennt nicht jenes zärtliche Lied Kaiſer Heinrichs *), in welchem er ſang:

„Mir ſind dü Rich und dü Land undertan,
„Swenne ich bi der Minneclichen bin;
„Und ſwenne ich geſcheide von dan,
„So iſt mir aller min Gewalt und min Richthum dahin ꝛc.“

Es iſt der reinſte, kindlichſte Ausdruck eines reinen, zartliebenden Herzens. — Mit gleicher Innigkeit und Unbefangenheit ſprechen uns die mehrſten der Liebeslieder, die in dieſer Zeit und dem zunächſt folgenden Jahrhundert geſungen worden, an, wenn wir auf ihre linden Klänge, und ihre, nur mit einfachen Blumen geſchmückte Einfalt und Zärtlichkeit nicht mit dem begierlichen Verſtand, ſondern mit unbefangenem, unabgeſtumpftem Gemüthe lauſchen. — In gleichem Maße, wie die Liebe ſich mehr und mehr vergeiſtigte und das Herz ſich aufſchwang in das Reich der unendlichen Sehnſucht, der träumenden, ſüßſchwärmenden Gefühle, mußte auch die Dichtung ſich mehr der Muſik, dem unbeſtimmt

---

*) Nach Ligurinus I. v. 63—69 und andern Stellen wahrſcheinlich Heinrich VI., Friedrichs Sohn.

Anregenden, anzunähern ſuchen. Jene Liebeslieder geben uns hiervon die vollkommenſte Ueberzeugung. Manche derſelben können wahrhaft als eine Verſchmelzung beider Künſte angeſehen werden, in ſo weit als eine ſolche nur immer erreichbar ſcheint. — Ihre Reime und Silbenmaße, Annominationen und Aſſonanzen ſind gleichſam zu einem tändelnden Spiel der Empfindung geworden, und die Melodie fließet bald ſchmeichelnd und koſend, bald klagend und ſeufzend dahin. Wie aber die Form der Lieder dem Geiſte entſprach, der ſie erzeugte, ſo ſchmiegte der Form die Sprache ſich an. Sie wurde damals weicher und wohllautender als ſie früher geweſen und als ſie ſpäterhin ward. Die Worte waren zart und wonniglich, wie das erſte Laub in Frühlingszeit, während ſie jetzt ſchärfer, trockner und unbiegſamer ſind, gleich den dürrenden Blättern im ſpäten Herbſte, und wenn der Strom der Rede ſich jetzt wie an Klippen und ſpitzigen Felſen bricht, ſo wellte und floß er damals leicht und ſanft über Kräuter und Blumen. — Betrachtet man nun die innere Vollendung jener Gedichte, und die ſehr bedeutende Anzahl derſelben, welche die Verwüſtungen der folgenden Zeiten noch verſchont und uns erhalten haben, dann muß man über die ſchöne und allgemein verbreitete Bildung des damaligen Ritterſtandes erſtaunen, die wir in gleichem Maße nur noch bei den Arabern unter Al-Mamun, dem Sohn Harun-al-Raſchids, und unter den Ommiaden in Spanien, wiederfinden. —

Aber nicht allein in ſüßen Minneliedern offenbarte ſich die Poeſie des ſchönen Mittelalters, das mit Recht ſo heißt, weil es wie der Frühling zwiſchen dem rauhen Winter und dem verzehrenden Brande des Sommers liegt, — ſondern auch die kräf tigen Thaten biederer Ritter, die Wundergeſchichten uralter Helden und ihre herrlichen Kämpfe gegen verheerende Ungeheuer, die Kriege und Völker-Schlachten unter ſiegreichen, weltberühmten Königen, kurz alles, was Heldenmuth zu vollbringen vermag, und was ihn erregen kann, wurde aus der Vergangenheit hervorgerufen, mit einem neuen und ſchönen Gewande bekleidet, und ſo den Zeitgenoſſen als Spiegel hingehalten, auf daß ſie an dem Gewaltigen erſtarken und zugleich ſich daran erfreuen möchten. — Ausſchließlich mag ſich wohl damals der ſtolze Adel dieſe Dichtungen angeeignet haben, die, urſprünglich im Munde des Volkes, ihm einige Jahrhunderte ſpäter in veränderter Geſtalt als Volksbücher in Proſa zurückgegeben wurden. Doch auch der gemeine Mann erhielt ſich ſein Recht zu ſingen und zu ſagen, lebendig. Denn vom neunten Jahrhunderte an gedenken fortwährend ſchier alle Zeitbücher der Lieder, die unter dem Volke umliefen. Aus verſchiedenen Andeutungen jener Geſchichten kann man mit einiger Gewißheit angeben, daß die Dichter dieſer Volkslieder ihren Stoff größtentheils von wirklichen Vorfällen und Begebenheiten aus der nächſten Vergangenheit hernahmen, und daß ſich nichts Merkwürdiges und Tragiſches ereignete, was nicht alsbald in Reime gebracht und durch den Geſang in ganz Deutſchland bekannt wurde. Beſondere Beachtung unter dieſen Liedern verdienen die ſogenannten Spottgedichte, in denen das Volk über politiſche Perſonen und Ereigniſſe richtete und frei und kühn ſie rügte. Nicht allein zeigen ſie uns, welch' lebendigen Antheil damals noch alle Deutſchen am Wohl und Weh des Vaterlandes nahmen, ſondern laſſen uns auch nicht ohne Grund vermuthen, daß die Leute, öffentliche Stimme des Lobes und des Tadels von großem Einfluß auf das Betragen der höheren Stände geweſen. Ein, wiewohl entſtelltes, doch noch merkwürdiges Bruchſtück ſolchen Spottgeſanges ſcheint ſich im Lied vom Buko von Halberſtadt *), jenes berüchtigten Biſchofs, der dreizehnmal gegen ſeinen Kaiſer, den unglücklichen Heinrich IV., gefochten hatte, erhalten zu haben. — Nicht minder war gleichzeitig die Verrätherei des Hatto von Mainz und der Meineid mehrerer niederlothringiſchen Biſchöfe vom Volke in ſeinen Liedern verdammt worden. —

So waren damals Dichtung und Geſang in der Hütte einheimiſch wie in Burgen und Palläſten; ja ſelbſt der uralte, herrliche Gebrauch, den Angriff in der Schlacht mit einem allgemein angeſtimmten Liede zu eröffnen, war noch zu Friedrich des Erſten Zeiten nicht verloſchen, und wir finden aufgezeichnet, daß manchmal geiſtliche Hymnen, öfter aber eigene Kriegslieder abgeſungen wurden, welche letztere wahrſcheinlich, wie das Rolandslied in Frankreich, das Lob von vaterländiſchen Helden enthielt. —

Auf dieſe Weiſe hatte ſich der innerſte Kern der Volksthümlichkeit entfaltet und war zu einem reich blühenden Baume herangewachſen, der uns jedoch ſicherlich noch köſtlichere und zahlreichere Früchte würde gebracht haben, wenn nicht das Nachahmen lateiniſcher Klaſſiker ſo manche große, dichteriſche Anlagen erſtickt, wenn die immer zunehmende Herrſchbegierde und Sittenloſigkeit der römiſchen Geiſtlichkeit nicht ſo verderblich auf die deutſche Kirche gewirkt, wenn nicht ſo viele unſrer Kaiſer, in unſeliger Verblendung befangen, ihr Glück und ihren Ruhm in Italien

---

*) Wunderhorn I. p. 92.

ſuchend, ſo oft die herrlichſte Jugend dort geopfert oder doch verdorben zurückgebracht, wenn endlich Friedrich II. mit ſeinen vielen bewunderungswürdigen Eigenſchaften auch vaterländiſches, frommes Gefühl verbunden hätte, da er hingegen Italien faſt ausſchließlich geliebt, dort gewohnt, ſizilianiſch gedichtet, ja ſogar mit Sarazenen gegen den Pabſt geſtritten hat. —

Ungeachtet alles deſſen ſchwang ſich die deutſche Poeſie in der zweiten Hälfte des zwölften und der erſten des dreizehnten Jahrhunderts auf eine ſeltne Höhe. Die eigenſten, ächt volksmäßigen Offenbarungen derſelben habe ich bereits berührt; noch bleibt mir zu reden übrig von denen, welche der Religion ihr Daſeyn verdanken, und von ſolchen, die ihren Urſprung im Auslande haben.

Schon frühe im neunten Jahrhundert hatten mehrere fromme Männer, vermuthlich weil ſie den Geiſt des Volkes erkannten, die Evangelien und andere heilige Gegenſtände poetiſch, jedoch wahr und in ſchicklicher Einfalt, bearbeitet, und ſicher war die Poeſie von nicht geringem Einfluß auf die Verbreitung des Chriſtenthums und die allmählige Steigerung der rein religiöſen Gefühle. Was die Religion aber von der Dichtung erhalten, gab ſie ihr in der Folge dankbar und reichlich zurück. Denn als der ſchöne und erhabene chriſtliche Glaube das innerſte Gemüth des Volkes durchdrungen hatte, ſprach er ſich aus in den mannigfaltigſten poetiſchen Darſtellungen des Lebens unſeres Heilandes, der Jungfrau Maria, der Heiligen und Märtyrer, und gewißlich mögen dieſe Gegenſtände nicht leicht angemeſſener und wahrhaft chriſtlicher behandelt werden können, als ſie es damals wurden. — Wie unermeßlich nun gleich das Feld war, das Liebe, Heldenmuth und Glaube dem deutſchen Dichtergenius im eigenen Herzen eröffnete, ſo genügte es doch ſeiner unendlichen Sehnſucht nicht. Wir ſehen vielmehr, daß er ſchon im zwölften Jahrhundert ſeine Arme nach Griechenland und Rom und nach dem Süden und Norden Frankreichs ausbreitete, und ſich das Herrlichſte der fremden epiſchen Dichtungen aneignete. Nicht überſetzt wurden dieſe ausländiſchen Kunſtwerke aus fremder Sprache, ſondern umgearbeitet, und aus fremdem Grund und Boden dem deutſchen, ſeiner Eigenthümlichkeit nach umgeſchaffen, eingepflanzt und einverleibt. Die in Frankreich bei den Normännern und Provenzalen geſchöpften Dichtungen haben weſentlich hierdurch an innerm Werth gewonnen. — So tritt ſchon in jener Zeit die höhere, univerſalere Kunſt- und Geiſtes-Bildung der Deutſchen vor ihren leichtfertigen Nachbarn an's Licht, da dieſe in ihrem Dünkel keine der nationalen deutſchen Lieder in ihre Sprache übertragen haben.

Die nähere Angabe und Würdigung der einzelnen, ſehr zahlreichen Dichterwerke aller bis hierher angeführten Gattungen, welche die Blüthenzeit des Mittelalters bezeichnen, und deren gewiß manche in den ſpäteren Kriegen und Verwüſtungen, bei der ſtattgefundenen Seltenheit der Handſchriften, für immer verloren gegangen, liegt außer dem Zweck der gegenwärtigen allgemeinern Anſichten. Es ſey mir jedoch vergönnt, noch einen Augenblick bei den epiſchen Dichtungen, als den zahlreichſten, allumfaſſendſten und wichtigſten Gebilden der Poeſie zu verweilen; denn daß ſie die wichtigſten ſind, wird immer mehr erkannt, je tiefer man in das Weſen des eigentlichen Epos dringt. In ihm vereinigen ſich, ſo zu ſagen, alle Elemente der Poeſie; Götter, Dämonen, Menſchen, Thiere, Pflanzen, Naturerſcheinungen, kurz die ganze Welt wird von ſeinen Rieſenarmen erfaßt; wie dieſe durch die Liebe und den Haß der aus der einigen Urkraft ausgeſtrömten mannigfaltigen Elementkräfte beſteht, bis ſie einſt in Feuer aufgeht und vergeiſtigt in den Schooß der unendlichen Liebe zurückkehrt, ſo ſind alle großen Heldengeſchlechter göttlicher Abkunft, ſo ſchreiten ſie kämpfend und liebend, durch Blut und über Blüthen, das Leben entlang, bis ſie alle zugleich im Zornfeuer einer allgemeinen, vernichtenden Völkerſchlacht ihre endliche Laufbahn beſchließen, und wir ſehen dieſen Gedanken rein ausgeſprochen im Süden durch die Rabenſchlacht, im Norden durch Artus Schlacht gegen Mordret, im Weſten durch die Roncevallſchlacht, bildlich im Orient durch die Mythe von Hercules und ſeinem Feuertod. —

Es theilen ſich aber die epiſchen Dichtungen des deutſchen Mittelalters gleichſam in drei Sonnenſyſteme. Als Mittelpunkt des älteſten, der urſprünglich deutſchen Heldenſage, erſcheint der Weltbeſieger Attila, dem zwölf Könige dienten, der durch das Einfache ſeines Weſens und ſeiner Umgebungen im Gegenſatz mit dem Ungeheuren und Gewaltigen ſeiner Thaten und Eroberungen, ſo wie durch das Unerwartete ſeiner Erſcheinung Europa in Erſtaunen ſetzte, und, wie damals Willen- und Körperkraft als das Herrlichſte des Menſchen geachtet wurde, eine unbedingte Bewunderung erregte, die ſich bald in Sage und Dichtung an Tag gab und verewigte. Zunächſt umſchweben ihn Theodorich der größte und edelſte der Amaler, der ſiegreiche Siegfried, Hildebrand der Ruhmglänzende, der treue Eckart und alle die unverzagten Recken, welche die Dichtung unter dem Namen der Nibelungen begreift. Ueber den Urſprung und die Bedeutung dieſes letztern Namens ſind ſchon ſo viele Vermuthungen aufgeſtellt worden, daß ich beiläufig bemerken zu dürfen glaube, wie er geſchichtlich zum erſtenmal im achten Jahrhundert vorkommt, wo der Sohn des Herzogs Hildebrand, des Bruders Karl Martells, als Graf Nibelung aufgeführt wird. *) —

Unter den Dichtern, welche dieſen Heldenkreis beſungen haben, nenne ich mit Ehrfurcht den tiefpoetiſchen Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Oſterdingen, und würde auch gerne und vor allen unſern Homer den Dichter der Nibelungen genannt haben, hätte nicht ſeine Beſcheidenheit, — vielleicht weil er ſich für die Bearbeitung der älteren Lieder, die jenem Gedichte zu Grund liegen, zu wenig Verdienſt zuſchrieb, — ſeinen Namen unſerem Dank und unſerer Bewunderung vorenthalten. —

Als Centralſonne des zweiten, aber dem Inhalt und Urſprung nach ausheimiſchen, epiſchen Dichtungskreiſes funkelt aus lichtſchwangerer Dämmerung der heilige Gral uns entgegen, den der unſterbliche **König Artus**, gleichſam als Oberprieſter des unendlich tiefen Geheimniſſes, mit ſeinen zwölf Rittern der runden Tafel behütet. Ihn umſchimmern, als leuchtendes Dreigeſtirn, ſeine Kinder, der lichtgemale Parcival, der in allen Farben ſchimmernde Titurel, und Lohengrin der Schwanenritter,

---

*) Du Chesne T. I. p. 773. — In einer Urkunde Pipins, des Königs von Aquitanien, vom J. 836. Bei Bouquet de la véritable origine de la maison de France, p 276, wird er Nebelung genannt. Er iſt wohl dieſelbe Perſon mit dem *Nybelunc*, den Carl der Große in dem Rythm. de C. M. Exped hisp. Cap. X. S. 19. ſeinen Neven nennt.

die, jeder herrlich für ſich, auch wechſelſeitig in inniger, höherer Beziehung ſtehen. — Der myſtiſche König *) dieſer Dichtung iſt der Gral, der Kelch, welcher das Blut der Erlöſung und des bittern Leidens in ſich befaßt hatte; er iſt das Lebensprinzip, deſſen geiſtige Strömungen ſich durch das Weltall ergießen, und, wo immer nur ſein Hauch hinwehet, zauberiſche Wunder hervorruft. Die urſprünglichſte Quelle dieſer reinchriſtlichen, erhabenen Fabel wird wohl für immer in jenem Dunkel verborgen bleiben, welches die Kinderjahre des Chriſtenthums im weſtlichen und nördlichen Europa verhüllt. Es möchte aber einer näheren Unterſuchung werth ſeyn, ob und in wie weit ſie mit den Myſterien der älteſten, apoſtoliſchen Prieſter, der Kuldeer, in Britannien, beſonders in dem merkwürdigen Cornwallis, in Verbindung ſteht, und ob ihre weitere Ausbildung nicht vielleicht von den Künſtlerverbrüderungen, in welche die Kuldeer unter Athelſtan übertraten, herrührt. Auf dieſe Vermuthung führte mich, daß der Dichter des Titurels ſich vorzüglich auf bretoniſche und cornwalliſche Chroniken bezieht; daß Artus in Cornwallis gebürtig, in deſſen ſtillen Thälern und verborgenen Bergſchlüften die Kuldeer bei der Verwüſtung der Picten und Sachſen vorzüglich ihre Zuflucht gefunden; endlich, daß die Kirche des Grals, wie ſie im Titurel

---

*) Auffallend iſt, daß die Könige Serviens im dreizehnten Jahrhundert Krale hießen, ſo wie noch jetzt in Böhmen Kraal — König bedeutet; ferner, daß mehrere Schriftſteller ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert angeben, ein Ritter mit Nahmen Kelius *Gralius* ſey auf einem Schiffchen, von einem Schwanen gezogen, im Cleviſchen angekommen; derſelbe ſey vom Kaiſer Theodoſius in den Grafen-Stand erhoben worden, und von ihm ſtamme das Graliſche Geſchlecht.

beſchrieben, allgemeiner in ihren ſinnbildlichen Elementen, dem Kreuz und der Roſe, ſo wie in manchem Einzelnen, wie z. B. dem Tabernakel, mit der Geſtaltung der ſogenannten gothiſchen Münſter übereinſtimmt, welche jenen Künſtlerverbrüderungen, als ſie ſich auch über Deutſchland verbreitet, ihr Daſeyn verdanken. —

In loſer Verknüpfung mit dieſer Dichtung vom Gral ſtehen, durch Artus, ſeine Ritter, der liebebezauberte Triſtan, der kühnmüthige Lanzelot, und Daniel von Blumenthal, und viele andere Helden, welche einzig der Poeſie ihre glänzende Berühmtheit verdanken. — Mannigfach wurden die Geſchichten dieſer größtentheils fabelhaften Ritter, deren aber jedem ein beſonderer, unterſcheidender Charakter zugetheilt war, von den deutſchen Meiſtern bearbeitet, und keiner derſelben beſchränkte ſich auf bloße Ueberſetzung fremder Gedichte oder Sagen. Bemerkenswerth iſt, daß, wie bei den Nibelungen, ſo auch hier, der Name des Dichters, welcher die ausgezeichnetſte Bearbeitung, nämlich die älteſte des Titurels, geliefert hat, unbekannt iſt. Dieſem Unbekannten zunächſt erregen Wolfram von Eſchenbach, Ulrich von Thürheim und Gottfried von Straßburg die verdienteſte Bewunderung.

Der dritte, minder ausgedehnte, minder poetiſche Cyklus geht von Karl dem Großen aus, dem unter ſeinen zwölf Helden der unüberwindliche Roland, ſein Neffe, am nächſten ſteht. Dieſes und des Kaiſers Thaten, obgleich nicht ſo gewaltig wie jene Attila's, noch ſo wundervoll als die des Königs Artus und ſeiner Maſſenie, ſind jedoch in den mehrſten Sprachen beſungen worden; zuerſt in Frankreich, Deutſchland und Spanien, dann im ganzen Norden und in Italien. Karl ward vorzüglich als rechter Richter und als milder Herrſcher dargeſtellt.

Dies ſind die großen Maſſen, unter welche ſich der Reichthum des romantiſchen Epos ordnen läßt. In dem erſten Kreis hatte die Poeſie vorzüglich die Kraft des Körpers, des Willens und der hervorſpringendſten Leidenſchaften der Völker in ihren Bildungen gezeigt; im zweiten, zu welchem gewiſſermaßen die Minnelieder mit gehören, erhob ſie ſich zum Höchſten und Geiſtigſten, und offenbarte die Kraft der Liebe und des Glaubens, und ſank dann im dritten in das ihr fremdere Gebiet des Rechtes und der Sittlichkeit, indem was in demſelben noch reinpoetiſch iſt, größtentheils nur Nachhall der vorigen zu ſeyn ſcheint. — Obgleich nun dieſe drei Dichtungskreiſe weſentlich, ſowohl ihren Mythen als ihren Quellen nach, verſchieden ſind, und deshalb zur leichtern Ueberſicht der zahlreichen Werke unterſchieden werden, ſo ergibt ſich doch immer mehr, wie viele der Uebergänge aus einem Kreis in den andern Statt finden, und wie die ganze Heldenwelt gleichſam zu Einem einzigen großen Baume wird, der ſich mit ſeinen Zweigen über die weite Erde hin verbreitet. — Der eigenthümlichſte Charakter, welcher dieſen Dichtungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Liebe jedes reinen Herzens gewinnen muß, möchte wohl in der innigen Gemüthlichkeit, der ergreifenden, oft rührenden Treuherzigkeit und Zartſinnigkeit beſtehen, die wie liebliche Molltöne durch ſie hinziehen und uns zugleich heimiſch begrüßen und als wunderbar anſprechen. Leicht iſt dieſemnach zu erkennen, daß ſie nicht ſowohl durch einen gebildeten Verſtand als vielmehr durch ein warmes, natürliches Gefühl aufgefaßt und ausgeſprochen worden. Wie man die Eiche und Buche deutſche Bäume nennen kann, ſo ließen ſich ſpielend jene Kunſtwerke mit ihnen vergleichen, und man könnte ſagen, ſie ſeyen bald zierlich und künſtlich und leis, aber tiefaufrauſchend wie der Eiche Blätter, bald fröhlich und zart und Kraft und Kühle gebend wie das Laubwerk der Buchen, nicht traurig und ſchaurig wie die nordiſchen Fichten und Tannen, noch gewaltig oder üppig wie Cedern und Palmen. Was nun im Allgemeinen die Betrachtung dieſer ſchönen Jahrhunderte ſtets beſonders nährend und ergötzlich jedem gläubigen und dichtenden Gemüthe machen wird, iſt jener myſtiſche Frühlingsduft, der noch zartverhüllend über der jungen Erde ſchwebte, der hieraus hervorgehende glühende Glaube an Wunder der Religion, der Liebe, des Heldenmuthes, an ferne paradieſiſche Länder, an verborgene aber übermenſchlichende Geheimniſſe der Künſte und Wiſſenſchaften, überhaupt der alles belebende und erhöhende Glaube an eine Gegenwart über- und unterirdiſcher Geiſter auf Erden. —

Aber nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, des tüchtigen Kaiſers von ächtdeutſchem Schrot und Korn, zerfloß allmählig jener Frühlingsduft, ward jener Glaube erſchüttert, verließ die Poeſie das ihr entfremdete Volk. — Die Haupturſachen dieſer traurigen Erſcheinung anzugeben, fällt nicht ſchwer, wenn man auch nur flüchtig die Blätter der Geſchichten des vierzehnten Jahrhunderts überblickt. Sieht man nämlich, welche drückende Despotie der römiſche Stuhl über das deutſche Reich auszuüben ſtrebte, wie die Geiſtlichkeit ſich ſchier alles Reichthums bemächtigte, und hierdurch in Sittenloſigkeit verfiel; bedenkt man, wie verderblich die häufigen Thronſtreitigkeiten, das dadurch Ueberhand nehmende Fauſtrecht, endlich der durch Karl IV. eingeführte Briefadel auf den Geiſt der Ritterſchaft und die Sitten des Volkes wirken wußte; wie endlich die Grundfeſten der Religion durch die aus Frankreich gekommene Sündfluth leerer Spitzfinderei und Wortklauberei angegriffen wurden, — dann findet man es möglich, daß eine Flamme, die ſo herrlich geleuchtet, ſo ſchnell verlöſchen mußte, als die Elemente, die ſie genährt, ihr entzogen oder getrübt wurden. In der That verſiegte der poetiſche Geiſt, immer ſeltner aufleuchtend, in einem weitſchichtigen Wortgeſpinnſte, und die Dichter, nach der alten Vortrefflichkeit haſchend, ſuchten durch eine überkünſtliche Form den Mangel der Gedanken und die Armuth der Gefühle zu bedecken oder zu erſetzen. Es wurde die Form zu einem lebloſen Gerippe, das nur mehr wie ein blätter- und blüthenloſer Baum in Winterszeit dürr und ohne Bedeutung da ſtand; der Geſang ſelbſt war nicht mehr die Verherrlichung einer großen Vergangenheit, ſondern vielmehr nur Eine große Klage über die bekümmerte Gegenwart, mit einem wehmüthigen Rückblick auf die jüngſt untergegangene Dichter- und eigentliche Ritterzeit. —

Hier, wo die Poeſie, die freie, unzwingbare Tochter des Geiſtes, Deutſchland, ihrer alten Wohnung, ſich für Jahrhunderte lang entſchwang, und den Meiſterſängern, ſpottend und ſtrafend, nur ihr Scheinbild zurückließ, ſchließt ſich die Bahn, die ich, leis auftretend, zu durchwandern mir vorgenommen. — Wie der klare Rhein, dem dunkeln Schooße ungeheurer Gebirge entſprungen, zuerſt über ſchroffe Felſen dahin ſprudelt und ſtrömet, dann mit dem Himmel liebäugelnd in männlicher Schönheit hinwellet zwiſchen lachenden, mannigfaltig reizenden Ufern, bis er ſich zuletzt in der Fläche ausdehnt und im Sande verliert, ſo ſehen wir den Strom der Dichtung aus einem gewaltigen Heldenthum hervorquellen, die goldene Zeit des Ritterthums, der Glaubens-Begeiſterung und der Minne durchwogen und verſchwinden im ſandigen Wortgetöne zunftmäßiger Sänger. — —

Wer nun die deutſche Volksthümlichkeit in ihren frühſten und reinſten Offenbarungen erforſchen und erkennen will, der leſe und ſtudiere unſere Alten, und er wird ſie würdigen, und, trägt er anders noch ein kindlich fromm Gemüth, ſie ſchätzen und ſie lieben lernen, ja vielleicht bei Leſung mancher neuerer Dichter ſich zurückwünſchen in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert.

Weit ſpäter als der Poeſie begann bei unſern Altvordern die eigenthümliche Entwicklung der bildenden Künſte, wie auch Homer und Pindar dem Phidias, Apelles, Praxiteles, wie Dante und Petrarka einem Donato Bramante, Bonarotti und Raphael vorangingen. Aber auch darin gleicht ſich unſer Volk den herrlichſten der älteren und älteſten Zeiten, daß es ſich, wie eine eigene Dichtung, ſo auch eine eigenthümliche Bildnerei erſchuf. Wohl haben die erſten Bewohner von Albion und Ierne, die Gälen und Iren einen Oſſian, der ein Cimboraſſo des Nordens, einzig und unerreicht da ſteht, — haben Skandinavien und Island ihre Edda und mannigfaltige köſtliche Sagen und Lieder, die Spanier ihren Cid und einen großen Reichthum der zärteſten und lieblichſten Romanzen; aber vergeblich ſucht man bei ihnen eigenthümliche Werke bildender Kunſt, und man darf hieraus mit einiger Gewißheit ſchließen, wie reich und klar das Gemüth unſeres Volkes in ſeiner Jugend war. — Von der Baukunſt, als der älteſten der bildenden Künſte, ſey zuerſt geſprochen. — Ihre Anfänge ſind nicht bei den freiheitliebenden Germanen zu ſuchen, die, das Unendliche, Unbegreifliche der Gottheit ahnend, ſie nur im ſchauerlichen, geheimnißvollen Dunkel hoher, dichtbelaubter Wälder verehrten, — ſelbſt aber größtentheils in hölzernen, laubbedeckten Hütten wohnten; ſelbſt noch unter den Karolingern möchte man ſie ſchwerlich auffinden können. Denn die Felsburgen, welche zuerſt unter Ludwig dem Deutſchen gegen die Normänner und Wenden erbaut wurden, und bei welchen man nicht ſowohl Pracht als Sicherheit gegen die Feinde bezweckte, waren, obgleich kräftig und kühn hingeſtellt, doch keineswegs als Kunſtwerke zu betrachten. Die Kirchen aber, auf deren Erbauung man das Mehrſte verwendete, wurden bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts größtentheils noch aus Holz, die wenigen ſteinernen aber von fremden Baumeiſtern errichtet. — Zu dieſen, den Kirchen nämlich, dienten urſprünglich im Orient nur gewöhnliche Säle, die Katakomben zu Rom; dann, bei Verlöſchung des Heidenthums, die Tempel und Baſiliken deſſelben. Erſt mit dem fünften Jahrhundert, vielleicht mit der Anbetung der chriſtlichen Symbole, die aus der im vorhergehenden Jahrhundert häufiger gewordenen Austheilung des heiligen Abendmahls hervorging, entſtand auch dadurch eine eigentlich chriſtliche Bauart, daß das Kreuz, welchem Zeichen man jedoch ſchon im dritten Jahrhundert eine beſondere Kraft beilegte und es miſtiſch erklärte, — zur Grundform der größern Kirche erhoben wurde; im Orient das griechiſche, gleicharmige, im Weſten und Norden meiſtens das lateiniſche; dies letztere, weil man wegen größerer Seltenheit der Kirchen denſelben mehr Ausdehnung geben wollte. — Die von Juſtinian zu Conſtantinopel errichtete, wunderherrliche Sophienkirche bezeugt, wo damals die beſten Künſtler wohnten. Wirklich ſollen auch in der Folge die Päbſte ganze Geſellſchaften griechiſcher Baumeiſter nach dem Norden geſendet haben. Dieſe ſtanden, wie ſich aus den neueſten Forſchungen ergeben, mit den mehrſten vorzüglichen Künſtlern ſeit uralten Zeiten in einer eigenen geheimen Verbrüderung, aus der ſich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England der Freimaurerbund erzeugte. Gewiß ſcheint es mir, daß die Deutſchen, bei ihrer Vorliebe für alles Geheimnißvolle, frühe in jene Verbrüderungen eintraten, ihren Geiſt ergriffen, und bald, ihre Lehrer übertreffend, aus eignem Gemüthe eine Bauart erſchufen, welche als einer der gelungenſten Verſuche der Kunſt, große Ideen zugleich erhebend und lieblich in Bauwerken auszuſprechen, zu betrachten iſt. — Der kühne Geiſt, der die ſtolzen Feſten über ſchwindelnden Abgründen aufgerichtet, das künſtliche Gemüth, das jedes Wort als ein Blatt, als eine Blüthe (männliche und weibliche Reime) betrachtend, ſie zu duftenden, ſüß klingenden Liebeskränzen verwebt hatte, — beide vereinigten ſich in der glühenden Schwärmerei des Glaubens, und hellauf loderten die Flammen, himmelan, und brennen noch ſtill fort, für die Ewigkeit feſtgehalten, in jenen gewaltigen Münſtern, vor denen ſich auch die ſpäteſte Nachwelt ſtaunend und ehrfurchtsvoll beugen muß. — Ich nenne hier nur den ungeheuern Torſo — den kölniſchen Dom. — Bevor ich aber zu einigen nähern Betrachtungen über den Geiſt, der uns aus jenen Kunſtwerken anſpricht, übergehe, glaube ich anführen zu müſſen, was man techniſch als das Eigenthümliche derſelben anſehen kann. Es beſteht, wie Herr Profeſſor Wallraf in ſeiner tiefen Kunſtkenntniß angegeben, vorzüglich in jenen längern Säulen, deren Schaft wie aus mehreren dünnern Säulen zuſammengewachſen; jenen Sattelbogen, hohen, ſtät fortlaufenden Fenſtern, welche die Räume zwiſchen den Pilaſtern bis unter die Dachung ausfüllen; ferner in jener leichten, äuſſerſt kühnen Höhe der Schwibbogen, deren Strahlen in eine einzige

Roſe zuſammenſtoßen; jenen vegetirenden Säulenknaufen, reich geſchmückten, tief hineingehenden Thoren, endlich in jenen mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern, Tabernakeln und Zinnen, welche das Hauptgebäude von allen Seiten umgeben. — Wie aber dieſe chriſtlich-deutſche Bauart, deren älteſte ſowohl als reinſte Werke in Deutſchland von Deutſchen errichtet worden, ſich aus leiſen Anfängen in einer ſtäten Folge entwickelte, wird zur Zeit von dem, um Erhaltung und Würdigung altdeutſcher Kunſtwerke ſo ſehr verdienten Herrn S. Boiſſeree in ſeiner Kunſtgeſchichte dargethan werden. — Mir ſeyen ein Paar Worte erlaubt, mit denen ich die geiſtige Nothwendigkeit jener Rieſengeſtalten der Kunſt andeuten zu können wünſchte. —

Klopſtock fand als Grundzug der lateiniſchen, mithin auch der griechiſchen Buchſtaben, den Zirkel, als Grundzug der deutſchen, das Oval. Wie jener das Bild der Inſichbeſchloſſenheit, ſo dieſes eine Hieroglyphe der Sehnſucht nach Etwas nicht im nächſten, eigenen Mittelpunkte liegendem. — Hiermit möchte wohl im Allgemeinen der eigenthümliche Geiſt der Griechen und der Deutſchen ausgeſprochen ſeyn. Jene waren ſelbſtgenügſam und glücklich, wie vielleicht bis jetzt kein Volk, denn ſie hatten Götter und göttliche Menſchen, wo ſie nur hinblickten, wo ſie nur hindachten; ſo liebten und dichteten ſie, ſo auch bauten ſie ihre Tempel und ſchmückten ſie aus mit ſchönen, kräftigen Menſchengeſtalten, nimmer ganz den Kreis des irdiſchen Lebens verlaſſend. Anders die Deutſchen. Frühe ſchon offenbarte ſich ihr Zug zum Ungewöhnlichen und blos Geiſtigen, nicht allein in der Art ihrer Gottesverehrung, ſondern auch in der, in manchen Stücken bis auf's Höchſte gehenden Sittlichkeit. Das Chriſtenthum verdrängte ihn nicht, gab ihm vielmehr den feurigſten Schwung; denn nicht irdiſch iſt das Reich dieſes Glaubens; ſondern hoch über Sonn' und Geſtirne, weiter als menſchliche Gedanken reichen, wohnt Gott mit den Engeln in überſeliger Herrlichkeit, nur vom Glauben geahnet, nur von Liebe erreicht. Von dieſer Religion begeiſtert, von einer erhabenen Unruhe getrieben, mußten die früheren chriſtlichen Baumeiſter ihre Kirchen eben ſowohl über die Götzentempel zu erheben ſuchen, als auch die unſichtbare Kirche über das Heidenthum triumphirte, und als ſich dieſem Streben der deutſche Volksgeiſt geſellte, konnte aus dieſer Verbindung nur das Erhabenſte und Kühnſte hervorgehen. Ueber alles gewöhnliche Verhältniß hinaus, ſo hoch als menſchliche Kräfte ſie zu heben mochten, ſtiegen daher die Säulen, die Bogen und Thürme empor, und nur die ſpäter eintretende Lauigkeit in der Religion, zum Theil auch die Unmöglichkeit, den Aufwand ſolcher Bauwerke anders, als durch Beiträge ganzer Völker zu beſtreiten, beſchränkten den himmelanſtrebenden Kunſttrieb. Welche gewaltige, ſchier verwegene Ideen aber jenen Künſtlern vorgeſchwebt, und wie hoch die freie Sehnſucht den trägen Stein erheben kann, das bezeugen uns die Wunder-Obelisken von Köln und Strasburg, welche in der Mitte des dreizehnten; das ſagen uns laut die Dome von Wien und Mailand, welche in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von deutſchen Meiſtern begonnen wurden. —

Wie nun in dieſen Jahrhunderten das nämliche Gemüth eine Heldenthat und ein zierliches Minnelied erzeugte, ſo offenbarte ſich auch die Zartſinnigkeit jener kräftigen Baumeiſter in den lieblichen Zierrathen, mit denen ſie das Innere und Aeußere ihrer Werke ſo mannigfaltig ſchmückten. Gewiß nicht zufällig nahmen ſie dieſelben aus der ſtillen, unſchuldigen Pflanzenwelt, und ſchwer iſt der darin waltende tiefere Sinn zu verkennen. Die Minneſänger entſchöpften ihre anmuthigſten Bilder dem Frühling, dem Wald und der blumigen Heide; und ergötzten ſich wie Kinder an des Mayen wonniger Zeit; in gleich reiner Geſinnung wurde der Bäume vielartiges Laub, als der ernſtere Theil der Pflanzenwelt, ein vorzüglicher Schmuck der altdeutſchen Münſter, das Blätterwerk bald einzeln, bald in einfachen Gewinden, oder an größern Sproſſen an Säulen, Erkern, Zinnen und andern Theilen angebracht, auch Blumen darunter geſtreut, und ſo das Sprießen und Blühen des Frühlings wie in Geſängen, ſo auch in Steingebilden verewigt. — Aber in der Unerſättlichkeit der künſtleriſchen Sehnſucht und um das Zarte der Laub-Zierrathen durch einen Gegenſatz völlig hervor zu heben, wurden von außen hier und dort ſeltſame verſchiedenartige Thiergeſtalten befeſtigt, um gleichſam alle Geſchöpfe als Opfer der Verehrung darzubringen. Den Reinen war alles rein, und die Diſtel und die Schlange Gottes Werk wie die Lilie und die Taube, und wir müſſen aus gleichem Geſichtspunkte die heiligen Gemälde und Gebetbücher damaliger Zeit betrachten, in denen man manchmal ſelbſt Ungethümen in den Verzierungen begegnet. — So entfaltete ſich an der Außenſeite ein unerſchöpflicher Reichthum von Zierden. Damit nun auch im Innern das Auge, das ſo gerne zum Lichten aufblickt, nicht durch den grellen Schein des Tages zerſtreut und hierdurch die ſtille innere Anſchauung geſtört würde, vielmehr es überall fromme Nahrung finde, wurden die Fenſter zuerſt mit einem mildernden Farben-Teppich verhüllt, ſpäterhin auch mit gemalten Scheiben, auf denen heilige Perſonen oder

Geſchichten dargeſtellt, ausgefüllt. *) Zuletzt verdienet noch eine, obgleich nur dem geweihten Auge bemerkbare, doch ſehr merkwürdige Zierde Erwähnung, welche darin beſteht, daß ſchier im ganzen Gebäude, beſonders im Chore, die heiligen Zahlen ſich wiederfinden. Dieſes war jedoch kein neuer Kunſtgebrauch, ſondern er beruhte auf uralten Ideen, welche vorzüglich durch Pythagoras ausgeſprochen, dann durch die Neuplatoniker zu den Chriſten übergegangen waren. —

Ueberſehen wir jetzt das Geſagte mit einem Blick, dann bemerken wir am Aeußern der Münſter die ganze Fülle der Natur — als nähere Umgebung des Allerheiligſten, die Kunſt in den Farbengebilden der Fenſter, in der Macht und Kühnheit der Säulen und Bogen, noch näher das Geheimnißvolle der Zahlen im Chore, endlich, als wenn das Höchſte und Reinſte nicht ſattſam dem ſterblichen Auge verhüllt werden könne, die erſte Umgebung wiederholt in verjüngtem Maßſtab als Tabernakel, worin dann das Eine, der heilige Gral, ſelbſt den Blicken des Prieſters verborgen.

Wie man aber jene Dome, welche als unendliche Kunſtwerke auch das Unendliche im Menſchen in heimiſcher Vertraulichkeit anregen, nie zur Genüge beſchauen kann, ſo läßt ſich, kommt

---

*) Schon im achten Jahrhundert ließ Pabſt Leo III. farbige Glasfenſter in die Laterankirche ſetzen, aber erſt gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts erfanden ſinnreiche deutſche Künſtler die Glas-Enkauſtik, d. i. die Kunſt auf Glas zu malen und die Farben demſelben durch das Feuer unverlöſchbar einzuverleiben.

man erſt zur Sprache darüber, kein Ende der Rede finden. Bei ihrer Betrachtung erſtaunt der Menſch, wie Großes und Herrliches des Menſchen Kunſt vermag, und die erhabenen Geſtaltungen, die das entzückte Auge kaum zu erfaſſen vermag, heben den Geiſt unwiderſtehlich auf in den Aether, den ſie mit ihren Säulen und Thürmen erſtreben. Tritt man dann in das Heiligthum der dämmernden Hallen, wohin das irdiſche Licht nur gebrochen durch die Wunderfarben der hohen, gemalten Fenſter dringt, und ſiehet den Wald laubbekrönter Säulen, die weit über alle die kleinen Menſchen hinausragen, und höret die majeſtätiſchen Orgeltöne in der Ferne aufſteigen, und in breiten, ſchweren Wogen heranſchwellen, ſich verſtärkend durch das Echo unzähliger Wölbungen, — dann muß der Geiſt wieder aus dem Aether herab und der Menſch in Zerknirſchung, tiefanbetend, vor Jenem in den Staub ſinken, durch deſſen Gnade und zu deſſen Ehre allein ſolch überſchwenglich hohe Herrlichkeit hienieden offenbart wird. — —

Nur ungern ſcheide ich von der erquickenden Anſchauung unſerer alten Münſter, welche ich die idealiſirten, durch Kunſt potenzirten Wäldertempel der alten Germanen nennen möchte; aber die Beſchränktheit des Raumes erlaubt mir nur flüchtig die Schatzkammern der alten Kunſt zu durchwandern, und ſchon winken mich andere Kleinode, die zu ihren ſchönſten gehören, mit ſüßen Blicken zu ſich hin. Es ſind die lieblichen Bilder der deutſchen Meiſter aus dem fünfzehnten und dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. — Zwar fällt ihre Erſcheinung in eine Zeit, in welcher die Poeſie des Mittelalters ſchon verblüht, die erhabene Baukunſt im völligen Sinken, die erſte glühende

Frömmigkeit durch Glaubensſtreitigkeiten und manche andere Urſachen gedämpft; aber wenn gleich die Sonne die glänzendſte Erſcheinung des Tages iſt, ſo gehören doch der Abendſtern, der von ihren Strahlen trinkt, und das Abendroth, das aus ihrem Licht gewebt, auch noch zu ſeinen freundlichſten Gaben, und ſo verhält es ſich mit jenen Bildern, in welche allein ſich der Geiſt des kunſtvollen Mittelalters geflüchtet zu haben ſcheint, als die übrige Welt ſich ſeiner entwürdiget hatte. —

Zuerſt einige Worte über die Entſtehung der chriſtlichen Bildnerei überhaupt. — So lange der Geiſt des göttlichen Stifters unſrer Religion noch gleichſam ſichtbar unter den Brüdern der chriſtlichen Gemeinden waltete, und unzählige Märtyrer und Heilige die Idee des neuen Glaubens im Leben und Tode offenbarten, bedurfte es keiner Bilder und keiner Statuen. Auch die Gemeinſten und Roheſten wurden vom Geiſte und dem ſprechenden Beiſpiel ergriffen. Als aber der äußere Druck nachließ, und die göttliche Idee, in menſchlichen Schranken befangen, an der erſten Allwirkſamkeit verlor, fühlten die Lehrer und Hüther des Chriſtenthums, wie erſprießlich es ſeyn müſſe, die wunderſamen Geſchichten der Vergangenheit nicht allein durch das Wort, ſondern auch durch Bilder, — als immer forttönende Worte, — den Mitgliedern der Kirche ins Herz zu prägen. Zugleich ſahen ſie ein, daß die Götzendiener am leichteſten durch bildliche Darſtellungen vom Heidenthum abgelockt werden könnten. Aber Keuſchheit, Zucht und Sittſamkeit waren vorzüglich chriſtliche Tugenden, und verabſcheuten das Nackte, welches von den Alten beſonders war verehrt und verherrlicht worden. Hieraus folgte nothwendig, daß, wie dieß ſich vorzüglich zur Bildhauerei, als dem Reich der Formen, hingeneigt, die neue Kunſt hauptſächlich die Malerei, das Reich der ſinnigen Farben pflegen würde.

Im Steine, in der Form und Haltung des Körpers laſſen ſich Kraft und körperliche Schönheit, das Irdiſche, die Götter des Heidenthums darſtellen, aber nur die Farben können uns das menſchliche Antlitz verwirklichen, nur in ihm, im Blicke, ſpricht ſich Geiſt und Liebe, das Weſen unſers Glaubens lebendig aus, und ſo kam es, daß die älteren chriſtlichen Maler, beſonders die deutſchen, — die überhaupt ſehr gerne die Form über den Geiſt vernachläſſigen, meiſt nur Wahrheit und ſprechenden Ausdruck in den Geſichtszügen erzielten. Die Tendenz der neuen Kunſt war auf dieſe Weiſe für immer voraus beſtimmt. Ihrer Entwickelung ſetzten ſich manche Hinderniſſe entgegen. — Die Bilder, wahrſcheinlich zuerſt in Byzanz, dem alten Sitz der Künſte, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts aufgeſtellt, anfangs nur Erweckungsmittel, wurden nach und nach Gegenſtände der Verehrung; dieſe von andern Gläubigen beſtritten, die Kunſtwerke von ihnen und einbrechenden Barbaren oftmals vernichtet; überdies waren in der alten, griechiſchen Kunſt keine Vorbilder zu finden, für Erſchaffung neuer Ideale noch immer die Zeiten zu unruhig. Was aber die Vervollkommnung der Malerei gewiß länger, als ſonſt geſchehen wäre, aufhielt, war daß man bis zum Schluß des vierzehnten Jahrhunderts, wo Johann von Brügge die Oelmalerei erfand, nur die Waſſerfarben kannte, mit denen das ſpäterhin Geleiſtete ſchlechterdings nicht zu erreichen war. — Nach Deutſchland kam die ſchöne Kunſt wohl zuerſt durch Künſtler aus jenen geheimen Verbrüderungen, deren bereits Erwähnung geſchehen, wurde aber in der Folge vorzüglich von den Geiſtlichen in ihren ſtillen Zellen geübt. Den unermüdlichen Fleiß dieſer letztern beurkunden uns am gewiſſeſten jene alten Bibeln, Miſſalen und Gebetbücher, deren ſchöne und zierliche Schrift, deren zahlreiche, künſtliche Bilder wir noch jetzt bewundern müſſen. —

Hatte nun gleich im romantiſchen Mittelalter die Malerei unter den Händen der frommen Deutſchen einen eigenthümlichen Charakter angenommen, der vorzüglich in einer ergreifenden Gemüthlichkeit beſteht, ſo ſchien doch ihre Steigerung von der Künſtlichkeit zur wahren Kunſt weit ſpäteren Zeiten vorbehalten. Wie der hohe Styl der griechiſchen Bildnerei erſt nach dem großen perſiſchen Kriege begann, als die Sieger an dem Reichthum Aſiens Theil genommen, ſo die ſchönere Epoche der deutſchen Kunſt in den Niederlanden erſt mit dem Flor der dortigen großen Handelsſtädte, Gent, Antwerpen und Cöln, in Süddeutſchland mit dem Glanz der Fugger, die italiſche Kunſtvollendung mit den reichen Häuſern von Medicis, Eſte u. a. Aber der Aloe gleich, die lange grünt und wächſt, bis nach vielen, vielen Jahren ſie die glänzenden Blätter ihrer prachtvollen Blume plötzlich voneinander ſchlägt und die Luft mit ſüßem Wohlgeruch erfüllt, alſo die edle Malerkunſt. Schier gleichzeitig erblühte ſie in Deutſchland und Italien, und der große Dürer, Lucas von Leyden und Raphael waren Zeitgenoſſen. — Es iſt bereits ſo Tiefgefühltes und Tiefgedachtes von deutſchen Kunſtbefliſſenen über die Werke dieſer Meiſter, die den Cyklus der altdeutſchen Kunſt beſchließen und ihm gleichſam die Krone aufſetzen, geſagt worden, daß ich mich hier nur zu wenigen Bemerkungen über das Eigenthümlichſte in denſelben berechtigt fühle. —

Als ſolches tritt ihre Geiſtigkeit beſonders hervor. Meiſtens unbekümmert um ein ſtrenges Verhältniß der einzelnen Theile, um richtige Perſpectiv und künſtliche Gruppirung, welche der Verſtand erſt durch anhaltende und ſcharfe Vergleichungen auffinden kann, überließen die Künſtler ſich vielmehr, ſchier alleinig, dem frommen und innigen Drange ihres Gemüthes, und, mehr bemüht, ein heiliges Gefühl feſtzuhalten und auszuſprechen, als ein ſinnlich-ſchönes Werk zu bilden, mußte das Bedeutungs- und Beziehungsvolle ihr vorzügliches Augenmerk ſeyn, und in ihren Darſtellungen verwalten. Dieſes iſt jedoch nur im Allgemeinen geſagt, indem wir Werke aus jener Zeit beſitzen, vor deren in jeder Hinſicht unübertrefflichen Vollkommenheit auch die ſtrengſte Kritik verſtummen muß. Unter mehreren, die mir bekannt geworden, errinnere ich hier vorzüglich an den heiligen Chriſtoph mit dem Jeſukind von Hemmerlink, welches Bild im altdeutſchen Muſeum der Herren Boiſſeree in Heidelberg aufgeſtellt iſt. —

Dieſe vorherrſchende Neigung zum Geiſtigen zeigt ſich zunächſt darin, daß die mehrſten und beſſeren Meiſter bei ihren Farbengebungen nicht die wärmeren, lebendigeren Tinten, wie die Natur ſie uns unnachahmlich darbietet, wählten, ſondern mit zärteren, ich möchte ſagen, mit himmliſchen Farben malten. So ſind viele ihrer Bilder wie hingehaucht, duftig und lieblich, als hätte der Künſtler den Pinſel in Reinheit und Klarheit getaucht. Die Farben ſind gleichſam wie eine leichte, durchſichtige Hülle um die heiligen Gedanken gewebt, das Körperliche nur noch leiſe beſtreifend. Beſonders aber wurden dieſe zarten Farbengebilde herausgehoben und die Figuren wie verklärt, als tieffühlende Künſtler erdachten, auf Goldgrund zu malen, im Freien — auf reines Gold, in

Gebäuden — auf goldene mit Laubwerk einfach durchwirkte Teppiche. Hierdurch wurde der Blick nicht durch das Bunte und Irdiſche der Nebengegenſtände zerſtreut, vielmehr führten ihn die Strahlen des Goldes immer wieder auf die Hauptfiguren, als auf ihren Kern- und Mittelpunkt, zurück. Mögen auch Reichthum und überfließende Frömmigkeit das Geld den Heiligen zuerſt als Opfer dargebracht haben, ſo war doch die Idee der Künſtler nicht minder lobenswerth, es gerade auf dieſe Weiſe anzubringen. Wie ihre zart erblühende Phantaſie die Ideen auf den reinen Spiegel ihres frommen Gemüthes hinzauberte, ſo floſſen die Farben ihres Pinſels hin auf das lautere Gold und die Geſtalten wurden wie köſtliche Edelſteine vom glänzenden Metalle umſchloſſen. — Auch in den ſonſtigen Umgebungen offenbart ſich die der altdeutſchen Kunſt eigene Sinnigkeit. Alle einzelnen Theile, ſelbſt oft die unbemerkbarſten und unbeachtetſten, ſind bedeutſam und in geiſtiger, manchmal myſtiſcher Beziehung und Verbindung mit dem Hauptvorwurf des Bildes. Freilich ſind dieſe Nebenideen, die den Grundgedanken wie kleine Engelein umflattern, oft tief verborgen, und mancher Deutſche, den die Vorliebe für ausheimiſche Kunſtwerke entheimet hat, verwirft dasjenige, wofür ihm der Sinn entnommen; wer aber fromm und gläubig mit Ernſt und Liebe ſich der Kunſt der Väter zugewendet, der vernimmt mit ſtiller Entzückung die zarten Geheimniſſe, die das tiefe Gemüth der alten Meiſter in ſie niedergelegt hat. — So tadeln auch jene entdeutſchte Kunſtbeurtheiler ohne Schonung manche alte Bilder, in denen die Geſchichte der Hauptperſon des Stückes in der Entfernung fortgeführet und beendigt erſcheint. Dieſer Vorwurf mag aber eben ſo zu achten ſeyn, als jener der engherzigen, vielleicht herzloſen Franzoſen, welche den über ſie wegſchwebenden Shakespear darum bekritteln, daß er oft viele Jahre in das Spiel weniger Stunden zuſammengedrängt hat. — Ueberhaupt kann man nicht behutſam genug bei Beurtheilung der Kunſtbildungen der alten Zeit zu Werke gehen. Es hatte nämlich das Leben damals eine ſo weſentlich verſchiedene Geſtalt von dem jetzigen, die Kunſt war ſo verwandt mit demſelben, ſie ging ſo rein aus dem innerſten Mark der Volksthümlichkeit hervor, — daß jetzt, wo ſo viele fremde Sitten und Geſinnungen in das alte Haus des Vaterlandes eingebrochen und die Fluth ausländiſcher Kunſtwerke den Grund und Boden des eigenen Kunſtſinnes verſchwemmt, es uns leicht an Einfalt und Unbefangenheit — als den einzig hellen Augen zur richtigen Beurtheilung und Befühlung jener Werke — gebrechen mag. — So loben z. B. Manche die Künſtlichkeit, mit welcher die prachtvollen Gewänder der heiligen Perſonen gearbeitet ſind; überſehen hingegen den geheimen Sinn, der die Hand des Künſtlers leitete. Sie fühlen nicht, daß wie Arme ſowohl als Reiche damals oft und gerne ihre ſchönſten, beſten Kleider zur Ausſchmückung der Altäre und Heiligenbilder hingaben, die Maler in gleicher Frömmigkeit ihren höchſten Fleiß, ihre ganze Kunſt aufboten, die Heiligen, die ſie nicht allein malten, ſondern auch verehrten, reichlich und würdigſt zu bekleiden. Sie erkennen nicht, wie es gewißlich die Abſicht derſelben war, durch die Weite und faltenreiche Fülle des Gewandes — das Körperliche nicht allein ſittlichſt zu verhüllen, ſondern es ganz und gar den Gedanken des andächtigen Betrachters zu entrücken, und die Anſchauung blos auf das ſeelenvolle Antlitz der Himmliſchen zu beſchränken.

Wer nun das, was ich zwar aus vollem Herzen, aber mit ſchwacher, ungeübter Stimme über unſere alten chriſtlichen Bilder geſprochen, und noch weit mehr, was unausſprechlich iſt, ſelbſt fühlen und erkennen möchte, der wandere hin nach dem großen Altarbild im kölniſchen Dome, und er wird von anbetender Bewunderung ergriffen, gerühret und entzückt geſtehen müſſen, daß die Mutter Maria dieſes Bildes dem Höchſten gleich ſteht, was Malerkunſt erſchaffen und einen eignen Himmel verdient; daß das Chriſtuskind an die herrlichſten Gedanken Raphaels erinnert, daß endlich der alte, anbetende König an Dominichino's Meiſterwerk gereiht zu werden verdiene! —

Nächſt den religiöſen Darſtellungen, auf die ſich das bisher Geſagte bezieht, und welche die Hauptvorwürfe der alten Maler waren, widmeten ſich dieſe mit beſonderem Glück der Abbildung ihrer Zeitgenoſſen. Vorzüglich liebten unſere wohlmeinenden Vorväter, ſich mit ihren Frauen und Kindern abconterfeit zu ſehen. Es war, um die ſchönſte Zeit, da ſie mit ihrem Gemahl, in vollſter Kraft, von vielen blühenden Kindern, — eben ſo vielen Gaben Gottes, für welche ſie ihm herzlich dankten, — umgeben waren, für ihr ſpätes Alter feſtzuhalten, und um ſelbſt die fernſten Enkel noch mit ihrem Urahnherrn zu befreunden. Mögen auch dieſe Bilder, auf denen oft alle Figuren knieend dargeſtellt ſind, dem kalten Verſtande zu regelmäßig erſcheinen, um ihnen ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, — das Gemüth verweilt gerne bei ihnen, weil ſie manche ſeiner verborgenſten und zarteſten Saiten berühren, und in ſüßwehmüthiger Schwingung ertönen laſſen. —

Weiter dehnte ſich der Kreis unſrer Malerkunſt nicht aus und die alten Meiſter blieben eben ſoweit von dem, in den italiſchen Schulen vorherrſchenden Streben nach dem Sinnlichſchönen.

als von dem oft unkünſtleriſchen Bemühen der ſpäteren Flammänder und Holländer entfernt. —

Die Bildhauerkunſt mußte bei der bereits angedeuteten Tendenz der chriſtlichen Bildnerei, und da das Nackte und Ueppige, theils als religionswidrig, theils als der angeſtammten deutſchen Keuſchheit und Sittlichkeit entgegen, aus ihrem Gebiete verbannt war, weit hinter den Fortſchritten der Malerei zurückbleiben. Von der Höhe, die ſie in Griechenland eingenommen, indem ſie die Götter ſelbſt — aus dem Olymp hernieder in glänzenden Marmor zauberte, ſank ſie unter ihre ſchöne, eigentliche Beſtimmung herab, und wurde nur mehr zu Nebenzwecken verwendet. Wie ſie vorher das höchſte Leben in ihren Werken darſtellte und verewigte, ſo mußte ſie jetzt gleichſam dem Tode dienen und die Grabſteine mit ihrer Arbeit verzieren. Erſt die altdeutſche (ſogenannte gothiſche) Baukunſt rief ſie wieder zu größerer Thätigkeit auf, und ihr danken wir die beſſern und eigenthümlichern Bildwerke. Gleich bei dem Eingange der Kirchen wurden die ſpitzgewölbten Thorbögen mit unzähligen, kleinen, heiligen Figuren bekleidet, um den Vorbeigehenden zum Beſuchen des Tempels einzuladen, den Hineintretenden, noch ehe er das geweihte Haus betrat, ſchon durch den Anblick der vielen Heiligen und Märtyrer allen weltlichen Gedanken zu entziehen, und ihn vorzubereiten zu der hohen Feier des innern Gottesdienſtes. Im Innern ſelbſt wurde die kühne Höhe der Säulen, aber nur derjenigen, die vorzüglich geſehen wurden, durch große Statuen, meiſtens der Mutter, des Sohnes und der Apoſtel, die auf leichten, zierlichen Fußgeſtellen und unter ähnlichen Bedeckungen ſtanden, gemildert. An den äußern Seitenwänden endlich und an den Thürmen waren in gewiſſen Entfernungen Statuen in kleinen, laubverzierten Kapellchen angebracht, die man die äußern Wächter und Beſchützer des Heiligthums nennen kann. — Auch an dieſen Werken iſt der deutſche Fleiß und die deutſche Frömmigkeit nicht zu verkennen. Viele derſelben zeichnen ſich durch einen ſehr leichten Faltenwurf der Gewänder, manche auch durch eine ſehr kühne und charakteriſtiſche Haltung und durch wahren Ausdruck in den Geſichtszügen aus. Zu beklagen bleibt, daß die ſpäteren, unſeligen Religionskriege die meiſten dieſer Bildſäulen, an denen das verrückte Volk ſeine Wuth am leichteſten und bemerkbarſten auslaſſen konnte, uns und den Münſtern, deren Hausgenoſſen ſie waren, entriſſen haben.

Ehe ich nun die gegenwärtigen Anſichten mit einigen Worten über die ältere Tonkunſt beſchließe, finde hier eine allgemeine Bemerkung ihre Stelle, welche ſich uns beim Ueberblick der Kunſt des Mittelalters aufdringen muß.

Es iſt nämlich auffallend und wunderbar, wie die Deutſchen, nachdem ſie viele Jahrhunderte lang ihre Urabſtammung aus Indien, der Uralpe der Religion und Poeſie, nur mehr in der Sprache, in der den Frauen ſchuldig erachteten Verehrung und zum Theil in ihren Geſichtsbildungen verborgen trugen, — ſie in der ſchönern Epoche des Mittelalters wieder ſo deutlich in Leben und Kunſt offenbarten. Es mag wohl hiermit ſeyn, wie mit den früheſten Kinderträumen, die der Knabe vergißt, die aber dem Jüngling wieder oft und lebendig durch die Seele ziehen. Dieſer Familienzug beider Völker zeigte ſich beſonders im rein menſchlichen Leben — in der ſchwärmeriſchen Liebe, —

im Göttlichen, — in der innigen, durchgreiſenden Religioſität. — Schier die geſammte altdeutſche Poeſie iſt eine Urkunde der erſteren; als unverwerfliche Zeugen der letzteren ſtehen noch jetzt jene Wunderkirchen unter uns, und ſehen ernſt und wie drohend auf das kleinliche, Gott entfremdete Gewühl der neueren Zeiten herab; finden wir noch hier und dorten himmliſch zarte Bilder, die mir wie liebliche Fremdlinge vorkommen, deren Sprache nur von wenigen verſtanden wird, dieſen aber mit wehmüthigen Blicken vieles Wunderbare von ihrer alten Heimath erzählen.

---

Zuletzt komme ich auf die Muſik, — die Kunſt, von welcher ich billig hätte zuerſt ſprechen ſollen, indem ſie nicht allein die Seele aller andern, ſondern auch die reinſte und unbeflecklichſte unter ihren Geſchwiſtern, zugleich Himmelstochter und einzig wahrhaft menſchgeborene iſt. — Es iſt die Kunſt, nach deren unwandelbaren Geſetzen ſich, — wie ſchon Pythagoras glaubt, — die Sphären, den heiligen Weltchoral bildend, bewegen; die, ungetrennt von der Poeſie, in der Urzeit, als die Natur noch dem Menſchen befreundet, Steine, Wälder und Thiere durch ihren Zauber bewegte, belebte, beſeelte; — es iſt die Kunſt, die ſchon hier den Geiſt — die ſehnende Liebe — von allen irdiſchen Feſſeln befreit, und ſie, tieferbebend von Wonne, in das alte, ſelige Vaterland hinüberträgt. — Eins in ihrem Urweſen, offenbart ſie ſich der Form nach, wie das Weltall in Zeit und Raum, auf zwiefache Weiſe, als Melodie und als Harmonie, — ihrer Anwendung nach als religiöſe oder als weltliche Muſik. Wie man die Melodie die erſte Stimme des erwachenden Menſchen nennen kann, ſo iſt hingegen die Harmonie als die ſpäteſte, aber höchſte und zarteſte Blüthe des kunſtreichen Menſchengemüthes zu betrachten; jene iſt ein Eigenthum aller Völker; dieſe, dem Alterthum unbekannt, iſt ein Geſchenk der wiedergeborenen Zeit. Ein deutſcher, — Franko von Köln legte im eilften Jahrhundert den erſten Stein zur Erbauung des harmoniſchen Syſtems; Deutſche vollendeten dieſes Wundergebäude im achtzehnten Jahrhundert. — Anderſeits hat jedes Volk gleichſam ſeine eigene, ihm allein angehörige Melodie, weil ſie der Ausdruck ſeiner eigenthümlichſten Gefühle; aber alle Völker können nur eine Harmonie haben, weil ſie auf allgemeinen, nothwendigen Geſetzen beruht. Darum und weil die Harmonie als Kunſt eigentlich erſt in den neueren Zeiten aufgetreten, wird hier vorzüglich nur von der Melodie die Rede ſeyn können.

Ueber die Geſangsweiſen unſrer Urväter läßt ſich nur Weniges ſagen. Daß ſie rauh und roh geweſen, behaupten die Römer; mir ſcheint aber wahrſcheinlich, daß, da alle ihre Dichtungen nur ſingend vorgetragen wurden, ſich frühe das Gehör ſchärfen, mit ihm der Geſang ſänftigen, ausbilden und verſchönen mußte. Das Horn war zwar, ſo weit uns bekannt, das älteſte Tonwerkzeug; allein wir finden doch auch die Harfe ſchon im fünften Jahrhundert bei ihnen, und Beda erzählt uns, daß die Angelſachſen, dieſes ächt germaniſche Volk, bei ihren Gaſtmalen ein Inſtrument an ihren Tafeln herumgehen ließen, worauf jeder Gaſt etwas ſpielen und dazu ſingen mußte. Dies läßt mit Gewißheit auf den frühen muſikaliſchen Sinn unſeres Volkes, ſo wie auf einige Ausbildung deſſelben ſchließen. Wie weit jedoch dieſe in der Folge fortgeſchritten, iſt bei dem gänzlichen Mangel an muſikaliſchen Ueberlieferungen aus den früheren Jahrhunderten auf keine Weiſe zu beſtimmen. Mit der Einführung des Chriſtenthums begann auch eine neue Epoche für die Muſik unſerer Väter. —

Wie in den übrigen Künſten, ſo mußte beſonders in der Tonkunſt die chriſtliche Religion Schöpferinn einer neuen Welt ſeyn. Die Muſik der Griechen war höchſt unvollkommen, hauptſächlich wohl, weil ihr Glaube ihnen nicht das Bedürfniß der wahren Muſik einflößte; Freude und Luſt ſprachen ſich aus in Tanz und Mimik, in Schall und Klang. Aber die Liebe, die Leiden, die unendliche Sehnſucht, zu denen die chriſtliche Religion ihre Jünger aufrief, laſſen nur in zarten, keuſchen Tönen ſich offenbaren. So erſchienen ſchon in den erſten chriſtlichen Verſammlungen die Harfe und der Pſalter, und der Geſang wurde allmählig ein weſentliches Element des Gottesdienſtes. Unſere hochehrwürdigen Kirchenväter fühlten überdies auch die durchgreifende Zweckmäßigkeit des Kirchengeſanges; ſie ſtudierten ſelbſt die Tonkunſt. Baſilius im Orient, Ambroſius im Abendland, beide im vierten Jahrhundert, waren die eifrigſten Beförderer der chriſtlichen Muſik. Aber noch beſtand ſie blos in wenigtönigen Melodieen, die ohne Takt, nur nach dem Metrum des Textes abgeſungen wurden. Erſt Pabſt Gregor der Große erfand den Choralgeſang, der zugleich einfach und großartig, ruhig und erhaben, von jedem mitgeſungen werden konnte und jedem gefallen mußte. —

Dieſen Geſang brachten die Glaubensbekehrer nach Deutſchland, und theils durch ſie ſelbſt, theils durch die geiſtlichen Sänger, die ſie begleiteten, wurde er allgemein eingeführt und verbreitet. Sehr bald bewährte er hier ſeine Faßlichkeit wie ſeine Eindringlichkeit. Denn in kurzem waren die alten Volksmelodien vergeſſen, und mehrere Jahrhunderte lang wurden ſchier alle, ſowohl geiſtliche als weltliche Lieder nach gregorianiſchen Melodien geſungen. „Man ſah die Töne, an ſich betrachtet, „für ſo unſchuldig an, daß man ſich kaum träumen ließ, es ſey „ein Unterſchied unter ihrer geiſtlichen und weltlichen Anwen„dung.“ *) Im Allgemeinen veränderte ſich hierin Weniges bei dem Volke bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; nur in den Singſchulen der Höfe wurde nach und nach die Figuralmuſik eingeführt, zu deren Gründung der ſchon angeführte Franko den erſten Schritt gethan hatte. Aber Geiſtliche blieben fortwährend die einzigen Lehrer der Tonkunſt, und wie ihre meiſten lateiniſchen Gedichte nichts als überkünſtelte Wortſpielereien waren, ſo iſt auch in ihren muſikaliſchen Erzeugniſſen nur die chriſtliche Geduld zu bewundern, mit welcher ſie die einfachſten Sätze verſchränkten und verkehrten. Wenn gleich nun hierdurch die Ausbildung der Muſik als Kunſt verſpätet wurde, ſo wird man doch dann mit mehr Nachſicht jene Arbeiten beurtheilen, wenn man bedenkt, wie unvollkommen damals noch die Tonwerkzeuge und wie ſchwer die Tonſchriften waren, wie endlich den Künſtlern weder das Alterthum, noch die Natur Vorbilder darbot.

Waren die Geiſtlichen nur noch als Anfänger in der Tonkunſt zu betrachten, ſo läßt ſich denken, wie ungebildet die gemeinen Spielleute des Volkes, die, weil ſie keinen feſten Wohnſitz hatten, varende Lüte genannt wurden, ſeyn mußten.

---

*) Forkels Geſch. d. Muſik II. 437.

Wie ſehr ſich ungeachtet deſſen unſere Vorältern an ihrem Spiel ergötzten, mag man daraus abnehmen, daß die Anzahl der Geiger, Pfeifer, Zinkenbläſer und Trommelſchläger ſo ſehr anwuchs, daß die Obrigkeit ſie ſchon im dreizehnten Jahrhundert in förmliche Zünfte einſchloß, um hierdurch ihre allzu große Vermehrung einzuhalten; wie dann ferner im vierzehnten Jahrhundert das Ober-Spiel-Grafen-Amt zu Wien errichtet und jeder Gegend Deutſchlands ein beſonderer Pfeiferkönig zugetheilt wurde. —

So wie aber damals die Geiſtlichen, die Ritter und das dienende Volk als drei völlig geſchiedene Stände erſcheinen, deren jeder gleichſam ſeine eigene Poeſie hatte, ſo ſcheint auch jeder derſelben eine eigenthümliche Muſik gehabt zu haben. Von jener der Geiſtlichen und des Volkes iſt bereits Einiges angegeben; von der ritterlichen aber, nämlich den Melodieen der Minnelieder, welche wahrſcheinlich in Begleitung einer Laute oder eines ſonſtigen Saiten-Inſtrumentes vorgetragen wurden, kann ich hier nur die Vermuthung aufſtellen, daß ſie einfach und ausdrucksvoll geweſen ſeyn müſſen, indem ſie meiſtens von den Minnedichtern ſelbſt erfunden und aufgeſchrieben wurden. Leider hat der verdiente Rüdiger Maneſſe ſeinen treuen Fleiß nicht auf die Melodieen der von ihm geſammelten Minnelieder ausgedehnt, und die bei dem Jenaer Kodex befindlichen ſind bis jetzt noch nicht bekannt gemacht werden; ſie ſollen jedoch, nach ſicherem Berichte, eben ſo lieblich und mannigfaltig als die Dichtungen ſeyn, zu denen ſie gehören.

So viel über die Muſik des romantiſchen Mittelalters, welche im Ganzen genommen nur die Vorbereitung zu der eigentlichen

Geſtaltung und Ausbildung der Tonkunſt geweſen zu ſeyn ſcheint.

Dieſe erfolgte erſt gleichzeitig und, ſo zu ſagen, gleichörtlich mit dem Aufblühen der deutſchen Malerei. Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war es, welcher in den deutſchen Niederlanden zugleich die erſte deutſche Malerſchule und die erſten (und damals in Europa vorzüglichſten) Contrapunktiſten in's Daſeyn rief. Beinahe in der nämlichen Zeit erſchienen in den Gegenden des Meiſtergeſangs, in Franken und Schwaben, beſonders in den blühenden Handelsſtädten, Tonkünſtler, deren manche, wie z. B. Wolkenſteiner um ſeinen edlen Styl, Heinrich Iſaac und Stephan Mahu um die Klarheit ihres Geſanges, den ſchönen Rhythmus und ihre zwangloſe Harmonie, noch heute von den einſichtsvollſten Künſtlern geliebt und bewundert werden.

Was aber überhaupt den Tonkunſtwerken unſerer alten, gemüthlichen und anſpruchsloſen Meiſter vor denen aller übrigen Völker damals den Vorzug gab, iſt der ihnen eigene natürliche und fließende Geſang, den allein ein reines und inniges Gefühl hervorbringen kann. — Leiſe Nachklänge dieſer alten Muſik vernehmen wir noch hier und dort in ſtillen Dörfern und bei ſchlechten und rechten Bergbewohnern, zu denen ſich mit der alten Sitteneinfalt auch alte, einfache, oft rührende Liederweiſen geflüchtet haben. —

Aber auch bei ihnen verhallen die treuherzigen Töne allmählig, wie ſchon längſt die urhaften Heldengeſänge unter dem Volke verklungen; die heimiſchen Bilder, die unſeren Vätern ſo lieb und theuer, die mit zu ihrem Leben gehörten, ſind verblichen oder den Kirchen entnommen; — die gewaltigen Burgen, in denen treuer Muth und treue Liebe vereint wohnten, ſie ſind geſtürzt, und Moos und Immergrün verhüllen ihre ſchöne Furchtbarkeit, und immer tiefer ſinken ſie, und immer tiefer; — und die ſtattlichen deutſchen Münſter! — ſchon hat des Krieges ſcharfes Schwerdt manche ihrer ſchönſten Blumen abgemäht, und der Menſchen Wahn ſchärfer als der Zahn der Zeit daran genagt; — die Dichtung endlich, einſtens die Freude der Großen, das Labſal der Geringen, — ſie iſt beiden entfremdet; bei jenen häufig durch eitlen, leeren Zeitvertreib, bei dieſen größtentheils durch verderbliche Beluſtigungen oder mißmuthige Langeweile erſetzt! — Und ſo wären denn die herrlichen Werke unſerer vaterländiſchen Vorzeit, — die Früchte des höchſten Strebens unſerer Vorväter, — dem Volke, für das ſie geſproßt und erblühet, verloren und fruchtlos dahin geſchwunden?

Doch mäßigen will ich meine Klage, damit ich nicht an der Gegenwart ſünde! —

Iſt nicht in den zwei letzten Jahrzehnten die alte, volksthümliche Kunſt, wie ein Phönix, ihrer eigenen Aſche entſtiegen? — Die längſt verſchollenen Lieder ſind erſtanden aus den vergeſſenen Pergamenten und in allen Gruben arbeiten Bergleute, um die noch verborgenen Edelſteine zu Tage zu fördern; — die lieblichen alten Bilder werden aufgeſucht, vom unverdienten Staube befreit, erfriſcht, und ſpenden nun wieder ihr mildes und freundliches Licht; ja die vielfach verſtümmelten künſtlichen Bauwerke werden, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch in der

Idee ergänzt, und ihre ewige Herrlichkeit von vielen anerkannt, ihre Größe gefühlt; — ſo iſt jetzt die alte Künſtlerwelt wiedergeboren, und wie ſie vorher auf der Erde, in That und Leben, in vergänglichen Elementen, ſtand, — ſo hat ſie ſich nun aus ihrem Grabe hinaufgeſchwungen in des Geiſtes unvergänglich Reich, und lebt und blüht nun dort, um nimmer zu vergehen.

# Die Mähre.

## Ballade.

Graf Walter ſprengt über Stock, über Stein:
Er will heut' Abend zu Hauſe noch ſeyn.
Die Waſſer die fließen zuſammen.

Und als er raſch um die Waldecke beugt,
Ein Knappe zu Roß ihm entgegen fleugt.

„Halt' an, halt' an, lieber Knappe mein!
Sag' an, was meinet das Jagen dein?"

Der Knapp' ihm blöde entgegen ſprach:
„Ach Herr, ich ſuche nur Dach und Fach." —

„Was haſt du zu ſuchen bei Dach und Fach?
Iſt daheim vorhanden ſolch Ungemach?" —

„Ach nein, zu groß iſt nicht die Noth:
Doch euer Jagdhund der iſt todt." —

„Wie durft' das geſchehen dem Bracken mein?
Ich befahl ihn ſo ſehr in die Pflege dein." —

„Eur Roß, daß im Hof' ich ſtriegelt', ihm gab
Den Schlag: ſcheu ſprang's in den Brunnen hinab." —

„Mein Streithengſt? Wehe des Schaden ſo groß!
Doch ſage, wer ſcheuchte das edele Roß?“

„Ach Herr, es war euer Jungherrlein,
Das ſtürzt' aus dem Fenſter herab auf den Stein.“ —

„Hilf Himmel! Wo war ſeine Wärterinn doch?
Wo war ſeine Mutter? Und lebet er noch?“ —

„Er iſt todt: und als man zur Mutter ihn bracht',
Da ſank ſie ſelber für todt in Ohnmacht.“ —

„Zum Teufel! Was holtſt du nicht Hülfe ſofort?
Oder warum nicht bliebſt in dem Schloſſe du dort?“ —

„Bei der Frauen entſchlief die Wärterin,
Das Licht fing Feuer, und alles iſt hin.“ —

„So weh mir, ſo weh mir! Verflucht mein Geſchick!
Vertilgt auf Erden iſt all mein Glück!“ —

„Ach Herr, nicht ſpornt euren Rappen zu tod':
Ergangen iſt doch nun alle die Noth.“

Er hört nicht, er ſtürmt auf der Heide dahin,
Und Roß und Reiter nie wieder erſchien.

Die Waſſer die fließen zuſammen.

## Geiſtes Dank.

### Legende.

Herr Rudolf reitet durch finſtere Nacht;
Er weiß, daß noch Feinsliebchen ſein wacht.
Die Brünnlein fließen ohn' Ende.

Er reitet die Felder und Wälder entlang,
Daß hell durch die Nacht ſein Hufſchlag klang.

Jetzt reitet er über den Kreuzweg ſchwind',
Da rauſchet ſo leiſ' in den Wipfeln der Wind.

Da ſchwebt ein Gerippe ſo hoch an dem Baum,
Und leuchtet hervor aus dem düſteren Raum. —

Es war ein armer Schächer gering,
Den dort die heilige Vehm' erhing. —

Herr Rudolf zucket ſein Pferd beim Zaum,
Und hält an bei dem wehenden Baum.

Er ſpricht drei Vaterunſer mit Weil',
Zu beſſern der armen Seelen ihr Heil.

Und als er ſich bei dem Amen geneigt,
Das Gerippe herab von der Eichen ſteigt.

Den Reiter graut es, das Roß drängt fort:
Doch hält er in Gottes Namen dort.

„Hab Dank, Herr Rudolf, der Bitte dein!
Sie hat mich gefördert aus Fegfeuers Pein.

Ich lebe Gott: und trauſt du mir gut,
Steig' ab, und leih mir Mantel und Hut."

Herr Rudolf zaudernd herunter ſteigt,
Und Hut und Mantel weit von ſich reicht.

Das Geſpenſt ſchwingt ſchnell ſich damit auf's Pferd,
Und wie im Sturme von hinnen fährt.

Weiß leuchtet in dunkeler Ferne noch kaum
Der flatternde Buſch und der wehende Saum.

Da blitzet es plötzlich und folget ein Knall,
Und ſchreiend ſinket der Reiter zu Thal.

Doch als noch Rudolf das Wunder bedenkt,
Da kömmt das Geſpenſt ſchon zurücke geſprengt.

„Wiſſ' frommer Mann, im Gebüſche dort
Dein Nebenbuhler dir zielte den Mord.

Wie oft du hier ritteſt, vergaßt du nicht mein,
So hab' auch ich heute vergeſſen nicht dein.

Jetzt reite du ruhig zum Liebchen dein:
Ich geh' zu den ewigen Freuden nun ein."

Da ſtreckt es die Rechte, zum Danke bereit:
Herr Rudolf weiſ' ihm den Mantel nur beut.

Und kaum berührt den die dürre Hand,
Da ziſcht's, und fünf Finger ſtehn eingebrannt.

Damit verſchwindet's im milden Schein,
Und läßt den ſtaunenden Ritter allein.

Der eilt nun dahin, wo das Sternlein blinkt
Und ihn zu Liebchens Kämmerlein winkt.

Er faßt in den Arm ſie und ſchwingt ſie auf's Roß,
Und führet ſie fröhlich heim in ſein Schloß.

Die Brünnlein fließen ohn' Ende.

# Maria

## mit dem Kindlein am Brunnen.

Abſichtlich geben wir hier noch eine Vorſtellung der heil. Jungfrau, aber aus einer ſpätern Periode, um den verſchiedenen Charakter der Kunſt in beiden Bildern nachzuweiſen.

Das liebliche Gemälde, nach welchem dieſes Kupfer gearbeitet iſt, dürfte wohl in oder kurz nach Albrecht Dürers Zeit, alſo in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, vielleicht gar in die Schule dieſes Meiſters gehören, und wäre ſomit um etwa hundert Jahre jünger, als das Bild im kölniſchen Dome. Aber welch ein Unterſchied auch in Erfindung, Anordnung, Ausdruck und Umgebung! Dort ſitzt die Jungfrau noch in dem ganz goldenen Duſte, als ob ſie aus einer glänzendern, himmliſchen Sphäre nur ſo zu frommer Verehrung auf die Erde hinunter geſchwebt wäre. Alles Irdiſche iſt fern; Englein ſind zum Dienſte überall bereit; Maria, als göttliche Mutter, iſt Königinn des Himmels zugleich, in köſtlicher Pracht und Herrlichkeit. Das Kindlein iſt der neugeborne König und Weltheiland, vor dem ſich alle Macht und alle Weisheit zur Erde niederbeugt. — In jener Zeit war noch alles geheimnißreicher. Das Ueberirdiſche, die Welt des Glaubens, ſtand noch glorreicher vor dem Gemüthe des Künſtlers. Sie war ihm ein gold- und glanzdurchwirktes Zauberland, welches, über dem Menſchlichen und Irdiſchen erhaben, gleichſam alles Daſeyn in ſeine unendliche Göttlichkeit auflöſte, ſo daß es ſein materielles Seyn verlor, und ſich golden und duftend, und tönend und jubelnd nur zum himmliſchen Schleier des Heiligen webte. Es war noch wohl körperlich und menſchlich, und dem Sinne und dem Herzen nahe; aber doch auch wieder ſo viel erhabener, reiner, ideeller als alles Irdiſche; es war gleichſam das himmliſche Paradies, in welches hinein ſich der glückliche Menſch auf den Schwingen des Glaubens, der Liebe und der Begeiſterung erheben konnte.

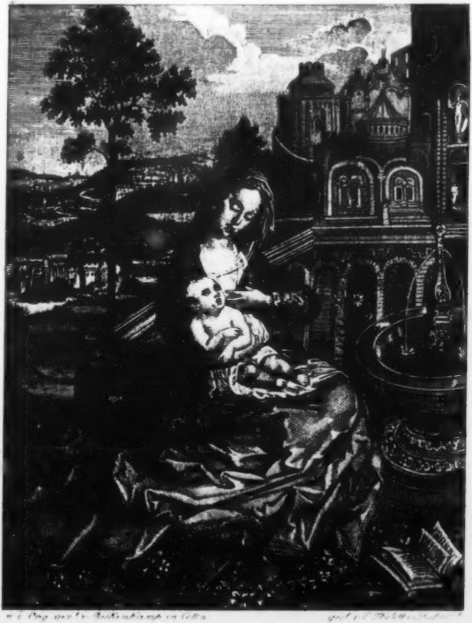
So wie in der reinſten Idealität göttlicher Anſchauung, fließet da Alles in die Einheit der raum- und zeitloſen Unendlichkeit zuſammen. Nur als Erinnerung liegt gleichſam noch dem Auge des verklärten Künſtlers offen, was zum Heile der Welt in der Zeitlichkeit einſt geſchah; und ſo ſtehen ſchon nun bei dem kaum geborenen Erlöſer von der einen Seite heilige Jungfrauen, welche im Martertode ihr Blut für den Glauben vergoſſen, und von der andern Seite fromme Kämpfer, welche den Sieg des Chriſtenthums über das untergehende Heidenthum mit ihrem Tode beſiegelten. Alles dies tritt nun, gelöſt von den Banden der Vergänglichkeit, freudenreich zu dem Stifter des Glaubens hin, vor welchem die morgenländiſchen Weiſen noch ehrfurchtsvoll knien, um ihm, als dem längſt erwarteten Könige und ihrem Herrn und Meiſter zu huldigen. —

Aber wie ganz anders ſehen wir die Kunſt in dem folgenden Jahrhundert ſchon ausgeſprochen. Auch hier iſt der Glaube und die chriſtliche Geſchichte noch das wonnevolle, bilderreiche Band, an welches ſich das ganze Leben und Sinnen der Kunſt und der Zeit anreihet. Aber es iſt da ſchon das Göttliche gleichſam mit dem Leben und den Menſchen vertrauter geworden. Das Himmelreich iſt erobert, und die Zeit des Streites iſt vorüber. Der Frühling hat ſeine früheſte Zauberkraft, die ſein erſtes Erſcheinen mit ſich führte, verloren, und hat ſich in ſtiller Luſt und friedlichem Wonnegefühle über die Erde hingebreitet, wo er nun alles Daſeyn freudig durchdringt und belebt. Der Menſch hat die himmliſchen Gäſte in ſeine irdiſchen Umgebungen wöhnlicher hineingeführt, und ſie luſtwandeln dort mit ihm und bieten ihm die Hand, um ihn auf blumigen Pfaden mit ſich zum Himmel hinanzuführen. Maria hat Schmuck und Krone abgelegt, und ſitzt als zärtliche Mutter nur in dem Würzgärtlein und reicht verſunken in ſtilles Sinnen dem lieben Kindlein die Bruſt. In anſpruchloſem, blauem Unterkleide, und rothem, faltenreichem Mantel hat ſie ſich an ein Waſſerbrünnlein niedergelaſſen. Sie ruht auf einer Blumenplanie; ein leichter Schleier umwallt ihr ſchönes Haar und die jungfräuliche Mutterbruſt; ein offnes Buch liegt neben ihr, aus welchem ſie eben noch heilige Gebete muß geſprochen haben. Sie hat ſich wohl zurückgezogen aus dem geſchäftigen Leben der nahen Burg, um ſich in der Einſamkeit zu ſammeln und der Pflege des göttlichen Kindes einzig obzuliegen. Blumen duften um ſie her; helle Waſſer ſprudeln in dem ehernen Brunnen; alles iſt ſo gehalten umher, ſo in ächt alterthümlichem, etwas klöſterlichem Sinne, ſorgſam gepflegt und beſorgt, nichts in freiem, üppigem Leben verwildert. Aber in der Ferne öffnet ſich eine weite Landſchaft und man ſieht gleichſam in die Mühſale und Leiden der Welt hinein. Ein Kreuz wird in der Dämmerung von den Flammen eines brennenden Dorfes beleuchtet, und kündigt ſich gleichſam in der Ahndung ſchon als Werkzeug künftiger Erlöſung an; feſte Burgen zeugen von dem wilden Drängen einer eiſernen Zeit, und das Auge verliert ſich in fernen, blauen Gebürgen.

Oft hat man dieſe Epoche der Kunſt hart tadeln, und ſie als Entartung und als zu unwürdiger Alltäglichkeit herabgeſunkene Spielerei verachten wollen. Aber immer ſehen wir ja auch in ihr noch den einzig richtigen Zweck der Kunſt rein aufgeſtellt und glücklich verfolgt: immer iſt ſie ja noch die Erhebung des irdiſchen Daſeyns zu ſeiner göttlichen Beſtimmung; immer iſt ſie noch das ſelige Land der Dichtung, in welchem die Welt der Sünde, des Schmerzens und der Armſeligkeit wie in frohen Träumen verſchwindet. — O wohl dem Volke, welches noch in dieſer ſtillen, unſchuldig glücklichen Kindheit des Glaubens und der Kunſt ſich befindet; dem überall die Bilder des Heiligen und Göttlichen nahe ſind, und es von der Erde zum Himmel hinanführen; dem ſo ſein ganzes Leben ſich zu einem blumigen Teppich zarter Gebilde und geheimnißvoller Lebensfreuden zuſammenwirkt, in welchen es ſelbſt ſich harmlos einhüllt und über die Zweifel, Schreckenbilder und marternden Grübeleien der Vergänglichkeit in Liebe und Vertrauen zum Lande ſeines Glaubens und ſeiner Hoffnungen hinüberſchlummert! — Wer will uns einen reineren, würdigeren, erhabeneren Kunſtzweck zeigen; oder wer will behaupten, daß dieſe Periode des Mittelalters nicht dem eben aufgeſtellten noch herrlich und kraftvoll entgegenſtrebte? — O wollten wir es nur wieder einſehen lernen, daß einzig nur ein warmes Herz, voll Glaube, Liebe und demüthiger, vertrauender

Hingebung, das hohe Ideal zu faſſen und darzuſtellen vermag, nach welchem in kalter Forſchung ewig fruchtlos und unkröſtlich geſtrebt wird! Der Beweis liegt am Tage: denn, mit der ſchönen Zeit des feſten Glaubens und der heißen Liebe ſind ja auch die herrlichen Kunſtſchöpfungen nur zu ſchnell wieder in den trüben Gewölken der Verſtändigkeit zerfloſſen, und wer weiß, ob ſie aus all dieſer Aufklärung und kalten Wiſſenſchaftlichkeit auf dieſen Erdſtrichen jemals wieder erſcheinen und glückliche Menſchen für ſich begeiſtern werden! —

Zum Schluße wollen wir noch etwas von dem Originale ſagen, nach welchem das eben geſchilderte Kupfer gearbeitet iſt. Es iſt nämlich jenes Bild in der Sammlung altdeutſcher Kunſtſachen, welche Herr Rektor Fochem in Köln beſitzt, keines der unbedeutendſten. Das etwa 15 Zoll hohe und 12 Zoll breite Gemälde iſt äußerſt wohl erhalten, und wenn wir auch das Werk des Kupferſtechers im Ganzen loben müſſen, ſo wollen wir es doch auch gerne zugeben, daß das Duftige, Zarte und Wärm des alten Gemäldes, ſo wenig als das Leben der Farben ſich im Kupfer wiedergeben ließ. In dieſem den Ausdruck des Kopfs der Jungfrau und des lieblichen, verklärten Angeſichtchens des gut gezeichneten Kindes in ihrer hohen Vollendung wiederzugeben, war wohl eine unlösbare Aufgabe. Beide Köpfe ſind im Originale faſt mit nichts, mit Duft und Liebe gleichſam hingehaucht, und deshalb um ſo ſchwerer zu erreichen. Das ganze Bild hat ein ſo warmes, zartes und dabei doch ſo friſches, klares und anmuthiges Leben, wie es uns aus den gemüthlichſten Bildern Leonardo's da Vinci anſpricht, und ſo wie bei dieſen ergreift uns auch dort ein Gefühl, wie wenn ,man in einem einſamen, kühlen, üppichgrünen Thalgrunde, bei plätſchernden Quellen und frohen Waldvöglein ſitzt, und um die Abendſtunde in das Leben der geſchäftigen Welt hinausblickt. Das Colorit trägt zu all dieſem noch beſonders bei, denn alles iſt ſo milde zuſammenſchmelzend gehalten; die Steinfarbe, das Grün des Laubes und Raſens und das Blau der fernen Berge, alles ladet ein, in dieſen Geſilden des Friedens zu weilen. Bedeutſam ſcheint uns hier noch der gewiß nicht ohne Abſicht in den Vordergrund geſetzte Springbrunnen, der klingend und tönend die ſilbernen Waſſer in ſein reiches, ehernes Becken aufnimmt. Iſt er vielleicht in ſeiner regen, feuchtenden, erquickenden Lebendigkeit nun ſchon ein Symbol des Lebensquells, aus welchem alles Daſeyn einſt durch die Gnade und Liebe des gekommenen Erlöſers wiedergeboren werden ſoll? — Doch wir wollen es hier unſern Leſern überlaſſen, ſich in eigenem Gemüthe das Weitere auszubeuten, was in dieſes reiche Bildchen mag hineingelegt ſeyn, und ſchließlich nur noch jeden freundlich einladen, bei dem gefälligen Beſitzer das Original ſelbſt, nebſt den manchen Gebilden und Kunſtwerken der alten merkwürdigen Stadt, anzuſehen.



n. d. Orig. gez. v. Beckenkamp in Cöln

gest. v. C. Thelott [illegible]

## I.

Das Herz voll Lieb', ihr Kindlein in den Armen,
Verweilt Maria in dem Frühlingsgarten.
Umher die Blümlein ſtehn, die bunten, zarten,
Als ſollt' auch ihrer ſich das Kind erbarmen.

O alles will in Lieb' zum Herren erwarmen!
Die Lüfte, Kräuter, Bächlein, ſelbſt die harten
Geſteine demuthsvoll des Segens warten; —
Die Menſchen nur ſtehn fern verirrt, — die Armen!

Es reget im Pallaſt ſich bunte Freude. —
Hier plätſchern in den Schlaf das ſüße Kindlein
Die kühlen Waſſer, die im Brünnlein quellen.

Doch jenes Kreuz, woran in Lieb' und Leide
Verſeufzt das Kind dereinſt ſein letztes Stündlein,
Des Brandes Strahlen ſchon von fern erhellen.

## II.

Im ſtillen Garten ſitzt Maria rein,
Wo Liljen ſehnend ihr entgegen ſproſſen;
Sie hält voll Lieb und Furcht das Kind umſchloſſen,
Und ahndet bang, was wird in Zukunft ſeyn.

Jetzt reichet ſie die Bruſt dem Jeſulein,
Um das der Freudenthränen viele floſſen;
Doch ihm iſt ſchon der Himmel aufgeſchloſſen, —
Es ſchaut entzückt der Heimath goldnen Schein.

Wohl keimen freudig rings die Blümlein kleine;
Wohl grünt und glänzet feiernd Berg und Thal;
Das Brünnlein ſelbſt möcht' geben ſüßen Schall; —

Nur ich bin tief im Herz betrübt und weine,
Weil in der Ferne muß zu Pein und Weh'n
Des Sohnes Kreuz ſchon aufgerichtet ſehn.

## III.

### Maria.

Wo bunte Blümlein ſtehn,
Liebliche Lüftchen wehn,
Hier laß uns ruhn;
Ferne von Leid und Luſt
Kannſt du an Mutterbruſt
Sanft ſchlummern nun.

Kindlein, wie biſt du hold!
Theurer als Perl' und Gold,
O du biſt mein!
Hier wo der Raſen ſchwellt,
Silbern das Brünnlein quellt,
Freu' ich mich dein.

Lieb' ohne Leiden hegt
Mein Herz; doch bange ſchlägt
Es oft in mir;
Denn ſo viel Freude mag
Nimmer ohn' Leid und Klag
Verweilen hier.

### Jeſus.

Mutter, zur Ruhe nicht.
Zum Leiden ruft die Pflicht,
Ruft was da lebt:
Erbarm' dich! ruft die Luft.
Erbarm' dich! ruft der Duft,
Der uns umſchwebt.

Erbarm' dich! ruft das Meer,
Erbarm' dich! ruft das Heer
Der Sternlein klein.
Erbarm' dich! ruft die Welt,
Ruft's Kreuz dort, fern erhellt
Von mildem Schein.

Drum muß das Leiden hier
Werden zur Freude mir;
Süß iſt der Tod!
Aus meinen Wunden kann
Die Welt geſunden dann
Von aller Noth.

Menſchen ſtehn nicht mehr fern,
Alles ſchaut auf zum Herrn
Von Lieb' bewegt;
Und jenes Brünnlein hell
Wird dann zum Gnadenquell
Für mein Geſchlecht.

Maria und Jeſus.

Drum bringt noch Lieb' und Luſt
Zugleich in unſre Bruſt
Und ſchmerzt und freut. —
Aber der Tod verſöhnt
Des Lebens Kampf und krönt
Nach treuem Streit! —

## I.

## Chriſtus erſte Thränen.

(Aus der Seele Troſt. Manuſcript aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Pag. 93. col. 2.)

Liebes Kind, ich will dich ein Gebete lehren von den erſten bittern Thränen unſers lieben Herrn Jeſu Chriſt. Die weinte er, da er erſt geboren ward von ſeiner Mutter. Der kindiſchen Thränen ſolltu ihm danken, auf daß er dir vergebe alle deine kindiſche Sünden, die du gethan haſt bis auf dieſe Zeit. Spreche wie hernach ſteht:

Ich danke dir, o Jeſu Chriſt,
Weil du mein Gott und Heiland biſt,
Daß du um mich auf dieſer Erden
Ein gar ſo armer Menſch wolltſt werden,
In ſchnöde Tücher wardſt gebunden,
Und thäteſt in denſelben Stunden,
Da du geboren von Marien,
Um mich wohl weinen gar und ſchrien!
War doch dein Leben bis zum Tod
Sonſt nichts als Armuth, Pein und Noth!

Ein' arme Jungfrau war dein' Mutter,
Ein armer Zimmermann dein Huter;
Dein' Wiege war ein' Kripp' von Steinen,
Dein Haus war allen Leut gemeine,
Daß finden möchten alle gleich
Dich gute, böſe, arm und reich;
Denn niemand wollteſt du verſmahen,
In Gnade dein' ſie all' empfahen. —
Darumb ſag' ich dir Lob und Ehre,
Gebenedeiter lieber Here,
Dich mahn' bei deinem kind'ſchen Weinen,
Daß du mir gebeſt Reue Thränen,
Um zu beweinen meine Sunden,
Die ich gethan zu allen Stunden.

## II.

## Ave Maria.

(Aus demſelben Manuſcript p. 82. col. 2.)

Do was (1) ein Edelritter, der begab ſich in einen Orden. Der Ritter enkonde (2) kein Paternoſter noch anderhande Gebet. Do wart im ein Meiſter gegeben, der yn ſin Gebet leren ſolt. Do hatte der Ritter alſo hartten Synne, daß er nit me geleren enkonde, dan diſſe zwey Wort „Ave Maria.“ Die ſprach er zu allen Zyden vnd hielt das alle ſin Lebtage mit groſſer Inigkeit. Do er doit vnd begraben was, do was uß ſim (3) Monde ein ſchon Lilien gewaſſen vnd uff iglichem (4) Blade ſtant mit gulden Buchſtaben geſchreben „Ave Maria.“ — Do verwonderte ſich der Broder ſere, was das beduden (5) mochte vnd gruben das Grab uff vnd funden, das die Wortzel was gewaſſen vß ſime Munde; do ſprach ſin Meiſter, das er anders kein Gebet gelernen enkonde, dan die zwey Wort „Ave Maria.“

* * *

---

(1) was — war.

(2) enkonde: verſtärkende Verneinung, konnte nicht, wie im Franzöſiſchen: ne pouvait pas.

(3) ſeinem.

(4) jedem.

(5) bedeuten.

## Des Ritters Klage.

### Romanze.

Ich hatt' ein heimlich Lieb,
Bei dem ich manche Nacht
In ſtiller Kammer blieb,
Bis daß der Morgen tagt'.

Dann ſchien der Mond ſo hell
Durch's bunte Fenſterlein,
Wir lugten aus der Zell
Fern in das Land hinein.

Sie ſaß auf meinem Schooß,
Mein Mund küßt ihre Bruſt,
Manch glänzend Thränchen floß
In Wehmuth und in Luſt.

Wir übten Unthat nicht,
So man nicht thuen ſoll:
Das keuſche Mondenlicht
Konnt ſtets uns ſehen wohl.

Dann blickten wir hinab
In helle Mitternacht,
Als in ein Blumengrab
Umſtralt von Sternenpracht.

Die Baumblüth' war ſo klar,
So lieblich war ihr Duft;
Des weißen Mägdleins Haar
Durchſpielt' die laue Luft.

Da ſtand ein Frauenbild
Auf meiner Trauten Schrein,
Das ſchaute fromm und mild,
So wie mein Mägdelein.

Von Thränchen ſah bethaut
Ich ſtets dort Blümchen blühn,
Die ſie der Himmelsbraut
In Scherben that erziehn.

Da haben manche Stund
Wir betend hingekniet,
Da ſang ihr ſüßer Mund
Manch fromm Liebfrauenlied.

Auch haben oftmals dort
Die Minne wir geklagt;
Mit halbverbiſſ'nem Wort,
Was keiner weiß, geſagt.

Nun iſt mein Lieb ſo fern
Allein im Kämmerlein,
Und blickt zu Mond und Stern
Einſam am Fenſterlein.

Mich kühlt kein Lüftchen mehr,
Mich laben Blüthen nicht;
Der Nacht ich nicht begehr;
Das Herz mir faſt zerbricht.

Auch beten kann ich nie
Zu dem Liebfrauenbild;
Wenn in die Nacht ich flieh'
Die Minne ſich nicht ſtillt.

Lugt' nochmal ich hinab
Mit ihr zur Mitternacht,
Gern ſänk in's Blumengrab
Ich, bis der Morgen tagt. —

# Altdeutſche Minnelieder.

Ich weis mir ein Bluemlein blauwe
Von himmelklorem Schein,
Es ſtehet in grüner Auwe,
Es heißt, vergis nit mein;
Ich kunt es nirgent finden,
Was mir verſchwunden gar,
Vor Reif und kalten Winden
Iſt es nimmer da.

Ich weis mir ein Blümlein weiſſe,
Es ſteht in grünem Riet,
Von Art ſo iſt es kleine,
Nun hab mich lieb.
Es iſt mir abgenegt
Wol in dem Hertzen ſein,
Mein Lieb hat mich verſchmeit,
Ich kan nit frölich ſein.

Das Blümlein das ich meine,
Das iſt Meſſina röt,
Iſt Hertzentroſt genennet,
Auf dirrer Heiden ſteht.
Sein Farb iſt im verblichen,
Der wolgemuet iſt doſt,
Mein Lieb iſt mir entwichen,
Verloren hab ich mein Troſt.

Ich weis mir ein Blümlein weiſe,
Steht mir in grünem Gras,
Es iſt gewachſen mit gantzem Fleiſſe,
Es heißt nun gar ſchabab.
Das Blümlein muſt ich tragen
Wol dieſſen Sommer lang,
Viel lieber wollt ich haben
Mein Bulen umbefang.

Noch heuer gegen dieſſem Sommer
Kumpt uns der lichte Mey,
Bringt uns der Blümlein wider,
Der Farben mancherley,
Bringt uns der Blümlein wider,
Braun, weis, gelb, nach der Zeit,
So lert ir mir hinwider,
Was ein iglichs Blümlein bedeut.

O du hertzig wolgemuet
Wie erfreuſt du mich ſo ſer,
Kein Blümlein mir nit lieber thuet,
Zu Eren ich dein beger.
Ich beger dein ewig zu bleiben,
Bis uff das Ende mein,
Halt mich in deiner Werde,
Hertzig Lieb vergis nit mein.

Mein Hertz leidt groß Kummer,
Da mein vergeſſen iſt,
So hoff ich uff den Summer,
Wol uff des Meyes Friſt.
Dan ſind die Reiffen vergangen
Und auch der kalte Schne,
Von der Allerliebſten werd ich empfangen,
Tet's dem Klaffer im Hertzen wehe.

Der Reiff mit ſeinen Zeiten
Verderbt vil Blümlein zart,
Ghet umb die Klaffer ſchmeichlen
Mit ungetreuwer Art.
Vil groſſer Lieb uff Erden,
Die itzunndt muß zerghan,
Was mir heuer nit mag werden,
Das wil ich ein ander Jar han.

Hertzlieb du darffeſt nit denkhen,
Das ich wil von dir lan,
An dir wil ich nit wenkhen,
Bei dir kan ich nit ſtan.
Was ich gern thet in treuwen
Das ſchafft mir ungewin.
Hertzlieb nu halt dich ſtete,
Wie fer ich von dir bin.

Frölich wil ich ſingen,
Frölich aus meinem Muet,
Ich hoff mir ſol gelingen,
Ich weis mir ein edel Pluet,
Ein zart Jungfrewlein
Dem dient ich alzeit eben,
Ob ſie mir möcht gewerden,
Ir Diener wolt ich ſein.

Ich bin ir holt fürware
Geweſen ein lange Zeit,
Für all dieſe Welt ſogare
Hat ſich mein Hertz an ir erfreit.
Wan ich ſie han geſehen,
Kein Menſch lebt mer uff Erden,
Der mir möcht lieber werden,
Die Wahrheit mueſt ich jehen.

Sy fürt von Goltt ein Hare,
Zwei braune Äuglein fein,
Sie ſchieſſen lieblich dare
Wol durch das Hertze mein.
Der Tugendt iſt ſie vol,
Mit Tugendt iſt's umfangen,
In Ehren khann's wol prangen,
Ir Lachen ſtet ganz wol.

Sy hat ein Leib iſt linde,
Weis, wie ein Hörmellein,
Solt ich's in Eren finden,
Vergangen wer mir mein Pein.
Sy hat ein roten Mundt,
Mit Tugendt iſt umfangen.
Nach ir ſtet mein Verlangen,
Freut mich zu aller Stundt.

In fürcht' ich nit ſo ſere
Als nur des Klaffers Wort,
Sy lügent hin und here,
Glaub nicht mein höchſter Hort.
Du tugendhafter Mundt,
Dein Gnad laß umbher flieſſen,
Das ich dich mag umbſchlieſſen,
Du biſt mein klare Sun.

Khunt ich von Hertzen ſingen
Ein hübſche tageweis,
Von Lieb und bitteren Schmertzen,
Nun merkhet uff mit Fleis,
Wie es ein Kuniges Tochter ging,
Mit einem jungen Grafen,
Nun höret Wunderding.

An ihres Vatters Hoffe
Manch edler Ritter was,
Noch lieber ir der Grave
Uff Erd für alles das,
Was Gott durch ſein Weisheit erſchuff.
Heimlich aus betrübtem Hertzen
Thet ſie ſo manch rueff:

Herr Gott, ſendt mir das Glükhe,
Das er min Hertz erkhen,
Löſſ mir uff Bandt und Strikhe,
Frau Venus, edle mein.
Wie der Junkfrauwen im Hertzen was,
Alſo was auch dem Graffen
Allzeit ohn und'laß.

Keins durft dem andern öffnen
Was im im Hertzen lag,
Ihr jeglichs thet ſich hoffen;
Ein ſeldenreichen Tags
Der doch zur leſt mit Jammer kham,
Eines thet dem andren ſchreiben
Und legten hin ir ſcham.

Ein Tag der wardt gemeldet
Zu einem Brunnen kalt,
Der lag ſer in dem Felde,
Vor einem grünen Walde.
Wer ehe kam zu des Brunnen Fluſſ,
Der ſolt des Andren warten,
Alſo was ir Beſchluſſ.

Die Junkfrauw thet ſich zieren
In einen Mantel weis,
Ir Bruſt thet in ſchnieren,
Vermachts mit allem Fleiſſ.
Auch ſprach die edel Junkfrauw ſchön:
Kein Man der ſol mich preiſſen
Dan eines Grafen Sun.

Da ſie kam zu dem Brunnen
Sie fandt vil Freude und Luſt,
Sie dacht, ich hab gewunnen,
Mein Trauren iſt verbuſt;
Aus aller Not wher ich erleſt
O das ich ſöh der zeiten
Mein Hofnung und mein Troſt.

Zu handt lieff aus dem Walde
Ein grimme Lewin her.
Die Junkfrauw gar balde
Sie floh von dannen ſer,
Und kam ſo ſer denſelben Tag,
Ihrn Mantel ließ ſie liegen,
Darum kam Mort und Klag.

Die Löbin gebar ir jungen
Wol uff dem Mandel guet.
Der Mandel war beſprenget
Mit Schweiſſ und rotem Bluet.
Darnach die Lewin wider ging
Zu Walt mit iren jungen,
Do kam der Jüngling hin.

Do er den Mandel fande
Beſprengt mit Bluet ſo rot,
Do ſchrie er laut zu Hande:
O Wehe, mein Lieb iſt tot.
So ſie mich nit gefunden hat,
Sie hat ſich ſelber tödet.
O we der groſen Not.

Nun mus es Gott erbarmen,
Thet er ſo manchen Rueff,
O we mir Armen,
Seit daz mich Got erſchuff.
Sein Schwerdt das zog er aus der Scheidt;
Kum mir zu meinem Ende,
Marie, du reine Meyt.

Wie haſt du mein vergeſſen,
Wo iſt das edel weib,
Handt ſie die tier gefreſſen,
So koſt es meinen Leib.
Iſt ſie du (durch) mich geſtorben hie,
Ihren Leib wil ich bezallen.
Er fiel uff beide Knye.

Gott geſegne dich, Mon und Sune,
Desgleichen Laub und Graſſ.
Got geſegne dich Freudt und Wune,
Und was der Himmel beſchloß.
Sein Schwert das ſtach er durch ſein Hertz,
Es ſoll kein Weibe Bilde
Durch mich leiden Schmertz.

Da es wardt umb den Abent,
Die Junkfrau wider kam,
Zu dem Brunnen, glaubet,
Kein tödtlich Hertz vernam
So bitterlich Klag fürwar.
Sie wandt ir ſchne weiß Hende,
Rauft aus ir gelbes Har.

Die Junkfrau fiel da nider,
Gar oft ir da geſchwandt
Wen ſie aufblicket wider,
Ir Omacht ſie empfandt.
Das trieb ſie alſo dik und viel,
Bis an den lichten Morgen;
Ir Klag ich kürzen wil.

Die Junkfrau thet ſich neigen
Wol auff den Graſſen ſchon.
Gott geſegne dich erb und eigen,
Gott geſegne dich, kuniglich Kron.
Desgleichen Feuer, Waſſer, Luft und Erdt.
Indem thet ſie uffſpringen,
Und zog im aus ſein Schwerdt.

Das Schwerdt begund ſie ſtechen
Durch ir betrübtes Hertz:
Her Gott, thue nit an mir rechen
Den alzu bittern Schmertz.
So es warlich an Tage leit,
Die Liebe überwindet
All Ding in dieſer Zeit.

Haſt du durch mich auffgeben
Landt, Leut, auch ehr und guet,
Verzeret hie dein Leben,
Verweret dein blut;
Du haſt gemeint, ich ſei ermordt,
Da wil ich bei dir bleiben
Ewiglich hie und dort.

Damit wil ich beſchlieſſen
Die ſchöne Tageweiſſ.
Herr, durch dein Blutvergießen
Gib in das Paradeiß.
Das Lied ſchenk ich einer Junkfrau rein,
Durch ſie wolt ich auch ſterben
Uff Erd moecht es geſein.

Mit gantzem elendem Hertzen
Klag ich mein ſchweres Leidt,
Ich ſthe in Sorgen und Schmertzen,
Ach Wächter gib mir Beſcheidt.
Hilff mir die Sach beſinnen
Wie ich ſah weislich an,
Daß ich mit Fueg wher brinnen,
Daß mein niemandt werdt innen,
Treulichen ich dir lon.

Ein freyer Wächter hört die Mere,
Wie bald er an die Zinnen trat:
Wer klagt ſo ſere,
Begert meiner Hilff und Rat;
Laß mich dein Willen hören,
Danach ſo rath ich dir,
Sag, was iſt dein Begeren,
Des wil ich dich geweren
Seit du getraueſt mir.

Wächter, nun höre mich eben,
Merk auf, was ich dir ſag,
Mein Treu wil ich dir geben,
Dazu was ich vermag.
Hilff mir heimlich verborgen
In Stil zu ir hinein,
Daß ich bleib ohne Sorgen,
Bis an des Tages Morgen
Bei der allerliebſten mein.

Geſell ich hör dein Klagen,
Ich wil gewerren dich,
Noch eins wil ich dir ſagen,
Gar eben dich verſich;
Ghe heimlich zu dem Thore,
Bis ane weis in der Sach,
Thu mich und dich beware,
Das uns nicht widerfare
Beiden groſ ungemach.

Wächter nach deinem Gevallen
Haſt du erfreuet mich.
Ich dank dir zu tauſentmahlen,
Noch einmal ich bitte dich,
Gieb mir die rechte Kunden
Das ich nit ſchlaff zu lang,
Mein Hertz das iſt bei Freiden,
Verſchwunden iſt all mein Leiden,
Meiner Lieb ein Anfang.

In Freuden theten ſie leben
Die zwei die gantze Nacht,
Trauren war inen entwichen
Was inen beiden geſchah.
Holdſelich Lieb ſie pflegten
Die zwei die gantze Nacht
In greſſer Freudt ſie lagen
Bis ane hub zu tagen,
Der Wächter ſang mit Mächt:

Wolauf mein guter Geſelle,
Ein Warnung ich dir ſag,
Hüt dich für ungeſelle,
Es nahet ghen dem Tag.
Du ſolt dich freuntlich letzen
Nach deiner Hertzens Luſt
Freudt ſolt die dich ergetzen
Und deinen Willen ſetzen
Wen du herwider kumbſt.

Wechter du wilt mir bringen
Mein Hertz in große Klag,
Nun hör ich wol an deinem Singen,
Verkundeſt den lichten Tag.
Wilt mir mein Freud verleiden,
Doch iſt mein Hertz verwundt,
Wie geſchieht uns allen beiden
Muß ich mich hertzlieb ſcheiden;
Nun ſpar dich Gott geſundt.

Ich bin durch Freuleins willen
Geritten ſo manche Nacht,
Nu ſagt mir ſchöne Junkfrau,
Was habt ir euch bedacht,
Ob ihr mich wollet nemen,
So verheiſt mir bei der Zeit,
Ich ſol und muß von hinnen
Ja ſchön iſt mein Lieb,
Mir g'liebt kein anders Weibe.

Geliebt dir kein anders Weibe,
So geliebt mir kein andrer Man,
So ker dich her zu mir.
Das ich die ſchönſte ſei,
Das Lob wil ich behalten
Dem allerliebſten mein
Und wils mit Recht behalten.
Ja ſchön iſt mein Lieb,
Dein lauter eigen wil ich ſein.

Er nam ſie bey der Hand
Bey ir ſchneweißen Handt,
Er fürt ſie an ein Ende
Wol über ein ſchmalen Gang,
Wol in ein Kämmerlein, was finſter,
Do lag der hold und ſchlieff.
Der Wächter uff der Zinnen,
Schön iſt mein Lieb,
Den hellen Tag uffblies.

Liegt jemandt hie verborgen,
Der erheb ſich bei der Zeit
Und das man in nit ſpüre
Wol bei dem ſchönen Weib.
Ich ſih die Morgenröte,
Den Tag ſpür ich dabey,
Die kleine Waldvögelein ſingen,
Ja ſchön iſt mein Lieb,
Darzu Frau Nachtigal.[1]

Ach Fräulein ich hab mit euch geſcherzet,
Iſt mir von Hertzen leid,
Ich hab durch euch gelitten
Lieb und Leid,
So bin ich durch eurentwillen geritten
So manche Zeit,
Des ſolt ir mich laſſen genießen.
Ja ſchön iſt mein Lieb,
Ade, ich fahr dahin.

Wir zwei, wir mueſten ſcheiden
Aus dieſem grünen Klee,
So geſchieht uns allen beiden
An unſrem Hertzen wee.
Do kert er ir den Rücken,
Er ſprach nichts mer zu ir.
Das Fräulein thet ſich ſchmüktzen.
Ja ſchön iſt mein Lieb,
Ade, ich fahr dahin.

Ich reu und klag,
Das ich mein Tag
Mit liebers hab verloren
Nach dem ich mir
Zu Freud, Luſt und Zir
Ein feins Medelein hab auſerkoren,
Das mich ſo hoch
All Stundt und Woch
Mit Schmertzen thut bekrenken;
Erbarmt mich hart
Ich leid und wart
Was mich das Glück thut bedenken.

Dan Unfall gros
An Freuden blos
Hat mich mit Leid umgeben,
Mit ſeiner Kraft
In Trübſal bracht
Und Trauren auch daneben.
Das ich nun hie
Mein Hertz hat je
Zum höchſten thun erfreuen,
Erſt ſoll verlan,
Wie wirdts mir gan,
Mein Hinfart thut mich reuen.

Darburch mein Hertz
In Reu und Schmertz
Laſſ dich mein Leid erbarmen,
Und denk an die
Treu, Dienſt und Müe,
Des Diener dein vil armen.
Das bitt ich dich
Von Hertzen freuntlich,
Du thueſt mich des gewerèn,
Und wolleſt nit
In ellend ſit
Den Diener dein verkehren.

Es wolt gut Jäger jagen, wolt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Hayde drei Dirnlein, die waren ſtolz.
Das eine hieſ Criſteinlin, die ander hieß Madelin,
Die dritt die hett kein Namen, die führt der Jäger hin.
Er nam ſie bey der Hande, ſchwang ſich hinter ir uff das Roß,
Er fürt ſie gen Angelberg, gen Angelberg auf das Schloß.
Und da er gen Angelberg kam, wol an das hohe Haus,
Da lugt der edele Herre zu einem Laden rauß.
Bis got wilkomen Jäger, Jäger mein trauter Geſell,
Haſt mir das Thierlein fangen, danach ich ſo lang han geſtellt.
Ach Jäger, lieber Jäger, für mir's in mein Gaden,
Und leg mirs in mein Bette in meinen weiſſen Arm.
Sie lagen bey einander bis in die dritte Stund.
„Ker dich feins Lieb herumme, beut mir dein roten Mund.“
„Ich ker mich nit herumme, ich wer vil lieber daheime
Bei meiner vil lieben Mutter, die ließ ich nechten alleine.“
Ach Jäger, lieber Jäger, nun für ſie under das Thor,
Und laſſ das Thierlein lauffen, ſo iſt's als friſch als vor.
Ach nichte edeler Herre; erſt zallt dem Thierlein ſein Er,
Es hat bei euch verloren, das ſind ſie doch nimmer mer.
Da zog er ab der Hande von Gold ein vingerlein;
„See hin mein feins Megetlein, dabei gedenkſt du mein.“
„Was ſoll mir das rot gold vingerlein, ſo ich's nit tragen ſollt
Vor Ritter und vor Knecht das Silber und auch das Gold.“
Da zoch ſie ab ihr Krentzelein und warf's in's grüne Gras:
„Ich han dich gerne tragen, dieweil ich Jungfrau was.“
Auf hub ſie wol ir Krentzelein, warff's in den grünen Klee.
„Geſegne dich Gott, ich trag dich nimmer me.“ —

Der uns dis Liedlein neu geſang und neues geſungen hat,
Es hat's getan ein edler Herre; Gott geb im ein gut Jahr.
Er hat's gar wol geſungen aus friſchem freien Mut,
Er iſt wol inne worden wie Scheyden von Lieben thut.

Mein Dienſt mit gantzn Treuen
Vor Liebi muß ich wachen,
Mein Fröd begint ſich neuen,
Alſo kan Got groß Leid ze Fröde machen.
Ich danke Got dem werden Herrn
Seines gnedigen ergentzen,
Van Trauern tut mir ſerverren.
Alles gut thut er nach ſeinem willen ſetzen.
Was ſol ich dir me ſchreiben,
Ich han ain gantz benügen
An dir zwar ſtet beleiben.
Got thut uns beiden ſeld und Gelükch fügen
Und behüt uns baiden ſel und Er,
Durch ſeiner Mut' willen
Mit ſeinen Gnaden er uns ner
Und thu uns Kummer ſtillen.
Du werdes Weib,
Ich kan dein nicht vergeſſen,
Du biſt mir lieber den mein Leib,
Mein Hertz haſt du gewaltiglich beſeſſen,
Davon bis ſtet und laß nicht ab,
Bis treu vor allen Dingen
Du Zulch' ſüß mein blühend Hag,
So mag ich frölich ſingen.
Solt ich kain ander gen dir meßen,
Da behüt mich Got vom Himmel vor,
So hett ich mich gar vaſt vergeßen,
Beſchloßen wird mir der Seld'n Tor.

Du laß mich dir empfolen ſein,
Mein lieber Bul, mein höchſter Hert,
Wan ich bin ſicherlichen dein,
Das ſag ich dir mit einem Wort,
Ich wolt kain ander für dich han,
Des ſchwer ich dir by Ritters Ordn,
Des macht dich freilich an mich lan,
Wan alſo bin ich beichtig worden.
Alſo rat ich dir mit treuen:
Hab Got lieb vor allen Sachen,
Es thut dich ſicher niemer reun,
Du wellſt ſchlaffen oder wachen.
Wer götleich Forcht im Hertzen hat,
Der tut als Unrecht haßen,
Es ſei fru oder ſpät,
In Häuſern und auf Gaßen.
Geſiegelt mit meinen rechten treun,
Damit ich dir verſprechen han,
Ich hoff es tu mich niemer reun,
Ich well mit Gottes Hilff beſtan.
Geben zu Wien in der vaſten
Nach Chriſts Geburt vierzehnhundert Jar,
In ſelden müßen wir raſten
Und in dem andern, das iſt war.
Von mir du weiſt wol wer ich bin,
Ich bin dir hold mit Eren,
Von Gottes Gnad han ich den Sin.
Ich laß mirs niemen weren.

Ich ſchrieb dir gern cluge Wort,
So haſt du mein Herz gefangen,
Mein lieber Bul, mein höchſter Hort,
Du haſts in deinen Banden.
Von Gold ain Ketten die iſt fein,
Damit haſt du es beſchloßen,
Dein aigen wil es immer ſein,
Des iſt es unverdroſſen.
Und hat mir neulich Botſchaft getan,
Es wil ſich von mir ziehen
Und well in deinem Dienſt beſtan,
Zu deiner Liebe fliehen.
Und ſpricht, dz es Kain and's treib,
Es well by dir beleiben,
Im gefiel auff erd nie das ein Weib,
Zu deiner Liebi ſchriben.
Alſo haſt du mir das Hertz
Abtrünnig gemachen
Mit Gewalt an alle Fürbott,
Ich muß meins ſchaden ſelb' lachen,
Uns baide behüt der ewig Got;
Ich kan nicht ob dir clagen,
Du tuſt meinem Hertzen gütlich,
So wil ich ze die Warheit ſagen,
Bei dir ſo iſt es freudenreich.
Gebe nach Chriſts Geburt vierzehnhundert Jar,
Das ſchreib ich dir mit ainem Wort
Und in dem andern, das iſt war,
Mein lieb Bul, mein höchſt' Hort.

# Der
# Geiſt am Godesberge.

## Perſonen.

Siegmund's von Drachenfels Geiſt.

Cuno von Stromberg, Probſt auf dem h. Apollinarisberge.

Ebbo von der Löwenburg, junger Ritter, Siegmund's unehlicher Sohn.

Berta von Drachenfels, Siegmund's Wittwe.

Walther von Drachenfels, }
Maria von Drachenfels, } Siegmund's und Berta's Kinder.

Ebbo's Schildknappe.

Knechte und Reiſige.

Die Szene iſt auf dem Siebengebürge und in der Gegend; ſie fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

# Prolog.

Gegend an dem alten Kreuze nahe bei dem Godesberge. Der Geiſt Siegmund's erhebt ſich und geht dort langſam vorüber.

**Geiſt.**

O Löwenburg, zu ſchwer wirſt du gerächt!
Iſt denn der zorndurchglühte Rittergeiſt,
Den du verhaucht im fernen Morgenlande,
Noch nicht verſöhnt? — Ach Gott, ſie war zu ſchön,
Dein himmliſch Weib, und ich war nur zu ſchwach! —
Nun zieh' ich hier ſchon manche lange Jahre,
Und ſtehe leblos in dem Leben noch,
Und grauſe in die ſtille, dumpfe Nacht,
Und werde nicht erlöſt, und werd' es nicht,
Bis etwa hier das junge Leben ſinkt,
Das ſich dem ſünd'gen Liebesfeu'r entwand,
In dem ich angſtgefoltert nun noch immer glühe. —
Das Grab verhüllt die wilden Triebe nicht,
Wenn nicht der Geiſt in ſtillem Frieden ſchlummert,
Wenn er nicht frei von Luſt und Brunſt und Schuld

Entfeſſelt zu den fernen Welten ſchwebte,
Wo keine Rache, wo kein Haß mehr waltet. —
Ach, ſelbſt die Reue nimmt das feine Gift,
Das an dem wolluſtglüh'nden Pfeile klebte,
Nicht aus der längſt vernarbten Wunde weg;
Es brennt noch ſtets, bis es die Buße bändigt. —

Allein die Sterne ſtehn nun wieder ſo,
Wie einſtmals ſie in jener wilden Nacht
Am fernen blitzdurchzuckten Himmel ſtanden. —
Wär' etwa nun der Löſung Stunde nah,
Und fällt das Opfer, das die Sühne trägt? —
Gott ſey ihm gnädig! Mein war ja die Schuld,
Nicht ſein! — Allein was iſt der Menſch in ſeinem Thun;
Er will und ſchafft, und iſt die That vollbracht,
So rollt ſie wild in ihren Folgen fort,
Und trifft dann rächend einſt in fernen Zeiten
Ein ſchuldlos Haupt, auf das ſie ſich geſenkt,
Um ſo die Geiſter wieder zu verſöhnen,
Die ſich in Seyn und Werden einſt berührten. —

O Unergründlicher, wer faßt dein Weſen?
Welch Opfer forderſt du für meine Schulden?
Gott, laß nur mich allein die Strafe dulden, —
Dein iſt die Macht, — du wirſt mich einſt erlöſen. —

(Der Geiſt ſinkt in die Erde zurück.)

## Erſter Aufzug.

Mitternacht. Gewölbtes Zimmer in dem Kloſter zu St. Apollinarisberg. Der Probſt ſitzt in demſelben zwiſchen großen Büchern und aſtrologiſchen Inſtrumenten. Auf einem Nebentiſche ein Kruzifix und ein Schedel. — Der Probſt ſteht auf, nimmt ſein Käppchen ab und tritt mit zuſammengefalteten Händen zu dem Kruzifix hin.

### Der Probſt.

Die Zeichen ſtehen wild und wüſt am Himmel. Allein des Menſchen Thun und Forſchen iſt Wahn und Trug, und wo er am weiteſten zu ſehen glaubt, da ſteht er nur vor der gemalten Wand ſeiner eigenen Einbildungen, und ſchaut ein Blendwerk an. Dennoch will jeder gerne in das Künftige ſehen, ob nicht die nächſten Schritte ſeiner Lieben und ſeine eigenen ſchon bie in die klaffende Grube ſind. Und wer weiß, ob nicht der Herr das Schickſal des Theuern, den ich liebe, für meinen frommen Glauben an den Gang des Sternes knüpfte, der mich mit ſeinem Scheine an meinen Herzensbruder erinnert. Durfte ich doch ſchon manches Frohe und Widrige, was mir hienieden auf den dunkeln Pfaden begegnen ſollte, voraus dort oben an den heiteren Sternenbahnen einherſchweben ſehen. — Allein ich frevelte nicht. Denn dein, ewiges Weſen! war ſtets mein irdiſches Können, und mein Ahnen war der Einklang zu deiner Liebe im Reiche der Geiſter. — Laß mir jenen Glauben, du Unbegreiflicher! denn nur er beſeliget; zugleich aber laß mir meine heiße Liebe zu allem guten Geiſte, daß ich feſt ſey und unerſchüttert in dem brauſenden Lebensſturme, und daß ich gerne als einzelner Ton nicht mehr erklinge, wenn du mich auflöſen willſt in die Harmonie des nimmer verlöſchenden Dreiklangs. —

(Er tritt an das Fenſter.)

Allein dunkler ziehen die Wetter von Oſten herüber. Dort ſchwebt ein Gewölke, wie ein großer Adler auf breitem Fittig in den Horizont hinein, daß die Erde ſich unter ihm zu einer kleinen Kugel zuſammenengt; eine Feuerfackel trägt er in dem ſchwarzen Schnabel, und auf der letzten Spitze des Siebengebürges ſenkt er ſie langſam hinunter. — Der alte Geiſt geht bebend durch das Thal und ſchaut zu dem erhabenen Schauſpiele hinan, gleich als freute er ſich, daß ſeine Erlöſung nah ſey. — O du haſt wohl genug gebüßt, wandernde Geſtalt am nächtlichen Geſtade, und genug werden deiner Thränen ſeyn, um die verderblichen Gluten zu löſchen, in denen du vielleicht in der irdiſchen Hülle brannteſt. — Doch ein Leben muß noch für dich verbluten. — Ein blühender Jüngling wird von rächendem Schickſal vor dir erwürgt. — Ach Gott! nun erſt iſt das Geſichte mir klar. Ebbo, du biſt's! — Gott, wie du willſt, du Unergründlicher! —

(Er verhüllt ſich, und tritt vom Fenſter weg.)

## Die Burg Drachenfels.

---

**Maria.**

(ſteht auf einer Planie und ordnet Blumen in Blumenurnen. Sie ſingt bei ſich.)

Stehn gleich die Sterne
In weiter Ferne,
Stehn ſie doch klar;
Sind ſie verſchwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tauſend Jahr.

Mich verfolgt dieſe wehmüthige Melodie den ganzen Tag; habe ſie doch lange, lange nicht gehöret, nur als Kind, meine ich —

(**Berta** geht vorüber, das Buch und den Roſenkranz in der Hand.)

**Berta.**

Es hat ſechſe geſchlagen; komm Maria, man wird unſer warten in der Kapelle.

**Maria.**

Alſogleich Mutter. Grüßt nur ſchon die heilige Jungfrau mit einem ſtillen Ave, und ſagt ihr, ich bringe friſche Blumen mit; ſeht doch, wie ſchön.

**Berta.** (vorübergehend)

Recht ſchön; aber komm nur.

(Sie geht ab.)

**Maria.** (ſingt wieder.)

Sind ſie verſchwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tauſend Jahr.

(Ebbo von der Löwenburg tritt gerüſtet auf.)

**Ebbo.**

Gib mir eine Blume, Mädchen, bitte.

**Maria.** (beſtürzt)

Ey, woher ſo früh, Ritter?

**Ebbo.**

Nun, nun, eine Blume, nimm einen raſchen Kuß dafür.

**Maria.**

Nein, diesmal nicht, Ebbo. Laßt mir die Blumen, ſie ſind der heiligen Jungfrau in der Kapelle geweiht.

**Ebbo.**

So nehme ich mir eine, und den Kuß ſollſt du doch haben.

(Er nimmt eine Roſe und will Maria küſſen.)

(Walther tritt auf.)

**Walther.**

Ihr hier, Ebbo?

**Ebbo.**

Eben, Freund Drachenfels.

**Walther.**

Maria, und darum ſollte die Mutter nur hin gehen, und die heilige Jungfrau mit einem Ave grüßen?

**Maria.** (verlegen)

Nun, ich ordnete nur die Blumen, und —

**Walther.**

Und entweiheſt die ſchöneren, welche an deinem Herzen blühen, durch ſchnöde Buhlſchaft.

**Ebbo.** (auf Walther antretend)

Ritter, meßt eure Worte!

**Walther.**

Ich maß ſie, und fand keines zu ſchwer. — Komm Maria; du ließeſt ſchon zu lange auf dich warten. Laß die Blumen nur, denn ſie ſind von giftigem Hauche verderbt.

**Ebbo.**

Ihr ſeyd ſehr bitter. Wir werden uns finden.

**Walther.**

Kommt mit zur Kirche, da will ich euch abbitten.

**Ebbo.** (zürnend)

Nein; — aber den Abend am Godesberge um dieſe Stunde.

**Walther.**

Auch das. — Nur fort, Maria, zur Kapelle.

**Maria.**

O du biſt hart, Bruder!

(Sie geht mit Walther ab).

**Ebbo.** (allein, ihnen nachſehend)

Zog ich darum durch das Frühroth und durch die bethauten Bergſchluſten hierhin, daß ich meinem Lieb ſchon mit dem Morgengruße Trauer und Thränen bringe? Du wirſt ſie entgelten, trotziger Nachbar, und wirſt es mir zugleich entgelten, daß du mir ſchon ſo oft meine frohe Liebe ſtörteſt, wie der Falk den luſtigen Buchfink von den ſchönen Früchten ſcheucht. — Doch Maria war heute wunderſchön; — muß ſie doch noch einmal ſehen, ehe ich zum Probſte reite.

(Er geht ab.)

Ein kleiner Platz von Linden beſchattet. Dabei ſieht man in eine gothiſche Kapelle, wo die Meſſe geleſen wird. Unter den Betenden ſind **Berta**, **Walther** und **Maria** beſonders bemerkbar. Es wird halblaut gebetet. Im Altar ſteht ein Marienbild mit dem Kinde.

**Ebbo** tritt hinter eine der Linden vor der Kapelle und ſchaut hinein, unbemerkt von den Uebrigen.

**Ebbo.** (für ſich)

O du Engel!

**Maria.**

(etwas lauter zwiſchen dem Beten)

Mutter des ſchönen Kindleins, erbarme dich mein!

**Ebbo.** (für ſich)

Gute, fromme Seele, bete zu mir, ich will dich retten.

(**Maria** blickt rückwärts und gewahrt Ebbo; dann ſchnell wieder vor ſich.)

**Maria.**

Heilige Jungfrau, wie iſt er ſchön! ſein Auge glänzt, wie die friſchen Thautropfen von der blanken Rüſtung. — Allein mir wird ſo bange; — möchte er erſt —

(Sie ſchaut wieder um.)

**Ebbe.** (weggehend, halblaut)

Nun, Engel, ich muß weg, aber nach zehn Stunden wieder an dieſe Stelle.

(Er geht ab.)

(Der Meßprieſter wendet ſich ſegnend um. Die Leute gehen aus der Kapelle. **Berta** und **Maria** kommen zuletzt heraus. An der Thüre bleibt Berta ſtehn und ſieht in die Kapelle zurück.)

**Berta.**

Und du brachteſt der Mutter Gottes keine friſchen Blumen mit, Maria? Sieh doch, die da ſind ja ganz verwelkt.

**Maria.**

Sie waren noch zu naß vom Nachtthau, Mutter.

**Berta.**

Nun, und du errötheſt, Maria? warſt auch in der Kapelle ſo zerſtreut, wenig andächtig, däucht mir; ſage, was haſt du?

**Maria.** (etwas verlegen)

Bin heute ſo ſeltſam angeregt, mir iſt —

**Berta.** (ſeufzend)

Kind, Kind, kein irdiſcher Reif der Luſt noch des Wehes ſollte unſre Herzensblumen ſo benetzen, daß wir ſie vor dem Herren nicht fromm aufſtecken dürften.

**Maria.**

O ſchmähle nicht, Mütterchen! Sieh, ich eile hin, und will nun die Blumen in die Kapelle bringen.

(Sie eilt weg.)

**Berta.**

Schon recht. — O Kind, wüßte ich es dir zu ſagen, was es iſt, an der Hand der heiligen Jungfrau fromm geleitet durch den langen Pfad des Lebens ſicher über Wohl und Wehe hin zu ſchreiten!

**Maria.**

(mit zwei Blumenurnen zurückkommend)

Sieh Mutter, wie ſchön die Blumen ſind.

**Berta.** (die Blumen betrachtend)

Zeige doch hin! Hier iſt ja der Strauß zu leer gegen jenen da; konnteſt du nicht noch *eine* Roſenknoſpe finden? — Mädchen, ich muß es dir doch immer wieder ſagen, deine Sorgen und deine Freuden mögen dich in den weiten Gebürgen und durch die Fluren, und Burgen und Gefilde umhertreiben: glaube nur, in dieſer Kapelle bei dem Marienbilde iſt dir ein Perlchen verborgen, ſey es ein Thränchen oder ein ſchimmerndes Glückskörnlein, das mußt du immer fromm bewahren und pflegen, denn es mildert und tröſtet in reitzender Luſt und in trüber Qual wunderbarlich.

(Sie küßt Maria und geht ab.)

(Maria ſtellt die Blumen vor dem Marienbilde hin.)

**Maria.**

O Mutter, *Er* nahm die Roſe, die hier fehlt, und nahm auch Ruhe und Andacht mir aus dem Herzen mit weg! — Trüb ſiehſt du auf die Blumen nieder, Maria; ſie duften heute nur wenig. Auch das Lämpchen brennt ſo düſter; alles nicht, wie es ſollte.

(Sie ſchürt die Lampe, welche vor dem Altare hängt, und ſingt leiſe.)

Sind ſie verſchwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tauſend Jahr.

Zürne mir nicht, holde Jungfrau mit dem ſchönen Kinde. Mir iſt, als hätte ich mein Herz mit einem wilden Geiſte theilen müſſen, und der ſtimmt mich zu lauter fremden Tönen.

(ſingt:)

Wie tauſend Jahr. —

(Sie geht ab.)

---

Das Zimmer des Probſtes im Kloſter auf St. Apollinarisberg. Der Probſt geht, in einem Buche leſend, auf und ab.

(Ebbo tritt auf, die genommene Roſe auf dem Helme.)

**Ebbo.**

Wird ein ſchwüler Tag, Probſt Cuno. Grüß' Euch Gott!

**Der Probſt.**

Dank Euch, Ebbo. Ein ſchwüler Tag, meint Ihr? Im Weinberge des Herrn: das ſollte niemand verdrießen; im irdiſchen Thun und Treiben: Ritter, da laßt es Euch nicht ſauer werden, denn wofür am Ende? die Laufbahn iſt nur ſehr kurz.

**Ebbo.**

Ja, da lebt Ihr in dieſen friedlichen Wohnungen, und werdet von der Tagesglut, die uns da draußen brennt, nichts gewahr.

Der Probſt.

Wer wollte ſich auch auf dem kleinen Lebenspfade um ſchimmerndes Flittergold mühen, und dann am Ziele endlich mit leeren Händen ſtehn?

Ebbo.

Nein, Probſt; mich treibt eine wunderbare Luſt in's wilde Leben hinein; muß doch zu was führen; woher dieß raſtloſe Drängen und Sehnen dort unter dem Panzer ſonſt?

Der Probſt.

Freilich, Freund, es gibt der Zwecke im großen Syſteme viele, und die müſſen erſt erreicht ſeyn, um zum fernſten Ziel zu fördern.

Ebbo.

Ja, das mögt Ihr berechnen können! — Aber traun, in dieſen Mauern würde ich auch nicht eine Nacht aushalten. Preſſen einem doch das Herz ganz gewaltig zuſammen.

Der Probſt.

Wie Ihr das nehmt, Ebbo. Der Menſch iſt immer nur in der Welt ſelig, welche er ſich aus dem eigenen Gemüthe ſchafft und ordnet, und auf welcher er ſich den Weg bezeichnen kann, durch den er zum Himmel ſteige.

Ebbo. (raſch)

Das Wort redet Ihr aus meinem Herzen! Ich ſelbſt bin mir in dieſer Welt genug, mir Luſt zu ſchaffen, und alles Wehe entweder zu verſcheuchen, oder es als Mann zu tragen!

Der Probſt.

Behüte Gott, Ebbo! das habe ich nicht geſagt.

Ebbo.

Ich ſag's und werde es immer ſagen. Hand an's Werk und auſgedauert; der Wille iſt der ſtärkſte Herr der Welt!

Der Probſt.

O Freund, dort oben walten wunderbare Mächte, die ſich nicht drehen laſſen. Des Menſchen Wille ſchwindet vor ihnen, wie die Flaumfeder vor dem Nordwinde.

Ebbo.

Und doch kann er ſie beſchwören, dieſe Mächte.

Der Probſt.

Das kann er nur in Demuth und Gebeth.

Ebbo.

Er kann es auch, wie Ihr dort mit dem Zauberſtabe; oder (er greift an ſein Schwert) — mit dieſem Talisman.

Der Probſt.

Ich habe beide Kräfte lang verſucht und mich an ihnen lange getäuſcht. Nun traue ich keinem mehr, als dort dem.

(Er zeigt auf das Kreuz.)

Ebbo.

Das glaube ich ſchwer. Seht Ihr doch noch täglich über Euren Büchern und Zirkeln und heidniſchen Sprüchen, und rechnet und ſprecht, weiß Gott, welche Werke, und ſchaut an den nächtlichen Himmel hinaus.

Der Probſt.

Das thue ich, Freund, und that es lange ſchon. Doch nicht mmer ſtimmte der Ton, welcher ich in meinem Innern zu vernehmen glaubte, zu der Harmonie der groſen Geiſterwelt; ich habe lange geirrt.

Ebbo.

Und nun?

Der Probſt. (faßt Ebbo bei der Hand)

O Freund, es gibt der trüglichen Zwecke ſo viele, zu denen die Menſchen durch unzählige Pfade hinan ſtreben, und wenn ſie dieſelben durch Zauber und Gewalt erreicht haben, ſo ſchwindet ihr vermeintlicher Schatz, wie eine zerſprengte Seifenblaſe. —

Ebbo.

Was forſcht ihr alſo?

Der Probſt.

Ich forſche nicht mehr, aber ich horche der groſen Harmonie, mit welcher die ewige Geiſterwelt die heiligen Sphären durchzieht. Seht, Freund, wenn ich die höre, ſo kann ich es unterſcheiden, ob des Einzelnen Thun und Streben zu dieſen ewigen Tönen ſtimmt, oder ob er fremdem Klange folgt und untergehen wird.

Ebbo.

Sey's, ich verſtehe das nicht. — Allein ein anderer Maßſtab iſt ein Schwert. O Cuno, was dort im Herzen ſtockt und ſpukt und kocht, das kann ein Schwert gar herrlich von dem tollen Zauber löſen!

Der Probſt.

Ihr ſeyd ja heute ungewöhnlich wild und hochgemuthet.

Ebbo.

Das bin ich, Cuno.

Der Probſt.

Ein Abentheuer habt Ihr wohl im Sinne?

Ebbo. (ſpöttelnd)

Steht's draußen nicht am Himmel? Seht Ihr nichts?

Der Probſt.

Frevelt nicht, Ebbo! Wer war heute ſchon vor Tage auf Drachenfels?

Ebbo. (betroffen)

Ihr habt gute Spionen, oder ſehet ſehr ſcharf. Und weiter?

Der Probſt.

Und weiter weiß ich nichts. Nur Freund, die Roſe, die dort auf Euerm Helme wegt, gehört dahin nicht; wollt Ihr ſie nicht an ihren Platz zurückbringen?

Ebbo.

Sie ſteht recht, wo ſie ſoll. (Er nimmt den Helm ab.) Mein Mädchen ſchenkte ſie mir beim Morgengruße. Schön Blümchen! (Er küßt die Roſe.)

Der Probſt.

Daß nur aus ihr nicht eine weiße ſproſſe?

Ebbo.

Seltſam. — Nun, wohin ſollt' ich ſie bringen?

Der Probſt.

Ich weiß nicht. Dorthin, wo ſie fehlt.

Ebbo.

Komme vielleicht heute noch hin. — Gebt mir einen Trunk, Cuno, und ich ziehe wieder ab.

Der Probſt.

Das ſoll geſchehen.

(Er geht hinaus.)

(Ebbo tritt an ein aufgeſchlagenes Buch.)

Ebbo. (halb laut)

Das iſt erſt eben hingeſchrieben; laß doch ſehen.

(Er lieſt.)

„Ebbo, du biſt's! — Gott, wie du willſt, du Unergründlicher!“

(Er erſchrickt.)

Das ſchrieb er heute erſt? Was ſoll das? — Und mit der Roſe? — war doch wunderſeltſam. —

Der Probſt. (kommt mit einem Becher)

Gott mög's Euch ſegnen, Ritter!

Ebbo.

So, was wir lieben, Cuno!

(Er trinkt und reicht dem Probſt den Becher.)

Der Probſt. (trinkt)

So ſey's auf Euer Wohl.

Ebbo.

Lebt wohl, Cuno, und habt Dank!

Der Probſt.

Zieht hin in Frieden!

**Ebbo.**

Habt Ihr mir ſonſt nichts zu ſagen?

**Der Probſt.**

Ihr würdet es heute nicht faſſen, Ebbo. Euch treibt ein wunderlich Geſchick.

**Ebbo.**

's iſt wahr. Doch ſagt, was Ihr mir noch bedeuten wollt. Möchte Euch gerne zuhören, wenn ich könnte.

**Der Probſt.**

Zieht hin in Frieden; aber wenn Ihr Euch zu raſcher That getrieben fühlt, ſo denket dieſer Worte: Lieblich iſt's, hienieden wandern, wenn man es erſt gelernt hat, in heiligem Zauber die wilden Kräfte zu feſſeln, die kühn und unbändig oft die klare Flut der Liebe zu trüben ſuchen, welche in jedes Menſchen Herz aus dem Urquell des ewigen Liebesmeeres fließt.

**Ebbo.**

Und der Spruch ſollte für Mönch und Ritter taugen?

**Der Probſt.**

Bei Gott, Freund! Nur ihn habe ich nach langem Trachten und Streben bewährt gefunden.

**Ebbo.**

Will mir nicht klar werden; es gelingt wohl ein andermal beſſer. Ich muß nun fort. Lebt wohl! Vielleicht komme ich zu Nacht zurück, und mir iſt dann kühler.

**Der Probſt.**

Lebt wohl, Ebbo. Geleite Euch Gott!

---

Eine Rüſtkammer auf Drachenfels. **Walther** unterſucht Harniſche und Schwerter. Dann nimmt er einen Helm von der Wand.

**Walther.**

Mich ſtellte das Schickſal an eine ſeltſame Stelle im Leben. Nur ſchauend und richtend ſoll ich kalt und ſinnig in den tiefen Gang der Zeit blicken, wie ein eisumglänzter Berg unbewegt in das Thal blickt, bis er, wie auf höheren Wink, ſtrafend eine Lavine losreißt, und ſie rächend über ein ſündlich Geſchlecht ſtürzet. — Allein es iſt untröſtlich, nur als richtender Geiſt mit gezucktem Schwerte überall entſcheiden zu müſſen, wenn auch das heilige Recht unſern Arm allgewaltig leitet. Es iſt unerfreulich, immer zu wachen und klar hinzuſchauen, und die Träume des Wahns und die Täuſchungen der Liebe mit ihren reitzenden Irrungen und mit ihren ſchwärmenden Thorheiten nimmer zu durchſchiffen, da doch über dieſe Zauberfluten die Wonne des Lebens am beglückendſten ausgegoſſen iſt. Allein mein Loos warf eine kalte, ſcharfe Hand, und ſo muß ich es fortführen, denn über mich ſelbſt wacht mein Schickſal am unbeſtechlichſten.

(Er beſchauet den Helm genauer.)

Du deckteſt wohl kein Kriegershaupt mehr, eiſerne Haube, ſeit dich einer der alten Drachenritter aus dem gelobten Lande zurücktrug. *Mir* magſt du nun dienen; denn auch mein Kampf iſt ein Kreuzzug für heiliges Geſetz und ſtrenges Recht. — O Siegmund, Siegmund! Du bereiteteſt mir nebſt vielen andern auch dieſe ſchwere Stunde der Entſcheidung, und führeſt nun deine Kinder gegen einander in den Kampf auf Leben und Tod!

(Er hat inzwiſchen eine Rüſtung angelegt, den Helm aufgeſetzt, und ein Schwert in die Hand genommen.)

(Berta tritt an die Rüſtkammer und ſchaut hinein.)

**Berta.** (zurückbebend)

Jeſus Maria! mein Traum! Siegmund, biſt du es?

**Walther.**

Nun, erſchreckt nicht ſo, Mutter. Saht Ihr doch den Vater Siegmund wohl in dieſer Rüſtung; ſo ziemt es auch mir, ſie einmal wieder anzulegen.

**Berta.**

Bei Gott! ganz ſeine Geſtalt und ſeine Stimme.

**Walther.**

Laſſen wir die Todten ruhen, Mutter. Aber der Traum! Was für ein Traum?

**Berta.**

Nun, ein Traum iſt ein Trug. Aber was ſoll dir die Rüſtung, Walther?

**Walther.**

Sollen wir denn die alte eiſenfeſte und eiſentreue Zeit ſo ganz vergeſſen, und uns ſcheuen, auch nur eines der alten Waffenſtücke wieder anzulegen? — Aber der Traum, Mutter, der Traum!

**Berta.**

O mit jener eiſernen Zeit ſchwindet doch auch viel Gewalt und viel wilder, frevelnder Muth. Mir koſtete ſie viele Thränen; habe noch die letzten Nächte viel geweint.

**Walther.**

Wohl in dem Traume, vom dem ihr ſagtet. Erzählt mir doch den Traum.

**Berta.**

Wie du wieder ſtürmſt und brauſeſt, Walther. Ich hätte den Traum nie erzählt; doch nun habe ich wohl vor dir, Zeichendeuter, keine Ruhe. Schließe die Thüre feſt ab, und dann — nie mehr etwas davon; hörſt du, Walther?

**Walther.** (ſchließt die Thüre ab)

Gut, Mutter, ich kann ſchweigen. Fangt nur an.

**Berta.** (zögernd)

Es ſind drei Nächte nun, daß ich die zwölfte Stunde in allerlei Beſchäftigungen herangewacht hatte. Es ſah am Himmel ſo ſeltſam aus, und der Wind wehte ſo ſchauerlich aus dem Rheinthale herauf, daß mir war, als würde irgend ein großes Feſt an den Himmelsburgen gefeiert, und der Schlummer war weit von meinen Sinnen entflohen. Ich ſah durch das Fenſter in die Tiefe hinunter, und alles war ſo feierlich ſtill, und der Strom ging bedachtſamen Schrittes, und mir ſchien, als ob alle feindlichen Geiſter ſich in dieſer ſchönen Nacht verſöhnen ſollten. Da dachte ich, möge der Herr auch mir ſo, und allen den Meinigen ſtillen Frieden und Verſöhnung gewähren, daß keine bange Stunde von den Erinnerungen vergangener Thaten nachtöne. Und als ich das noch ſagte, kniete ich an dem kleinen Marienbildlein in meinem Gemache nieder, und wollte mich in einem frommen Ave Maria der heiligen Jungfrau zu Nacht befehlen. Ich barg die feuchten Augen in den bebenden Händen, und ſo ſchlief ich ein. — Aber da mochte ich eine kurze Weile geſchlummert haben, ſo pochte es mit ſchwerer Hand an meiner Kammer, und die Thüre öffnete ſich, und es ſtand Siegmund vor mir; Walther, ganz wie du dort in ſeiner Rüſtung vor mir ſteheſt.

Walther.

Und Ihr wachtet nicht auf, Mutter?

Berta. (ſchauerlich)

Und ich wachte nicht, doch glaubte ich zu wachen, und es war mir, als faßte er mich mit der geharniſchten Hand an dem Arm, und winkte mich auf den Thurm dort, der gegen das Gebirge ſteht. Und ängſtlich folgte ich ihm, als ſchwebte ich die vielen Stufen hinan, und ach, wie kann ich dir es ſagen? da wehte ein heißer Wind zu uns hinüber, und Siegmund ward durchglüht in ſeiner eiſernen Rüſtung, als ob er in einem Schmelzofen ſtände, und es glühte all ſein Gebein und Blut und Leben bis in's tiefſte Herz hinein. Und der Glühwind trug ihn raſch zur Löwenburg hinüber, und dort ſchloß er ein ſterblich Weib in ſeine Feuerarme. Und bald riß es ihn gewaltig wieder von dort weg, er ſank in das Thal herunter und ſtand dann drüben am Rheinufer, ein Feuermann. Und als ich das alles geſehen hatte, da ſchoß ein dunkler Vogel aus der Löwenburg herüber, und ſchwebte um mich her, und wollte mir die ſchöne Perle rauben, die ich immer an der goldenen Kette trage. Und da tratſt du zu mir hin in Siegmund's Rüſtung, und erlegteſt den Vogel; aber die Perle nahmſt du, und ſchickteſt ſie zu einer Kirche, und in der Perle ſchwebte, wie in einer hellen Thräne, immer noch des dunkeln Falken Bild. Dann ſah ich wieder in das Thal hinunter, und es zogen ſtill zwei Rittergeſtalten gegen einander hin. Einer war der glühende Siegmund und der andere trug viel morgenländiſchen Schmuck an Helm und Rüſtung. Sie gaben ſich die Hand und zogen dann hoch in das Gewölke hinein. Und nun war alles wieder verſchwunden; ich ſah nichts mehr, und erwachte halb, und hörte nur noch den Wind ſchwirrend längs den Fenſtern flüſtern. Und früh am Tage fand ich mich über meinem Lager unentkleidet hingeſtreckt. Die nächtlichen Bilder aber durchbebten meine Seele noch immer mit ſanftem Grauſen; doch geſchreckt haben ſie mich nicht; es iſt ſtiller und friedlicher in meinem Herzen geworden, und ich habe alles der heiligen Jungfrau anbefohlen.

**Walther.**

Daran habt Ihr gut gethan, Mutter. Laßt eine Meſſe für Vater Siegmund leſen; wer weiß, vielleicht hat ſein Geiſt noch nicht die ewige Ruhe gefunden.

**Berta.**

Da ſagſt du ein tröſtlich Wort, Walther. Dein Vater war ein guter Mann, aber etwas raſch und wild, und des Herrn Gericht iſt ſtreng. Ich laſſe die Seelenmeſſe morgen auf St. Apollinarisberge leſen; will gleich hinſchicken. — Aber die alten Waffenſtücke laß ruhig an ihrer Stelle, mein Sohn. Wollte Gott, ſie würden nie wieder in Ernſt angelegt.

(Sie geht ab.)

**Walther.**

Doch Mutter, ſie werden noch angelegt werden, und das bald.

(Er legt die Rüſtung wieder ab.)

Sollen der glühende und der morgenländiſche Ritter ſich endlich verſöhnen, ſo muß der Vogel fallen, der deine köſtliche Perle rauben wollte. Ach Gott, wäre es ein Falke nur! aber es iſt mein Bruder Ebbo. — Das Loos iſt geworfen; hier gibt es nur eine Entſcheidung. Mit einem Streiche muß in Sühne alter Schulden, in Sprengung ſträflicher Liebesbande, und in Löſung eines ernſten Ritterwortes das zürnende Schickſal beſänftiget werden, und dann erſt kann der ſündliche Zauber ſchwinden, in welchem ein ganzes Geſchlecht befangen iſt. — Herr, du legteſt das Entſcheidungsſchwert in meine Hand; laß mich ohne Sünde es wieder in ſeine Scheide bringen!

## Zweiter Aufzug.

Ein kleines Würzgärtlein zwiſchen gothiſchen Gebäuden. **Maria** geht an den Beeten und Blumenſcherben ſtill hin und her, die Blumen pflegend. Dann ſetzt ſie ſich auf eine Raſenbank, nimmt ihre Laute und ſingt.

**Maria.**

Auch in den Schmerzen
Kann Liebe ſcherzen; —
O Schmerz liebt ſchön!
Ohn' Lieb und Leiden
Muß bar an Freuden
Das Leben gehn.

(**Der Schildknappe Ebbo's** ſchleicht leiſe zum eiſernen Gitterpförtlein am Garten, und lauſcht dem Liede. Maria bemerkt ihn nicht.)

**Der Knappe.**

Gott, was dadrinnen lieblich ſingt, wie Engelſtimmlein! Sollte das das Fräulein ſeyn!

**Maria.** (ſingt ſanft weiter)

Aus allen Ketten
Weiß Lieb' zu retten,
Wird's noch ſo ſchwer;
Stets bleibt dem Hoffen
Ein Pförtlein offen: —
Braucht auch nichts mehr.

(Sie legt die Laute nachdenklich hin.)

**Der Knappe.**

Das muß das Burgfräulein ſeyn; ein Himmelsbild, weiß Gott!
(Er öffnet leiſe die Gitterthüre und tritt hinein)
Wie Ihr ſchön ſangt, Fräulein; ich bin ganz ſtumm darüber geworden; ſollte ich doch —

**Maria.** (etwas beſtürzt)

Nun, wie kommſt du hierhin, Knappe, mich ſingen zu hören? — Mich haben die Blumen wehmüthig geſtimmt; die bunten Geſchwiſter duften Zaubertöne.

**Knappe.**

Und wißt Ihr denn, was ſie ſingen, Fräulein? Könnt Ihr ihre Lieder verſtehn?

**Maria.**

Wie ſollte ich nicht? Tönt ihr Singen doch verſtändlich zu jedem Herzen.

**Der Knappe.**

Aber die Sprache, die jedes einzelne ſpricht, die kennt Ihr wohl nicht; ſoll ich ſie Euch deuten? Mich hat ſie ein alter Sänger gelehrt.

**Maria.**

Du ſiehſt mich ſo ſinnig an, Knappe; ſo laß mich hören.

**Der Knappe.**

Seht, hier ſteht eine Primel; ſie ſingt:

Schlüſſelblum nennt ihr mich:
Seyd rein und fromm, wie ich,
Demüthig blickt und ſtill,
Ich euch den Himmel erſchließen will.

**Maria.**

Liebliche Worte ſagt dieſe Blume; habe ſie wohl bisheran zu wenig geachtet. Aber ich will ſie nun beſſer pflegen, wenn ſie mir ein Himmelsſchlüßlein werden will. — Was bedeutet dieſe Nachtviole?

**Der Knappe.**

In ſtiller Nacht,
Bei Sternenpracht,
Füll' ich die Luft
Mit ſüßem Duft.
So ſollt ihr in nächtlichen Stunden gern
Preiſen im Kämmerlein Gott den Herrn.

**Maria.**

Die war auch immer meine Lieblingsblume. Nun ſoll ſie in meiner Schlafkammer ſtehen, und ich will mit ihr beten zu Nacht.

**Der Knappe.**

Und hört Ihr, was dies Blümlein ſagt?

(Er zeigt auf eine Nelke.)

**Maria.**

Nun?

**Der Knappe.**

Friſch wie die Nelke,
Nimmer verwelke,
Mädchen, dein Herz.
Mit würzigem Ruche
Stärk' es und ſuche
Stets freudig Jeſum in Ernſt und Scherz.

Maria.

Fromme Blümlein, ihr habt zu mir immer lieblich geredet; aber ſo fromm habe ich euch nicht gekannt.

Der Knappe.

Und keine Veilchen habt Ihr hier, auch nicht Vergißmeinnichte, ſelbſt die kleine Maaßlieb ſehe ich nicht?

Maria.

Die Veilchen ſind verblüht; Vergißmeinnichte ſtehen unten am Bronnen; aber die Maaßlieben wachſen ja überall wild im Graſe; ſieh, hier ſtehen ſie wie geſäet.

Der Knappe.

Und ſie ſind doch ſo gar anmuthig in ihrem Sang:

Sternlein ſind wir,
Und zeigen, Kind, dir
Des Himmels Freude
In ſchlichtem Kleide,
In ſtillem Schein. —
Glänzen in Pracht und Gold
Haben wir nicht gewollt;
Aber wer ſchuldlos iſt,
Himmliſche Luſt genießt,
Kann mit uns fröhlich und ſelig ſeyn.

Maria.

Herzige Worte! O wie möchte ich jede meiner Blümchen ſo verſtehen können in ihrer ſtillen Rede.

Der Knappe.

Das könnt Ihr, Fräulein; ich habe es auch gelernt, ſeit mir jener alte Sänger geſagt hat, wie ich ſie belauſchen kann.

Hier ſteht eine Blume, die ich noch nimmer ſah, aber ich will aus der Farbe und dem Dufte doch wohl ihres Herzens Liedlein errathen und ſagen, warum ſie aus ſo wehmuthsſchwerem Auge blickt. (Er betrachtet die Blume genau.)

**Maria.**

So laß mich hören, Knappe.

**Der Knappe.**

Vom Kreuz des Herrn
Stand ich nicht fern
In jenen Leidensſtunden;
Drum hab' ich in Trauer
Für ewige Dauer
Die lieblichſte Wolluſt gefunden.

**Maria.**

Gott! wie du das nur deuten konnteſt, Knappe. Du haſt recht geſagt, denn die Blume heißt Paſſionsblume und in ihr ſtehen die Leidenszeichen. Sieh nur hin.

**Der Knappe.**

Ein unendlich lieber Name! — Aber habt Ihr denn keine Roſen hier, Fräulein?

**Maria.** (etwas verlegen)

Ich habe ſie alle dieſen Morgen in Töpfen vor der heiligen Jungfrau in der Kapelle aufgeſtellt, und hatte noch nicht einmal genug.

**Der Knappe.** (jene Roſenknospe hervorziehend)

Ich bringe Euch eine mit, die Ihr bis zum Abende bewahren ſollt, wo ſie Euer Ritter wiederfodern wird, daß ſie ihm von Eurer Hand zum Kampfzeichen werde.

Maria. (erſtaunt)

So biſt du Ebbo's von der Löwenburg Knappe? Gib mir die Roſe, um ſie habe ich ſchon viel geweint.

Der Knappe.

Hütet ſie wohl, Fräulein, daß Ihr ſie auf Ebbo's Helm ſteckt, zum Kampfzeichen. (Er gibt ihr die Roſe.)

Maria.

Nein, dahin ſoll ſie nicht. Sie fehlt in den Blumentöpfen in der Kapelle, und dorthin werde ich ſie gleich bringen.

Der Knappe.

Ebbo will um die ſiebente Stunde heute Abend hier ſeyn; Ihr ſollt ſeiner an der Kapelle warten.

Maria.

Das will ich. Sage ihm, daß er mich dort finden wird.

Der Knappe.

Und ſonſt wollt Ihr mir nichts mehr befehlen, Fräulein?

Maria.

Schon zu lange weilte ich hier. Vielleicht ſucht mich die Mutter oder Walther. Eile fort. Dank dir für deine ſchönen Blumenlieder.

Der Knappe.

Wollt Ihr mir nicht *ein* Blümchen ſchenken?

Maria.

Zum Dank recht gern. Welche willſt du?

**Der Knappe.**

Ach, der Paſſionsblumen iſt leider nur *eine* im Gärtchen, Fräulein!

**Maria.** (pflückt die Paſſionsblume ab)

Aber ich gebe ſie dir dennoch für dein ſchön Liedlein gerne. Sage es mir noch einmal vor.

**Der Knappe.** (küßt die Blume)

Vom Kreuz des Herrn
Stand ich nicht fern
In jenen Leidensſtunden,

**Maria.** (raſch)

Drum hab' ich in Trauer
Für ewige Dauer
Die lieblichſte Wolluſt gefunden.

Siehſt du, wie ich die Weiſe behalten habe. Grüße Ritter Ebbo, und lebe wohl.

(Der Knappe eilt weg.)

(**Maria** nimmt die Laute und ſingt.)

**Maria.**

Stets bleibt dem Hoffen
Ein Pförtlein offen; —
Braucht auch nichts mehr.

Will mir denn heute gar kein anderes Lied gelingen? immer die alte Weiſe. Wie lauten auch die letzten Reimlein?

(ſie ſingt)

Doch wenn der Traute
Sein Schloß ſich baute
In kühlem Grab, —

(Sie legt ſchnell die Laute weg.)

Gott, was iſt das! Wie wird mir bange bei dem Liede! Wache ich nun erſt auf? O das Lied ſpricht bedeutſam! Haben ſich die Männer nicht beſchieden? Sprach der Knappe nicht vom Kampfzeichen, von der Roſe, von Ebbo, den ich vor dem Kampfe an der Kapelle erwarten ſoll? — Ach, wie habe ich am Tage denn geträumt von ſüßer Minne, und die Nacht läßt mich vielleicht wachen die ſchrecklichſte Todtenwache! — Fort, hier iſt meines Bleibens nicht mehr! O möchte es mir gelingen, die zürnenden Ritter zu verſöhnen und zu retten!

(Sie eilt weg.)

---

Ein Gang nahe am Burgthor. **Der Knappe** geht dort ſtille her, die Blume betrachtend.

**Der Knappe.**

In tiefe Augen
Durfteſt du ſaugen
Des Herrn unſägliches Leid;
Von ſeinem Blute
Ward dir, du Gute,
Der Schatten in deinem Trauerkleid.

(**Walther** tritt auf und faßt den Knappen ſcharf in's Auge.)

**Walther.** (für ſich)

Sind etwa fremde Ritter angekommen? Doch die müßte ich geſehen haben.

**Der Knappe.**

(ohne Walther zu bemerken, zur Blume hinblickend)

Hätt' ich dort weilen
Mit dir und heilen
Dürfen die Gluten
Sehnender Liebe,
Weinender Luſt!
Hätt' ich ihn bluten
Geſehen und trübe
Oeffnen die liebende Bruſt!

**Walther.**

Wer geſtattet dir, fremder Knappe, in dieſer Burg herum zu ſchleichen? Woher die Blume? Durfteſt du dieſe einzige Paſſionsblume wegreißen, die in dem Gärtchen blühte? Du haſt viel gewagt, Burſche.

**Der Knappe.**

Ritter, geht mich nicht ſo an. Ich diene einem tapfern Herrn treu. Die Blume gab mir das Burgfräulein.

**Walther.**

Maria hätte dir die Paſſionsblume gegeben, die ihr ſo werth war? Sag an, ſchickt ſie dieſelbe etwa auch an Ebbo?

**Der Knappe.**

Sie hat ſie mir für einige fromme Reimlein geſchenkt.

**Walther.**

Für einige tolle Schwärmereien Ebbo's, ahnet mir. Sprich, wem dienſt du, Burſche. Die Farbe deiner Tracht iſt mir ja bekannt?

**Der Knappe.**

Nun, Ihr ſehet recht; Ebbo von der Löwenburg iſt mein Herr.

**Walther.** (reißt ihm die Blume weg)

Der ſoll die Blume nicht kriegen! Sage ihm, er habe ſich dieſen Morgen das Kampfzeichen geraubt. Er hat an einem genug.

**Der Knappe.** (wehmüthig)

O du arme, ſchöne Blume! Ritter, die Blume gehörte mir eigen.

**Walther.**

Deſto ſchlimmer. Gehe, ſage deinem Herrn, er ſolle der ſiebenten Stunde und des Godesberger Kreuzes denken.

**Der Knappe.**

Wen er dahin beſchieden hat, der wird ihn gewiß da finden.

**Walther.**

Das will ich hoffen. Sage ihm, du habeſt mich auf dem Wege zur Rüſtkammer geſehen.

**Der Knappe.**

Den Weg kann Ritter Ebbo ſparen, denn die Rüſtung kommt ihm nicht vom Leibe. — Harter Mann, die Blume gehörte mir, ich hatte ſie mir fromm verdient.

(Er geht traurig weg.)

**Walther.** (ſteht ſinnend ſtill)

Eine Paſſionsblume wollte ſie ihm ſchicken? Seltſam. Strebte ich doch eigentlich nur für ſie: ſo mag mir die Blume als Kampfzeichen auf dem Helme ſtehen, wenn ſie mich auch für ihren

Ritter nicht erkennen will. Eine Leidensblume wird ſie wohl immer werden, fürchte ich. Der Kampf iſt wie ein Gottesurtheil; nach ſeinem Willen mag ihn der Herr entſcheiden.

(Er geht ab.)

---

Abenddämmerung. Der Platz, wo die Linden ſtehen, und die Kapelle. Maria kommt mit der Roſe, und geht in die Kapelle. Sie ſtellt die Roſe in die Blumenurne, wo ſie fehlte.

**Maria.**

Heilige Jungfrau, ſieh, nun fehlt keine Blume mehr in deinen Töpfen. Aber wie, dieſe Roſe iſt ja ſchon ganz verwelkt und die andern blühen hier noch friſch, wie am Morgen. Ach Gott, die Hitze des Tages hat ſie ſchon verletzt! Zürne mir nicht, Mutter des Herrn! ich bin ja nur ein ſchwaches Kind, und kann nur lieben und beten und weinen. Aber ſieh, das Kampfzeichen iſt nun zurückgegeben: ſo laß auch die kühnen Männer friedlich ſich die Hände bieten. Ja, du wirſt es, du Gütige, denn mit mildem, freundlichem Blicke ſchaueſt du auf dein armes Kind herunter. —

(Sie ſieht ſich um.)

Wie iſt es ſo ſtill hier, ſo traulich. Muß das Lämpchen zu Nacht noch einmal ſchüren. — Die Abendſonne ſcheint ſo lieblich durch die bunten Scheiben und beleuchtet den Heiland, der in ſeinem Schmerz an dem Kreuze hängt. — Und dort den ſchlanken Ritter in der goldenen Rüſtung; — ſteht er doch mit dem Schwerte und mit der Kreuzfahne, — wahrhaftig, ganz wie mein Ebbo; dieſe Augen, dieſe gebogene Naſe, dieſe hohen Beine. — Ey nein! was träume ich einfältiges Ding; es iſt ja mein ſeliger Vater Siegmund, der die Kapelle baute, — und von dem die Leute ſagen, er gehe noch oft zu Mitternacht am Godesberge. Ach, ich habe ihn nur ſelten geſehen, den Vater Siegmund; möge Gott ſeiner Seele die ewige Ruhe geben! — Aber das Bild iſt ſchön in dem hohen Fenſter; recht doch, wie mein Herzensritter. — Mein Vater, — mein Ebbo? — Nun, gilt gleich; ich liebe dich, ſchöne Geſtalt, und du erfreueſt mich, wie ein Wonnetraum. — Wird er nicht bald kommen? Wie iſt es ſo heimlich hier, ſo lieb und ſtill!

(ſie ſingt:)

Dann muß von Leiden
Die Liebe ſcheiden, —
Sinkt mit hinab.

(Ebbo kommt.)

**Ebbo.**

Ha, finde ich dich ſchon zur Stelle, Mädchen?

**Maria.**

Nun, Ihr habt mir die Roſe wiedergeſchickt, die der heiligen Jungfrau gehörte, und die habe ich hingeſteckt, wo ſie fehlte.

**Ebbo.**

Ey was! Die Roſe gehört mir. Du ſollteſt ſie nur aufheben und ſie mir nun zum Kampfzeichen wieder geben.

**Maria.**

O Ritter, nichts von Kampf; das Herz zerbricht mir im Buſen ſonſt.

**Ebbo.**

Ich habe Walthern ausgefodert, und ich muß ihn beſtehen; wie ſollte ich mein Wort zurücknehmen?

**Maria.**

Um des geringen Zwiſtes willen!

**Ebbo.**

Nein, er ſtellt ſich immer wie ein Scheuchbild zwiſchen mich und dich, und deß war ich lange müde. Er will mir nicht Wort ſtehen; ſo muß die That entſcheiden, bei wem das Recht iſt.

**Maria.**

Ich will euch verſöhnen.

**Ebbo.**

Nun nicht, Maria. Dieſer Kampf muß beſtanden ſeyn. Gib mir die Blume, daß ich ſie auf meinen Helm ſtecke.

**Maria.**

Ihr tödtet mich mit Eurer wilden Kampfluſt. Iſt doch Walther mein Bruder, keinen von euch darf ich verlieren, ſonſt — ſeyd ihr mir ja beide verloren! — Laßt uns zwiſchen den Linden luſtwandeln; wir ſind ungeſtörter dort.

**Ebbo.**

Mag die Jungfrau die Blume einſtweilen noch behalten; wenn ich wegziehe, muß ich ſie doch ſchon haben.

**Maria.**

Nein, nein, Ebbo! Laßt ihr die Blume; nehmt mich dafür mit zum Wahlplatz; ich will euch Kampfzeichen, Beiden euch Verſöhnung ſeyn.

**Ebbo.** (küßt ſie)

O du Engel.

**Maria.** (ſich ſträubend)

Nicht doch in der Kapelle; kommt hinaus, Ebbo.

**Ebbo.**

Biſt ein albern Ding! Iſt dir denn die warme Minne im Herzen nicht mehr werth, als das todte Bild dort mit den Töpfen und Blumen und deinen frommen Sprüchen?

**Maria.**

Laßt mir meine Freuden, harter Rittersmann. Von allen wäre es meine größte, mit Euch hier einmal zu knien, und heiß zu der Jungfrau zu beten; — kann ich das nicht: — o ſo laßt mich immer doch noch allein beten, bis ich es mit Euch kann.

(Sie gehen unter den Linden vor der Kapelle.)

(**Der Probſt Cuno** ſteht am äußerſten Ende des Lindenganges, gekleidet als alter Meiſterſänger, und ſingt leiſe zur Laute. **Ebbo** und **Maria** horchen dem Liede.)

### Romanze
### von einem bezauberten Ritter.

Durch Sturm und Nacht,
Wenn kein Auge mehr wacht,
Zog ein einſamer Ritter vom Schloſſe,
Ihn bannte der Fluch,
In Traum und in Trug
Zu ſprengen auf feurigem Roſſe.

Und ein Mönchlein da ſtand
An des Teiches Rand,
  Wie er kam durch das Dunkel geritten;
Das ſprach: „Seht hinan
Zu dem Kreuze; der Mann
  Hat für Euch und für Alle gelitten!“

„Das Grab nur befreyt,
Wen die Luſt hat gefeyt.“
  Sprach heulend der Ritter am Teiche.
Der Mann und das Roß
In den Abgrund ſchoß;
  Faſt ward auch der Pfaffe zur Leiche.

(Der Probſt geht ab.)

Ebbo.

Welch ſchauerlich Lied! ich mocht’ es nicht hören, und doch hatte ich nicht die Kraft, den Alten zu unterbrechen.

Maria.

Wehe! mir iſt ganz beklommen geworden bei dieſem Geſange; er hat mir in die tiefſte Seele gegriffen.

Ebbo.

Wo iſt er nur hin, der Alte mit ſeiner Laute? Iſt er doch wie verſchwunden.

Maria.

Ein grauſenhaft Lied, und doch möcht’ ich es wieder hören. Iſt er fort?

Ebbo.

Fort iſt er, und mir iſt, als hätte er mir Sinn und Denken mitgenommen.

**Maria.**

Kommt, Ebbo, wir wollen ein Paternoſter in der Kapelle ſprechen, das tröſtet immer.

**Ebbo.**

Nein, ich muß fort. Die Roſe nehm' ich mir mit, und dann hinunter zum Godesberge.

**Maria.**

Um Gotteswillen beſchwöre ich Euch, laßt die Roſe hier; bleibt ſelbſt hier; Ihr dürft nicht fort.

**Ebbo.**

Ritterwort zwinget von Süd nach Nord. Laß mich, Maria; bald bin ich wieder bei dir, und dann ſcheide ich nimmer.

(Er eilt zur Kapelle.)

**Maria.**

(hält ihn weinend noch immer zurück)

Bleibt, Ebbo, bleibt! Soll ich Euch denn für immer zum letztenmal ſehen? Laßt die Roſe; ich will mit Euch.

(Ebbo reißt ſich los, Maria folgt ihm in die Kapelle.)

**Ebbo.**

Nein, ich muß fort. Die Roſe iſt mein Kampfzeichen.

(Indem er die Roſe nimmt, erſcheint Cuno mit der Laute wieder an der Thüre der Kapelle und ſingt.)

**Der Probſt Cuno.**

„Das Grab nur befreyt,
Wen die Luſt hat gefeyt,“
Sprach heulend der Ritter am Teiche.

(Er geht ſchnell wieder weg.)

**Maria.**

Jeſus, Maria, ſey mir gnädig!

(Sie ſinkt am Altar nieder.)

**Ebbo.** (küßt ſie)

Leb' wohl, Maria; morgen bringe ich dir mit der früheſten Sonne die Roſe wieder.

(Er geht ſchnell weg.)

(Berta kommt zwiſchen den Linden.)

**Berta.** (für ſich)

Wo mag ſie nur ſo lange bleiben; ſie macht ſich wohl wieder in der Kapelle zu thun. Gott erhalte ihr ſtets dieſen frommen Sinn. Dem Herrn dienen, hilft Heil und Segen gewinnen.

(Maria erhebt ſich leiſe, ſetzt ſich auf den Fuß des Altars und ſingt wehmüthig.)

Träume der Liebe,
Wie fern in's Trübe
Seyd ihr entflohn!
War gleich mein Sehnen
Nur Quell der Thränen;
Gern weint' ich ſchon.

Nun weiß ich erſt den Anfang meines Liedes wieder. Gott, ich bin wie gelähmt an jedem Gliede! Könnt' ich ihnen nur nach, den wilden Streitern! Ich wollte mich ſelbſt zwiſchen ihre Lanzen werfen, denn immer werden ſie ja mich zugleich tödten, wenn ſie einen von ihnen niederbohren. — O, mir wird ſo bange hier! Aber ich kann nicht, — ich kann nicht fort. (lauter) Mutter, Mutter!

(Sie ſinkt wieder hin.)

**Berta.** (hinzutretend)

Um des Himmels willen, was iſt dir Kind? Gütiger Gott, ſie iſt bewußtlos, ohnmächtig! Maria! was haſt da? So rede denn! Heilige Jungfrau, was iſt dem Kinde geſchehen?

(Sie ſetzt ſich auf den Fuß des Altars, nimmt Maria auf den Schooß, und bemüht ſich, ſie wieder zu ſich zu bringen.)

# Dritter Aufzug.

Abend. Zimmer im Schloſſe Drachenfels, ſchwach erleuchtet. Maria ſitzt allein am Fenſter und ſtarrt in das Rheinthal hinunter.

**Maria.**

Fort; alles fort! Walther nicht auf der Burg; Ebbo weggezogen! Wo ſind ſie nur hin? Es iſt ſchon ſo dunkel im Thal. Wenige Silberwellchen wirft nur der Mond auf die Rheinflut. Angſtvoll ſchlägt mir das Herz und mir iſt ſo wehe in dieſer Qual, ich bin ſo müde. Warum konnte ich auch nicht mit ihm? Armes, ſchwaches Ding, hatteſt die Kraft nicht, dich an ihm anzuhalten, daß er dich auf ſchnellem Roſſe mit in das Thal getragen hätte! Zum Godesberg! zum Godesberg! Ach, es klingt mir immer noch wieder in den Ohren wie Sterbeten! Gibt es denn etwas Schrecklicheres, als den Gedanken: Ebbo todt! Walther todt! Schon mit dem erſten Worte würde mich die Nachricht ja auch tödten. — Ach, ſie ſind ſo hart, die Männerherzen, wie Felsſteine! Sie dürfen ſich nur berühren, und überall ſprühen Feuerfunken, bis ſie gewaltſam auseinander fahren, um ſich nie wieder zu vereinen. Sind ſie denn von anderm Stoffe, als die unſrigen, die alles nur ewig ausſöhnen und in Liebe zu einem einzigen, großen, freudigen Herzen machen möchten? — (Sie blickt noch ſtarrender ins Thal.)

Was wird es dort unten? Knappen mit vielen Fackeln eilen von verſchiedenen Seiten her. — Zwei dunkle Ritter ſprengen auf raſchen Roſſen gegen einander. — Waffen ſchimmern. — Das Horn ertönt. — Gott, ſie legen die Lanzen ein! Ich muß fort! Ich muß ſie ſterben ſehn! Ich muß mit ſterben! Heilige Jungfrau, ſey du mein Geleite!

(Sie eilt aus dem Zimmer.)

(Von der andern Seite tritt **Berta** hinein.)

**Berta.**

Nun, was haſt du, Maria? Iſt dir beſſer? — Wie? Sie iſt nicht hier? Maria!

(Sie geht ängſtlich ſuchend durch das Zimmer.)

Wo kann ſie nur hin ſeyn? Klagte ſie ſich doch erſt eben noch ſo ſchwach, daß ſie ſich kaum aufrichten könnte, und nun iſt ſie weg? antwortet nicht?

(Sie öffnet die Thüre.)

Maria! — Unbegreiflich! Wo kann ſie ſeyn? Ach, mir wird ſo bange! Sollte ſie denn hinausgegangen ſeyn? Muß doch gleich nachfragen.

(Sie geht durch die andere Thüre hinaus.)

(Gleich nachher kommt der **Probſt Cuno** als Sänger mit der Laute.)

**Der Probſt.**

Auch hier niemand; Berta nicht, Maria auch nicht? Er führte ſie doch nicht mit ſich fort, und in der Kapelle iſt ſie auch nicht mehr. Daß ich die Rittersfrau nicht finden kann!

(Er tritt an das Fenſter.)

Iſt das nicht Maria, die dort am Hang des Berges hinunter eilt, wie auf Blitzes-Flügeln? Ja, wahrhaftig! — Armes, armes Kind! — Und drüben am Godesberge Fackelſchein und kämpfende Ritter! Ach Gott, nun wird mir ja alles ſchrecklich klar! Ebbo, Walther, ihr ſeyd's! Gott, wie du willſt, du Unergründlicher! — Aber was thue ich? — Stille, Berta kommt.

**Berta.**

(tritt weinend hinein, ohne den Probſt zu bemerken)

Ach, guter Gott, warum haſt du mir das gethan? Maria nicht in der Burg, Walther in Rüſtung ausgezogen! Soll ich alte Rittersfrau denn nicht einmal mehr die tröſtliche Hoffnung haben, daß meine Kinder mich einſt zur Erde beſtatten werden?

**Der Probſt.**

Gott möge Euch tröſten, edle Frau!

**Berta.** (erſchreckend)

Herr Jeſus! eine bekannte Stimme. Wer ſeyd Ihr, alter Sänger!

**Der Probſt.**

Ey nun ja, es freut mich, zuweilen am ſtillen Abende meine alten Sängerkleider noch einmal wieder anzulegen und meine einſame Klauſe zu verlaſſen, um unter Gottes freiem Himmel oder bei guten, frommen Menſchen meine Jugendlieder zu ſingen.

**Berta.** (die ihn näher angeſehen hat)

Ach Gott, der Probſt! Kommt Ihr denn nun eben den Berg hinauf?

**Der Probſt.**

Nein, ich weilte ſchon eine Zeit lang in Euerm Garten und unter den Linden.

**Berta.**

Und habt Ihr Maria nicht geſehen? Sie war vor kurzem noch in der Kammer hier; ich verließ ſie auf einen Augenblick, und ſeht, nun iſt ſie im ganzen Schloſſe nicht zu finden.

**Der Probſt.**

Ey, der Herr wird ſie zu ſich genommen haben.

**Berta.** (weinend)

Wie Ihr das auch ſo ſagen könnt, Probſt! Iſt ſie doch mein theuerſtes Kind. So wird der Herr mich nicht ſtrafen, daß er ſie früher als mich wegnehme.

**Der Probſt.**

Und wenn er's thäte, würdet Ihr ihm darum zürnen? Iſt ſie nicht auch *ſein* Kind?

**Berta.**

Redet nicht ſo bitter, Cuno, Ihr habt keine Kinder! —

**Der Probſt.**

Aber ich kenne Euch als eine fromme Frau, und gerade in der Stunde der Noth iſt dem Herrn ein Opfer das liebſte.

**Berta.** (wehmüthig)

Nur itzt redet mir nicht ſo. Gott im Himmel, jeder Augenblick wird mir eine Stunde! Wo mag ſie ſeyn? Mir wird zu wehe.

**Der Probſt.**

Und ſolltet Ihr Euch denn gerade nun zu einem Opfer für den Himmel nicht entſchließen können? Spracht Ihr doch ſonſt ſo oft und ſo fromm: Herr, dein Wille geſchehe.

**Berta.**

Ja, das will ich auch nun noch ſprechen. — Aber, Ihr redet mir ſo bedenklich, wie ein Todesbote. Probſt, ich leſe es in Euern Worten, in dieſen Blicken, in dieſem ungewohnten Aufzuge. Ihr wißt etwas; Ihr wollt mich etwas errathen laſſen. — O redet kurz, Cuno! Von allem Tode iſt doch der ſchnellſte der beſte.

**Der Probſt.**

Nein, edle Frau, ich habe Euch keine ſchlimme Botſchaft zu bringen; dennoch aber möchte ich Euch gerne in der Stunde der Prüfung ſo voll Vertrauen und Zuverſicht ſehen, wie Ihr es ſonſt im Leben ſeyd.

**Berta.**

Nun, das bin ich ja auch. Aber Mutterliebe kennt nur ein Mutterherz. Ach Probſt, mir iſt, als müßte Gott ſelbſt ſeine Liebe uns Armen erlaſſen, wo ſie mit der Liebe zu den theuern Kindern unverträglich wäre.

**Der Probſt.**

Aber das iſt ſie nimmer.

**Berta.**

Gott verzeih' mir; ich weiß, daß ſie es nicht iſt. Vielmehr ſollen wir ja in Gottes liebenden Armen alles Liebe einſt ewig an das Herz drücken und es nie wieder laſſen.

**Der Probſt.**

So wünſchte ich Euch zu ſtimmen, edle Frau, und nun ſeyd Ihr bereit zu hören, was Ihr wiſſen müßt.

**Berta.**

Gott ſey mir gnädig!

**Der Probſt.**

Faßt Euch! Tretet hierhin. Seht, dort bei dem Kreuze am Godesberge kämpfen zwei Ritter; kennt Ihr ſie?

(Er führt ſie an's Fenſter.)

**Berta.**

Ach nein, es iſt zu finſter; aber mich überläuft es ahnungſchwer. Sagt, Probſt, iſt Walther einer von ihnen?

**Der Probſt.**

Walther iſt's und Ebbo von der Löwenburg. Sie kämpfen dort eine heiße Fehde aus.

**Berta.**

O warum habt Ihr mir das verhohlen?

**Der Probſt.**

Ich ſelbſt habe es nicht gewußt. Aber, edle Frau, — die Fehde mußte um dieſe Zeit dort ſeyn, um großen Zweckes willen; — das haben mir die Zeichen geſagt.

**Berta.** (nachſinnend)

Die Zeichen? — Träume ſind auch Zeichen. — O nun erſt weiß ich, was dort geſchieht. — Gott, dir habe ich mich ergeben! — Aber ſagt mir, Probſt, — ſoll mir denn keines, — kein theures Kind mehr bleiben, — auch Maria nicht? —

**Der Probſt.**

Des Herrn Gerichte ſind unergründlich, aber gerecht. Hört, edle Frau, wie ich in dieſes Zimmer trat, da rannte Maria den Burgweg hinunter.

**Berta.**

Dort den Burgweg hinunter? — Nicht möglich! War ſie früher doch zu ſchwach, aufrecht zu ſtehen.

**Der Probſt.**

Ach, die Liebe vermag wohl Wunderdinge.

**Berta.**

O dieſe unſelige Liebe! Mir war ſie immer wie der Todesruf des Leichvogels aus dem alten Thurmgemäuer.

**Der Probſt.**

Und doch war ſie ſchuldlos. Aber die Wege des Herrn ſind unerforſchlich.

**Berta.**

Ich mag ſie nicht erſpähen; nur in dunkler Ferne kann ich ihre Spur verfolgen. — Aber was reden wir? — Ihr kommt doch mit? geleitet mich hinunter? Ich muß ihr nach! Ich muß Maria retten! Kommt! Wenn es nur noch nicht zu ſpät iſt.

(Sie eilt zur Thüre.)

**Der Probſt.**

Das iſt es nicht. Nur ſchnell, wir müſſen eilen.

**Berta.** (aus der Thüre tretend, ruft)

Auf, Knechte! Auf! Zündet Fackeln an! Ich will hinunter in's Thal! Schnell! Schnell!

(Sie geht mit dem Probſte ab.)

Gegend auf dem rechten Rheinufer, am Fuße des Drachenfels. Ueber den Fluß ſieht man in das jenſeitige Thal. Maria ſtürzt mit fliegendem Haar vom Gebürge her bis auf das äußerſte Ufer des Fluſſes. Da ſie aber den Abhang gewahr wird, an dem ſie ſteht, bebt ſie zurück und beſinnt ſich.

Maria. (mit ſteigender Bewegung)

Ach, nun von euch noch betrogen,
Schmeichelnde Todeswogen,
Muß ich die Schritte
Feſſeln, ſo nahe dem Ziele! —
Liebliche Kühle,
Eine nur iſt meine Bitte:
Die ihr hier ſäuſelnd koſ't,
Lüftchen, ſtarret in Froſt,
Feſſelt die wallenden Fluten,
Daß ſie ſich wölben zur Brücke!
Vöglein, ihr Kleinen, ihr Guten,
Die ihr nun ruht in dem Neſte,
Tragt zu dem traurigen Glücke,
Traget auf flatterndem Flügel,
Tragt zu dem blutigen Feſte,
Zu dem beleuchteten Hügel
Schnell mich nach jenſeit hinüber! —
Iſt denn kein Schiffer mehr wach?
Hört ihr mein ſterbendes Ach
Nimmer, ihr Bothchen dadrüber? —
Webt euch zur Decke
Ueber die Flut,
Liebliche Blumengeſchwiſter;
Werde zum Sturme, Geflüſter,
Wecke
Neu mir den ſinkenden Muth;

Deinen gewaltigen Armen
Will ich mich gerne vertrauen!
Traget Erbarmen!
Laßt mich hier länger nicht grauen! —
Aber ihr höret mich nicht?

(Sie kniet hin.)

Jungfrau, ſo breite
Ueber die Weite
Mir deinen Schleier! Es ſpricht
Aus der Tiefe der Tod
Freundlich herauf.
O meine Angſt und Noth
Kenneſt, Mutter, nur du!
Des heißen Blutes Lauf
Kühle zur Todesruh.
Tragt mich, ihr ſchmeichelnden Wellen,
Tragt mich dorthin, wo die hellen
Fackeln des Todes wehn!
Laßt mich den Theuern ſehn,
Oder mit meinen Weh'n
Aus euren Tiefen nimmer erſtehn!

(Sie iſt aufgeſtanden und breitet die Arme aus, um ſich hinunter zu ſtürzen.)

**Berta.** (hinter der Szene, laut)

Maria! Maria!

**Maria.**

War das nicht Freundesſtimme?

**Berta.**

Maria!

Maria. (umſchauend)

So komm doch, Mutter, nur ſchnell, wir müſſen fort!

(Sie ſtürzt in den Strom.)

(Der Probſt eilt vom Gebirge hinzu; bald nach ihm Berta und Knechte mit Fackeln.)

Berta.

Jeſus Maria! ſie ſtürzt hinunter!

(Der Probſt reißt Maria aus den Fluten auf das Ufer.)

Berta. (hinzutretend)

Hilf Himmel! ſie iſt ſchon todt! Sehet, ihr Auge ſchloß ſich dem Leben, ihre Wangen, ihre Hände ſind kalt!

Der Probſt.

Nein, edle Frau; die Lebensgeiſter ſchwinden ſo ſchnell nicht.

(Er bemüht ſich um Maria, und fühlt ihren Puls.)

Fühlt, hier pocht noch das Leben.

(Berta hat Maria auf ihren Schooß gelehnt; ſie fühlt ihr an's Herz.)

Berta.

O Dank dem Himmel, auch hier regt es ſich noch!

(Der Probſt kniet vor Berta und Maria und erhebt die Hände. Die Knechte treten mit den Fackeln um ihn her.)

**Der Probſt.**

Gütige, himmliſche Mächte,
Horchet dem Knechte,
Horchet dem ſegnenden Wort!
Nehmt ſie in Schirm und Hort,
Labt ſie mit Balſamduft,
Stärkt ſie mit lieblicher Himmelsluft!

(**Maria** ſchlägt, noch bewußtlos, die Augen auf.)

**Maria.** (ſehnſüchtig)

Tragt mich ihr ſchmeichelnden Wellen,
Tragt mich dorthin, wo die hellen
Fackeln des Todes wehn!
Laßt mich den Theuern ſehn,
Oder mit meinen Weh'n
Aus euren Tiefen nimmer erſtehn!

**Berta.**

Nicht ſo, nicht ſo, Maria! Sieh, du biſt gerettet aus dem Strome, Kind!

**Maria.** (noch bewußtlos)

Wie, auch noch nicht hinüber, noch nicht, noch nicht?

**Der Probſt.**

Fräulein, ſeht Euch auf Eurer Mutter Schooß.

**Maria.**

(hebt ſich empor und ſieht um ſich her)

O ich Unſelige, bin ich noch hier! Ach Mutter, Mutter!

(Sie verhüllt ſich und weint.)

**Berta.**

Sage, wie iſt dir, Maria?

**Maria.**

O mir iſt wohl, wie dem Kranken, wenn er erwacht in ſäuſelnder Frühlingsluft; aber hinüber laßt uns, hinüber!

**Berta.**

Probſt, wir müſſen dorthin. O mich drängt ja das angſtvolle Herz, noch ein theures Kind zu retten!

**Der Probſt.** (zu den Knechten)

Schnell, eile einer zum Kahne hinauf; bringt ihn; ſchnell ſchnell!

(Einer der Knechte geht ab.)

(Maria blickt wehmüthig in den Strom hin.)

**Maria.**

O hinüber, hinüber tragt uns ihr ſchmeichelnden Wellen!

(Alle gehen längs dem Fluſſe hinauf ab.)

---

Die Szene zeigt die Gegend am Godesberge bei dem alten Kreuze, wo der Geiſt im Prolog erſchien. An den Seiten ſtehen Reiſige mit brennenden Fackeln. Ebbo, in voller Rüſtung mit Schild und Schwert, tritt auf, und ſteht ſtreitfertig auf der Bühne. Die Roſe iſt vom Helme weg.

**Ebbo.**

Die Lanzen ſind alle zerſplittert. Mein flüchtig Roß traf eine Todeswunde in's tiefſte Leben. Du gutes, treues Thier, das mich in ſchnellem Laufe ſo manchmal trug; nun liegſt du leblos dort! Allein, mein Gegner blutet ſchon; ich ſelbſt ſtehe noch muthvoll und geſund im Leben, und werde die Braut mir erkämpfen, ſo theuer ſie mir auch werden ſoll.

(Er nimmt den Helm ab, um die Roſe zu beſchauen.)

Ach ſchönes Kampfzeichen!

(Er entdeckt, daß die Roſe nicht mehr da iſt.)

Meine Roſe iſt weg! Iſt mir doch, als wenn mit ihr mir auch die Kraft entſchwände.

(Er ſucht die Roſe auf dem Boden.)

Einer der Reiſigen.

An Eures Gegners Speer blieb ſie im Kampfe hängen.

Ebbo.

Die Roſe hätte Walther mir genommen? Das iſt zu ſchimpflich! So warte nur, verwegner Nachbar! Zu neuer Wuth reizt mich die ſchnöde That. Nun muß ich ihn beſiegen, oder ſterben; denn mit dem Kampfzeichen würde der Sieg ſonſt immer ſein bleiben.

(Walther tritt von der andern Seite gerüſtet auf. Die Roſe und die Paſſionsblume ſtehen auf ſeinem Helme.)

Ebbo.

Wie nun iſt Euer der Sieg! Ihr habt das Kampfzeichen mir geraubt; aber traun! es ſoll Euch an's Leben gehn, ſo wahr ich Löwenburg heiße!

Walther. (gelaſſen)

Der Schwur erſchreckt mich nicht. Ihr heißet Löwenburg; allein mit Wahrheit heißt Ihr doch nicht ſo.

**Ebbe.**

Was erfrecht Ihr Euch? Wollt Ihr an meinem Ritternamen zweifeln?

**Walther.**

Ich zweifle nicht, — Doch Worte ſollen hier ja nicht entſcheiden. Wir wurden einig, uns mit dem Schwert zu Fuß zu meſſen, nachdem Euer Roß erlag. Die Wunde ſchmerzt mich nicht; ich bin bereit,

**Ebbe.**

Ich bin es auch. Die Roſe blüht für mich; die Leidensblume mögt Ihr mit Euch in's Grab hinunter nehmen.

(Sie kämpfen.)

**Ebbe.** (auf Walther heftig eindringend)

Und traf auch der noch nicht? — und der nicht? — und der noch nicht?

**Walther.** (tapfer abwehrend)

Ihr ſeyd zu heftig, Ritter; mäßigt Euch; Ihr gabt ſchon manche Blößen.

**Ebbo.** (immer zuhauend)

Was läſtert Ihr? So haut in Teufelsnamen.

**Walther.**

Ich bin kein Teufelsritter! Nein, bei Gott, ich kämpfe nur für ihn und ſeine Sache.

**Ebbe.**

Was geht's mich an? Die Roſe muß ich haben; mit ihr ſoll mir zugleich Maria werden.

(Er dringt noch ſtärker auf Walther ein.)

**Walther.**

Der heiligen Jungfrau ſind die Blumen beide gelobt.

**Ebbo.** (kommt Walthern ſehr nahe)

Was geht's mich an?

(Er greift tollkühn nach der Roſe und verrennt ſich in Walther's Schwert.

**Ebbo.** (erblaſſend)

O was iſt das? Die Kräfte ſinken mir! Ich bin zu Tode wund! Du trafſt den rechten Fleck.

**Walther.** (zu ihm tretend)

Nein, Ihr verrennt Euch nur. Gott weiß, das hab' ich nicht gewollt!

(Ebbo ſinkt zur Erde. Walther unterſtützt ihn. Die Reiſige treten näher in einen Kreis um ſie her.)

**Ebbo.** (ſchwach)

Es iſt vorbei. Die Lebensgeiſter ſchwinden. Du haſt geſiegt, Maria bleibet dir.

**Walther.**

Euch konnte ſie nicht werden. Ich ſagt' es ſchon, Ihr ſeyd kein Löwenburg.

**Ebbo.** (ſich auf die Arme ſtützend)

Auch nun wollt Ihr im Tode mich noch kränken.

**Walther.**

Ich künde Euch die Wahrheit. Ein Drachenfels ſeyd Ihr. Der Vater Siegmund, der uns Beide zeugte, hat ſterbend mir, was ich Euch ſag', entdeckt.

**Ebbo.**

Sprichſt du mir Wahrheit?

**Walther.**

Bei Gott und meiner Ehre, Bruder! O ſo rächet auch am Sohne das Schickſal Vaters Schulden!

**Ebbo.**

Und ſo verſöhnte ſich in meinem Blute, was jener einſt in ſchnöder Luſt geübt? Mag's ſeyn! Wer kennt des Herren geheime Wege? — Reich einen Trunk mir, Bruder. Nur ein Kleines noch, und dann iſt es geſchehn.

(Walther geht ab, um Waſſer zu holen.)

Gott, warum wußt' ich das nicht alles früher? Allein ich hätt' es nicht geglaubt; vielleicht nur kühner fortgefrevelt. — Die Wunde brennt im tiefen Buſen ſehr! — Iſt das das Leben, um das ich mich in wilder Luſt gemüht? O Cuno, Cuno! du haſt recht geſehn! Ich kehre nicht zu Nacht zu dir zurück. Du ſchriebſt zu wahr: Ebbo, du biſt's! Ach ja, ich war's; — nun ſage ich mit dir: Gott, wie du willſt, du Unergründlicher! —

(Er ſinkt ganz an die Erde hin.)

(Der Probſt Cuno, Berta, Maria und die Knechte treten auf.)

**Der Probſt.**

(zu den Reiſigen, die bei Ebbo ſtehen)

Wo blieben die kämpfenden Ritter? Iſt die Fehde beendigt?

**Ein Reiſiger.**

Ja, leider; da ſeht! (Er zeigt auf Ebbo hin.)

(Der Probſt tritt zu Ebbo.)

**Ebbo.** (ſich langſam auf den Arm ſtemmend)

Cuno, ſeyd Ihr's? — Ich habe ſchwer geſündigt!

(Maria ſtürzt an Ebbo's Bruſt. Berta bleibt ſtarr ſtehn. Der Probſt kniet zu dem Verwundeten hin.)

**Der Probſt.**

Seyd Ihr verwundet?

**Ebbo.**

Ja, bis tief in's Leben. — Ich ſterbe; — doch verſöhnt mit Gott möcht' ich von hinnen ſcheiden. —

**Der Probſt.**

Euch hat ein wunderbar Geſchick getrieben. Die eigne Schuld war minder groß.

**Maria.** (aufſeufzend)

O, das weiß Gott!

**Ebbo.**

Laß mich zufrieden, Schweſter; — da nimm den Kuß zum Abſchied, und bet' für meine Seele.

(Er küßt ſie.)

**Maria.**

Schweſter? Was ſoll mir das? Ja, wenn Ihr ſcheidet, Ritter, werd' ich im Kloſter dort wohl Schweſter werden müſſen.

(Legt ſtill den Kopf wieder an ſeine Bruſt.)

**Ebbo.**

Das thu und bet', daß Gott mir gnädig ſey. Lebt wohl.

**Der Probſt.** (ſegnend)

Gott, du magſt, da er die fremde Schuld mit eignem, heißem Herzblut ſterbend löſt, die eigne gnädig ihm vergeben.

(Er hält die Rechte des Sterbenden feſt.)

**Ebbo.**

Ich fahre hin. — Sagt Walthern meinen brüderlichen Gruß. — An meinem Tode hat er keine Schuld. — Ich forderte den Zweikampf; — er ſchonte mich; — doch in ſein Schwert rannt' ich mich in wildem Muthe. In deine Hände, Herr — befehl' ich — meine Seele!

(Er ſtirbt.)

(Walther kommt zurück mit Waſſer im Helme.)

**Walther.** (zu den Umſtehenden)

Gott, ihr ſeyd hier! — Nimm, Bruder, dieſen Trunk, den erſten, den ich dir als Bruder reiche; ach, vielleicht den einzigen!

**Der Probſt.**

Es iſt zu ſpät. Der Bruder läßt Euch grüßen. Von aller Schuld an ſeinem Tode hat er Euch losgeſagt.

**Walther.**

Wie? er iſt todt! — Vom Morde ſpricht mich ſchon mein Innres frei. Die Blutſchuld will ich ſtreng in Buße ſühnen.

**Berta.**

Der Herr mög' deiner ſich erbarmen!

(Der Knappe Ebbo's eilt hinzu.)

Der Knappe.

Was iſt geſchehn? Die Waffen ruhn, und ängſtlich ſtehn die Leute hier zuſammen. Wo ſeyd Ihr, Herr?

Maria. (ſich leiſe emporhebend)

Dort drüben iſt er, frommer Sänger, dort! Die Paſſionsblume hört er lieblich ſingen.

Der Knappe. (näher tretend)

Gott, iſt es möglich! Otto iſt gefallen. (Zu Walthern) O harter Mann, der meine Blume nahm; hier haſt zu bald du mir ſie zurück gegeben. Gib mir auch jene wieder von dem Helme, und ich will fern nach andern Ländern ziehn.

Maria.

Nein, Knappe, ſein war nicht die Schuld; durch Gottes Urtheil mußte Otto ſterben.

Walther.

Die Sünde wird mir Gott verzeihen. Zum heiligen Grabe will ich ziehn nach Paläſtina, vom Blut des Bruders dort mich rein zu waſchen.

(Er gibt dem Knappen die Paſſionsblume.)

Da nimm die Blume, guter Knappe. Komm, willſt du zum heiligen Lande mich geleiten?

Der Knappe.

Wenn Ihr in Ernſt zu frommer Sühne zieht; ja, ſo will ich mit.

Berta.

Zieht hin, und bringet mir und Euch des Himmels Troſt und Frieden mit zurück.

**Maria.** (zu den Rittern)

Ich will auf Nonnenwerte *) Eurer Rückkunft harren.

**Walther.** (zu Maria)

Nimm hin die Roſe, die der Jungfrau war. Als Brautkranz mag ſie dich im Kloſter ſchmücken.

(**Maria** nimmt die Roſe.)

**Maria.** (wehmüthig)

Das ſoll ſie! — Ach, da ich ſie brach am frühen Morgen, und da er ſie nahm, wer hätte wohl gedacht, daß ſie das werden ſollte!

**Berta.**

Ich gehe mit dir zu den ſtillen Zellen. Da magſt du mein im ſiechen Alter warten, bis ſich mein Haupt zur ewigen Ruhe ſenket.

(Sie blickt gegen das Gebirge.)

Und ihr, ihr ſteht verödet, ſchöne Burgen! Zerfallend werdet ihr in ſpäte Zeiten ſehn. Mit Wehmuth blickt man dann zu euch hinan und ſagt:

Im Bann des Schickſals und in ſeiner Löſung
Sind Drachenfels und Löwenburg geſunken!

---

*) Sie meint in dem Nonnenkloſter, auf der Rheininſel Nonnenwert.

**Der Probſt.**

Zieht hin, ihr Guten; ziehet hin in Frieden. Die Geiſter, die der Väter Ruhe ſtörten, ſie ſind verſöhnt.

Nehmt, Reiſige, die theure Leiche auf. Wir ſchiffen aufwärts hin, zu meinem Kloſter; dort will ich morgen den Verewigten ein Requiem mit meinen Mönchen ſingen.

(Berta hebt Maria vom Boden auf und führt ſie. Die Reiſige tragen die Leiche voran. Die Knechte treten mit den Fackeln um dieſelbe. Hinterher gehen die Frauen, der Probſt, Walther und der Knappe in langſamem Zuge ab.)

---

Nachdem die Bühne eine Zeit lang leer geblieben, ſchwebt der Geiſt Siegmund's langſam aus der Erde herauf und ſteht auf dem Kampfplatz.

**Der Geiſt.**

Er iſt gelöſt, der Zauberkreis; es ſanken
Die Feſſel, die an dieſen Ort mich bannten.
Zu ſeinem Quell iſt jenes ſchuld'ge Leben
Zurückgekehrt, von wo ich es entführt. —
O, daß mein Blut aus fremden Adern ſprudelt!
Warum konnt' ich es nicht in eignem Leibe
Durch Buß und harte Pönitenz entſühnen? —
Es iſt geſchehn; das Schickſal iſt gerochen,
Und friedlich ziehn die Seelen zu der Ruhe,
Zum Reich der Ewigkeiten ſtill hinüber. —
Ich ziehe mit. — Es wehen Frühlingslüfte
Mir ſchon von jenſeit ahnungsvoll entgegen. —

Ich ſcheide von der ſchönen Erde, die
Mich beten, lieben, freveln hat geſehn,
Auf der ich Gift und ſüße Balſamdüfte,
Dem Böſen, wie dem Guten folgend, ſog,
Woraus ſich Schmerz und Wonne mir entfaltet. —
O Menſchen, könntet ihr mich ſcheiden ſehn, und ſehn
Die Thränen, die dem dunkeln Aug' entſinken,
Und könntet ihr die letzten Worte hören,
Die euch ein Geiſt, der wild durch's Leben zog,
Und es ſo tief in Wohl und Weh erfaßte,
Nun, da er es verlaſſen ſoll, verkündet:

Die Welt iſt ſchön und reich an reiner Luſt,
Wenn ſie der Menſch nur ſchuldlos ſich erhält,
Wenn er das Zauberbild nicht frech zerſchellt,
Das ſtille lugt in ſeiner eignen Bruſt.

Ein Gärtlein muß ſein inn'res Herze ſeyn,
In dem er ſtets die Blumen liebreich pflegt,
Daß ſie kein Sturm in wilder Wuth zerſchlägt,
Daß ſie ihm ſtets nur wonnig blühn und rein.

Wer ſich ergibt den unbekannten Mächten,
Die ihn in Glut durch's weite Leben treiben,
Und im Genuß nur ſtärk're Gier entzünden,

Der frevelt an der Menſchheit ew'gen Rechten,
Er muß den Fluchbrief fernen Enkeln ſchreiben,
Und mag, wie ich, nur ſpäte Ruhe finden. —

(Der Geiſt ſteigt in die Erde zurück und der Verhang fällt.)

[illegible]

Die Zeiten, in welche wir uns nun ſo gerne wieder zurück verſetzen, ſind in ihrer ſtillen Beſcheidenheit, in ihrer wortarmen, aber thatreichen Kräftigkeit ſo verſchwiegen geweſen, daß wir nicht nur die Namen der Männer, welche Großes und Schönes in ihnen gewirkt und hervorgebracht haben, ſondern auch über die Art und Weiſe, wie ſie es dabei anlegten und es im Einzelnen ausführten, nur gar wenig mehr wiſſen. Und ſo ſtehen wir denn nun vor den Rieſenſchöpfungen ihrer verſtändigen Kraft eben ſowohl als vor den Blumengärtchen ihrer reinen Phantaſie und frommen Glaubens, und ſchauen darauf hin, wie in eine fremde Welt, deren inneren Bildungstrieb und äußere Geſtaltung wir durchaus nicht mehr erſpähen können.

Aber das iſt nun auch gerade das Schlimme bei der Sache, daß wir in unſerer Eitelkeit es gar nicht mehr begreifen, wie es eine Zeit habe geben können, wo man Wiſſen und Kunſt nicht des äußeren Prunkes wegen, und nicht wie ein, einmal hergebrachtes, Treiben, welches zum feineren Tone gehöre, betrachtete; wo man vielmehr beide um ihrer ſelbſt willen liebte und achtete, um auf ihren Flügeln über die Erbärmlichkeit des drückenden irdiſchen Daſeyns ſich zu erheben, und ſich zu reineren, geiſtigen Freuden hinanzuſchwingen. Und was ſoll da auch am Ende jeder andere, vergängliche, ſinnliche Zweck von Wiſſenſchaft und Kunſt? Einmal lohnt es der Mühe gar nicht, um des ſchnellen Genuſſes willen ſo viel Erfindung und Kraft zu verſchwenden. Und dann wird durch ſo unwürdigen Reiz nimmer ſo reine, hohe Begeiſterung entzündet, daß wahrhaft originelle, in aller Hinſicht große und erhabene Werke daraus entſtehen könnten.

Wir ſind ganz davon zurückgekommen, in der Form der Kunſt ihr höchſtes Intereſſe zu ſuchen. Dieſer Wahn verſchwand mit dem, welcher glaubte, für alle Kunſt überhaupt ein einziges, abſolut allgemeines und nothwendiges Ideal aufſtellen zu können. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in der Form, für welche man in der Antike die höchſten Muſter aufſtellte, das Aeußerſte aller Kunſt erreichen zu müſſen glaubte. Allein man bedachte dabei nicht, daß die Kunſtperiode, in welcher jene Ideale gebildet waren, dem feſten Glauben lebte, in der Idee, — die Gottheit, oder das Göttliche müſſe in den ſchönſten Geſtalten vom Himmel ſteigen und in dem materiellen Daſeyn mit den Sterblichen der höchſten Seligkeit genießen, — die tiefſte Religion, und das theuerſte Pfand für die künftige Apotheoſe der Menſchen und der Welt überhaupt, gefunden zu haben; daß aber nothwendig mit Läugnung dieſer Idee, — ſo wie die ganze auf ſie gegründete Mythik, — auch die Welt der ſchönen Formen zuſammen ſtürzen mußte.

So gibt es alſo nach unſerer Meinung gar kein allgemeines Kriterium für die Kunſt. Für jede Kunſtperiode iſt diejenige Idee das Kriterium, welche die Menſchen ihrer Zeit in ihrer Welt feſthielten, um ſich an ihr zu einem froheren, ideelleren, von den Schranken, Feſſeln und Leiden des irdiſchen Daſeyns entbundenen Leben zu erheben. — Das iſt in der griechiſchen Schule der Ausdruck jeder geiſtigen Kraft in der bildſamen Materie, welches zuſammen genommen die ſchönſte Form liefert. Das iſt in der altitalieniſchen Schule zwar ſchon die Darſtellung der Geheimniſſe der chriſtlichen Religion, aber immer noch angelehnt an jene reizende Bilderwelt des Heidenthums. Das iſt in der früheren deutſchen Schule der aus dem warmen, feſten Glauben hervorgegangene, in den, durch die Strenge und Wehmuth der uraltdeutſchen Religion gekräftigten Gemüthern rein aufgegriffene, ſtille, anſpruchsloſe Kunſtſinn, der, in ſich ſelbſt ſelig, mit treuer Liebe für die Heiligthümer des Chriſtenthums die ganze Geſchichte deſſelben ſchön und immer wieder neu in unendlicher Zartheit und Bildlichkeit wiederholt und darſtellt, ſich daran erbaut und tröſtet, und fromm daran fortarbeitet und betet, bis zum Grabe hin. Das iſt in der neueren niederländiſchen Schule die Luſt an froher, harmloſer, bequemer Häuslichkeit, in welcher das Leben ſich behagt, wie wenn man ſich nach einem geſchäftigen Arbeitstage friedlich am Abende an ein Kaminfeuer ſetzt, und ſich in munterem Geſpräche und bei geſelligem Trunk die Stunden kürzt. Das iſt in der Rubensſchen Schule das Gepränge reicher, kaufmänniſcher Wohlhabenheit, die in gehaltener, breiter Pracht, in flatterndem Tapetenſchmuck, in weitem Gewande und üppiger Schwerfälligkeit recht eigentlich das Bild weltlichen Wohlſtandes darſtellt, und in dem Prunke des Reichthumes ſich ſpreizt, ohne etwas darüber hinaus zu ſuchen. Das iſt die leichtfertige, herzloſe Galanterie der neueren franzöſiſchen Schule, welche alles in die elegante Schale des äuſſeren Witzes hineinlegt, und ſo in die Zerſtreuungen des Tages ſich verliert, um der Mühe überhoben zu ſeyn, mit Ernſt und Ausdauer einen erhabenern Zweck für Leben und Kunſt aufzufinden und zu verfolgen. Und ſo im Uebrigen, von gröſſeren oder kleineren Schulen der Kunſt zu reden.

Welchem dieſer Kunſtzwecke wir uns hier zunächſt hingeben und folgen werden, haben wir ſchon hinreichend in dem Plane dieſes Büchleins ſelbſt ausgeſprochen. Und wie könnten wir auch einen herzandern hier beachten, da wir ja nicht ſowohl die Zahl kritiſcher und hiſtoriſcher Werke über die Kunſt hier zu vermehren Sinnes ſind, ſondern gerne recht eigentlich etwas für das Leben und für das Gemüth, ſomit alſo zum praktiſchen Gebrauche, unſern Leſern darzureichen wünſchen. Da möchte es aber wohl ein undankbares Unternehmen ſeyn, denen, welche noch irgend einer Erhebung und Erbauung fähig ſind, und ſie von unſrer Hand annehmen wollen, von fremden Heiligthümern, oder von den Entartungen der Kunſt in Sinnlichkeit und unwürdige Ziererei verſprechen zu wollen; ſondern nur dann dürfen wir uns von unſerem Unternehmen einiges Glück verſprechen, wenn wir jene Freunde zu denjenigen Kunſtſchätzen führen, bei denen wir vorausſetzen dürfen, daß für ſie noch eben derſelbe Glaube beſtehe und dieſelbe Liebe blühe, die unſre Väter und die frommen Künſtler des Mittelalters, als ſie dieſe herrlichen Werke ſtifteten und vollendeten, begeiſterte und durchglühte.

Wir haben hier noch über zwei Kupfer zu reden, die nach Miniaturgemälden eines alten Manuſcriptes, wahrſcheinlich aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, gearbeitet ſind. Das Buch iſt in groß Oktavformat, auf das reinſte Pergament von ganz unbekannter Hand geſchrieben und gemalt, und befindet ſich in der Sammlung des Herrn Fochem, Rektors an der Elendskirche zu Köln. Schon der alte, rothſammtene, in Silber reich geſtickte Einband verräth, daß man in jener Zeit den Schatz, den dieſe Hülle umſchließen ſollte, wohl gekannt habe, und es iſt wahrſcheinlich, daß das Werk das Eigenthum einer vornehmen, vielleicht fürſtlichen Familie geweſen ſey. Titel, und was ſonſt noch zu Anfange eines Buches zu ſtehen pflegt, iſt nicht vorhanden, ſondern das erſte Blatt iſt ein ſchönes Salvatorbild. Die meiſten Gemälde des Werkes ſind mit Arabesken, nach Art der hier mitgetheilten, oder aber ſtatt dieſer mit kleinen Epiſoden eingefaßt, die mit dem Hauptbilde in einiger Beziehung ſtehn. So ſtellen z. B. dieſe Epiſoden um das Salvatorbild die Geſchichte des Königes Abagarus vor, welcher nach der Legende durch Auflegung des Schweißtuches Chriſti geſund wurde; ſo ſtellen die Epiſoden um das Paradies die Vertreibung der erſten Menſchen aus demſelben, die Verheißung der Erlöſung, u. dgl. vor. — Nach jenem Salvatorbilde fangen nun auf der folgenden Seite mit herrlichen Initialen und Cuſtoden die ſauber geſchriebenen lateiniſchen Gebete und Offizien an, wo dann auf jeder Seite (dort, wo beim Leſen, wenn man ein Buch mit beiden Händen anhält, an den Seitenrändern neben der Schrift die Finger hinliegen) eine, auf mattem Goldgrunde gemalte, etwa einen Zoll breite und fünf Zoll lange Randverzierung angebracht iſt, die ſich, immer verſchieden, auf allen beſchriebenen Blättern des Buches in der nämlichen Größe wiederholt, aber überall mit abwechſelnden Arabesken; Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, kleinen Architekturen, Edelſteinen, Früchten, heiligen Worten und unendlich manchfaltigen Zierrathen ſo fein bemalt iſt, daß man die einzelnen Sachen ſehr gut unter einem ſtarken Vergrößerungsglaſe anſehen kann, ohne daß ſie dabei verlieren; außer der großen Feinheit, Zierlichkeit und geſchmackvollen Anordnung aber, muß man vorzüglich auch die große naturhiſtoriſche Richtigkeit in Form und Farbe bewundern, womit die einzelnen Gegenſtände gemalt ſind.

Eine, von einer ſpätern Hand auf ein weißes Blatt des Buches geſchriebene Angabe ſagt, daß ſich in demſelben befinden, menſchliche Figuren, 685; Vögel, 64, Inſekten, 814; Blumen, 1503; Früchte, 309; Blätter, 1239; woraus ſich auf den groſen Reichthum deſſelben leicht ſchlieſen läßt.

Schon die eben beſchriebenen Randverzierungen und was ſonſt noch in Buchſtaben und Cuſtoden angebracht iſt, erregen Erſtaunen, weil es kaum zu begreifen iſt, wie ein Mann, troz aller Geduld, Kenntniß, und anderwärts ſchon erworbener techniſcher Fertigkeit, nur in einem Menſchenalter ein ſolches Werk hat vollenden können, welches doch unverkennbar von der nämlichen Hand, und überall mit der nämlichen Vollendung und Schönheit gearbeitet iſt. Auf die Schilderung der größeren Blätter, den Ausdruck in den, auch noch ſo kleinen, Köpfen, die Lebhaftigkeit der Farben, die Kunſt der überall mit Gold aufgetragenen Lichter, die Faltenwürfe der vortrefflichen Gewänder, und die Anordnung der einzelnen Bilder, können wir uns hier gar nicht einlaſſen, ſondern müſſen dazu theils auf eine andere Gelegenheit warten, theils jeden Freund der vaterländiſchen Kunſt einladen, das unvergleichliche Werk ſelbſt anzuſehen.

Unmöglich iſt es Ruhmbegierde oder Eitelkeit geweſen, was zu ſolchen unendlichen Arbeiten kann Veranlaſſung geworden ſeyn; denn dazu iſt viel zu viel Kunſt ſelbſt an das Unbedeutendſte verſchwendet, welches dem beobachtenden Forſcher beinahe entgehet; nothwendig ſind ſie die lieblichen Blüthen eines frommen, in ſeiner Kunſt frohen und zufriedenen Gemüthes. So nur müſſen wir ſie betrachten, um uns theils ihre Naivetät und einfältige Kindlichkeit, theils den Aufwand von Mühe, Geduld und Sorgfalt zu erklären, der in ihnen verſchwendet iſt.

Wir kommen zu den beiden, hier in Kupfern mitgetheilten Blättern des Buches.

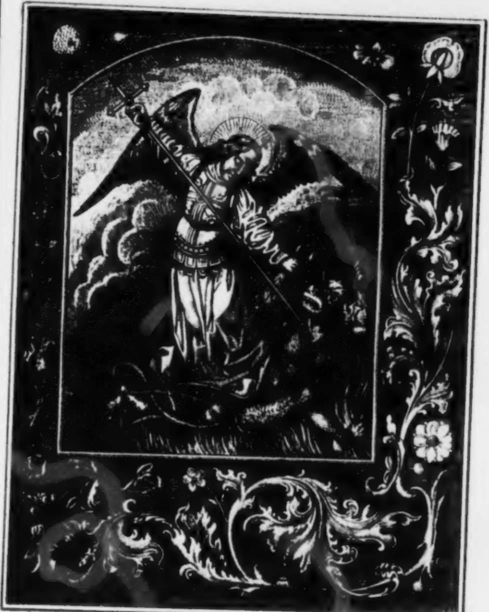
## Der heilige Michael.

Die Würde des Engels, in Geſtalt und Haltung, wie er mit edelm Zorne den böſen Geiſt in die Unterwelt ſchleudert, muß jeden anſprechen, der das Bild auch nur eines flüchtigen Blickes würdigt. Ernſt und groß iſt die Handlung; ruhig, aber unwiderſtehlich die gehaltene, zürnende Kraft des Siegers; gräßlich die Verzweiflung des Ungeheuers; fürchterlich die ganze Umgebung.

Freilich haben wir, was der Künſtler in das Original durch Wärme, Duftigkeit und Feuer der Farbe gelegt hat, im Kupfer nicht wiedergeben können, und — wie wir dieß von allen hier mitgetheilten Blättern bekennen müſſen — wir mußten uns nur damit begnügen, leiſe Nachbildungen unſerer Originale zu geben, um überhaupt nur etwas zu haben, worauf wir bei der Beſchreibung hindeuten können, um verſtändlich zu werden. Mehr vermeſſen wir uns nicht, gegeben zu haben, oder auch nur geben zu können, und rechtfertigen uns daher bei denjenigen, welchen unſer Unternehmen als eine frevelhafte Entweihung der alten Kunſtwerke erſcheinen könnte. Daher erſchreckt uns aber auch das Urtheil der Kenner nicht, welche unſere Kupfer neben den Originalen gar nicht mehr anſehen wollen. Gerade für dieſe ſind ſie zunächſt nicht beſtimmt, ſondern vielmehr, um denjenigen, welche unſere alten Kunſtſchätze anzuſchauen nicht Gelegenheit haben, ein verſtändlich Wort über dieſelben ſagen zu können. Daher wollen wir jetzt an das Original zurückgehen, und das zu erſetzen ſuchen, was das Kupfer unerreicht läßt.

Wie aus ſchwülen Wetterwolken ſchwebt der Engel, den böſen Geiſt ſtürzend, hervor, oder vielmehr, er erſcheint wie ein ſtille ſtehender Blitz, um den der getheilte Himmel noch klaffend offen ſtehet und die Hölle gähnend ſich aufthut. Ueber ſein weißes Gewand hat er einen goldenen Panzer angelegt, welcher mit dem weißen Kreuze geziert iſt. Mit kräftiger Hand gibt er dem Feinde des Kreuzes durch dieſes den Todesſtoß. Sein Haupthaar hält eine zarte Binde, und in dem Heiligenſcheine ſtrahlt wieder das Kreuz über der Stirne. Sein Antlitz iſt voll Würde und Ernſtes und heiligen Zornes; nur müſſen wir es beklagen, daß der Kopf im Kupfer zu ſtark ausgefallen, und deswegen der Geſtalt ein etwas ſchwerfälliges Anſehen gibt. Allein niemand wird das Heroiſche der Haltung verkennen, und man wird in mancher Hinſicht einen Vergleich dieſes Bildes mit der bekannten Raphaeliſchen Vorſtellung deſſelben Gegenſtandes verſuchen können. — Die Schwungfedern der weißen engliſchen Fittige ſind mit den lebhafteſten Farben orientaliſcher Vögel geziert, und in ſchönen Falten wallt das weiße Unterkleid zu den Füßen hinunter. Die Beſtie aber, welche hier in den krampfhafteſten Verzerrungen zu den ewigen Gluten hinunterſtürzt, iſt von grünlicher Krötenfarbe, gleich als ob die Giftmaterie, in ihrem Innern gährend, ſich in der Wuth bis auf die äußerſte Oberfläche ergoſſen hätte.

Die Arabesken endlich, welche wohl den beſten der italieniſchen Schule in Freiheit und Zierlichkeit der Behandlung wenig nachſtehen dürften, ſind auf Ultramaringrunde in Gold gearbeitet, und tragen zur Erhebung des ganzen Bildes und zu dem tiefen Eindruck, den es auf jeden macht, nicht wenig bei.



n. d. Orig. gez. v. Beckenkamp in Cöln

gedr. v. [illegible] in Düsseldorf

## I.

In kühnem Stolz und eitelm Uebermuth
Wollt' ſich ein Engel einſt vermeſſen heben,
Wollt' ſeines Schöpfers ew'gen Thron erſtreben, —
Verachtend Lieb' — des Himmels höchſtes Gut.

Doch Michael, in heil'ger Zornes Glut,
Berühret mit des Sohnes Kreuz ihn eben, —
Und überwunden muß der Drache beben,
Zerſchmettert fliehn zur Höll' in ſtummer Wuth.

So kann nur ſcheinbar ſtets das Böſe ſchalten,
Wenn Liebesmuth und Glauben eng vereint
Die Flammenſittige vor ihm entfalten.

Es muß die Finſterniß, — des Lichtes Feind, —
Verſchwinden, wo die gold'nen Sterne walten,
Und wo der Sonne ſtrahlend Haupt erſcheint.

## II.

So fährt ein Blitz mit ſchrecklichen Getöſen,
Doch klar und glänzend in das Eingeweide
Gethürmter Berge, wie des Speeres Schneide
Gedrängt vom Engel in die Bruſt des Böſen.

Er weiß von aller Wehr ihn zu entblößen,
Denn in der Liebe goldnem Panzerkleide,
Und im Gewand der Unſchuld weißer Seide,
Wird's ihm nicht ſchwer, der Hölle Macht zu löſen.

Es ſinkt die Brut, erzeugt aus Haß und Neide,
Vor ihm, dem Großen über alle Größen, —
Die Liebe wollte uns von ihr erlöſen,

Wollt' uns bewahren vor dem ew'gen Leide,
Um gnädig uns die gränzenloſe Freude
Erneuten Himmelslichtes einzuflößen.

# Yta

## von Toggenburg.

# Vorwort.

## An den freundlichen Leſer.

Eine Mähre will ich dir verkünden, die ſich begab, als man ſchrieb nach unſeres Herrn und Heilandes Geburt Eintauſend Einhundert und achtzig. Zwar klingt ſie ſeltſamlich und wunderbar, ſo daß man ſchier zweifeln möchte, ob denn alles wirklich ſo ſich zugetragen; allein es hat ſie uns ein hochgelahrter und gottesfürchtiger Mann in ſeiner weltberühmten Hiſtoria berichtet, und da muß man ſie doch wohl für wahr und wahrhaftig halten. Hätte nun gern dieſe Kunde in ſaubere Reimlein gebracht, weil Ton und Weiſe den Gedanken, wie Edelſtein und reich Gewand der Frauen ſchönen Leib, verzieren, und es oft gar ſcheint, als würden ſie zu Flügel, die das Gemüth in ein fremd und wunderherrlich Land hinübertrügen; bin aber nicht erfahren genug in dieſer hohen Kunſt, und habe gehört, daß, wer mit ungeübter

Hand eingreift in das göttliche Saitenſpiel, nur Mißtöne zu Tage fördert, oder gar die zarten, goldnen Fäden ſprengt. Könnte auch verſuchen, dieſe Mähre mit zierlichen Schnörkeln und ſelbſt erdichteten Gaukeleien zu vergrößern und gleichſam auszuſchmücken, wie denn ſolches leider oftmals in unſern wortreichen und liebearmen Zeiten zu geſchehen pflegt; aber ich will es nicht thun, ſondern ſchlicht und gerade ſprechen, ſo wie ein ſchlichter Sinn und ein gerad Gemüth mir die Worte in den Mund legen wird.

## I.

### Von dem Ritter Heinrich von Toggenburg und ſeinem Gemahl Yta von Kilchberg.

Auf der hohen Toggenburg im Lande Schwyz lebte Graf Heinrich mit ſeinem Gemahl, der edlen Frau Yta von Kilchberg, in vergnüglicher Ehe. Frau Yta war über die Maßen ſchön und lieblich von Antlitz und Geſtalt, und die Tugend und Gottesfurcht, die ſie im Herzen trug, und aus ihren Blicken und Mienen wie ein ſtilles Morgenroth hervorleuchtete, gab ihrem Weſen eine beſondere Anmuth und Würdigkeit. Man konnte ſie billig einer Lilienblume vergleichen, die das Auge durch den Glanz und die Reinheit ihrer Blätter erfreut, gleich wie ſie das Herz durch ihren ſüßen Duft ergötzet und erquickt. — Auch Herr Heinrich war ein anſehnlicher Mann, mit muthſprühenden Augen, hoher Stirne und viellockigem Haar, der der Ritterſchaft wohl pflegte, und ſeine Yta feurig und beinahe mit Ungeſtüm minnte, ſo daß ſie ihm zuweilen, halb in Scherz und halb in Ernſt, ſagte, „ich wünſchte, du minnteſt mich nicht ſo heiß, du würdeſt mich dann wärmer lieben." Aber dann küßte und herzte er ſie ſo lange, bis ſie ihm endlich zugeben mußte, daß ſeine glühende Minne ihrem Herzen inniglich wohlgefalle. — Wie denn die zarten Weiblein ſich oftmals täuſchen laſſen, und die feurigen Umarmungen und trunknen Minneſchwüre des Mannes für reine, unverſiegbare Liebe halten, und ihren Augen und Ohren mehr vertrauen, als dem ſtillen Gefühle ihres Herzens, das ihnen von Gott gegeben, und ſie niemals trügt. —

Alſo waren die erſten Jahre der Ehe dahingegangen, ohne daß man hätte ſagen können, Herr Heinrich ſey überglücklich oder Frau Yta zu beklagen, dieweilen keines von beiden recht wußte, noch was ihm fehlte, noch was es eigentlich wünſchen ſollte. War doch der Graf in Jagd und Fehden und Turnieren aufgewachſen, ohne jemals die einfältigliche Stimme der Natur vernommen, noch ihren zarten Liebesdrang gefühlt zu haben; Fräulein Yta hingegen auf ihrer väterlichen Burg, gleich einem verborgenen Maiblümlein, in ſtiller Zucht und Zurückgezogenheit aufgeblüht, und glaubend, es müſſe alles ſo ſeyn, dieweilen ſie nie nichts anderes geſehen, noch erfahren. War ja in manchen einſamen Stunden ein leiſes, wehmüthiges Sehnen durch ihren Buſen gezogen, gleich einem fernen Wetterleuchten am dunklem, ſchweigendem Himmel, — dann hatte ſie bald wieder Troſt und Ruhe gefunden bei den ſchönen Heiligen, die gar freundlich abgebildet in der Kapelle zu ſchauen waren, und in den ſüßen Harmonien ihrer Laute, die ſich ſanft und lieblich hinab ſenkten in ihr bewegtes Herz. Dachte auch nie recht nach über das fremde und wunderbare Regen ihres Gemüthes, und vermied gar darüber nachzugrübeln, gleichſam als fürchtet ſie zu finden, was ihren Seelenfrieden hätte ſtören können. — War ſie nun gleich ſorgſam bemüht, ſolche beunruhigende Gefühle noch vor ihrer Geburt zu erſticken, und die ſonderbare Bewegung, die ihr jedesmal ein lichteres Roth in die zarten Wänglein trieb, vor ihrem Eheherrn zu verbergen, ſo war ſeinem tiefen und beweglichen Blicke doch nicht entgangen, wie daß in dem ſpiegelreinen, durchſichtigen Gemüthe ſeiner Yta ſich noch etwas bewege, das ihm nicht angehöre, und er auch nicht zu erkennen vermöge. — Vergeblich ſann er oft und lange darüber nach, und da täglich ihn nur wenige unbedeutſame Dienſtmannen beſuchten, Frau Yta ſich überdieß jedesmal ſittſam in ihr Kämmerlein zurückzog, wenn irgend ein feſtlich Gelag auf der Burg gehalten wurde, ſo konnte ihm auch nicht der entfernteſte Gedanken kommen, als habe ein fremder Rittersmann ihn aus dem Herzen ſeines theuren Gemahles verdrängt. Darum tröſtete er ſich bisher noch immer mit der Hoffnung, es werde ſeiner heißen Liebe gelingen, jenes Dunkel zu erhellen, gleichwie keine Nacht ſo ſchwarz und finſter iſt, daß nicht der Sonne Licht ſie auflöſen könne in Glanz und milde Wärme.

## II.

## Wie Herr Heinrich in die Fehde zog.

Da begab es ſich einmal, daß ein Freund Herrn Heinrichs in einer grimmigen Fehde begriffen war, und zu ihm hinüber ſandte, und ihn bitten ließ, ihm bald möglichſt zu Hülfe zu kommen. So erfreulich ſeinem ritterlichen Gemüthe dieſe Fahrt auch war, dieweilen er dabei gedachte, Ruhm und Ehre zu erkämpfen, ſo ſehr quälte ihn doch der Gedanke, daß er nun für eine, vielleicht ſehr lange, Zeit ſeine Yta allein laſſen, und die ſüße Labe ihres minnelichen Kuſſes entbehren müſſe; zugleich, doch ohne daß er ſich ſelbſt es geſtehen mochte, regte ſich heimlich die Furcht in ſeinem Herzen, als würde ein frecher Räuber ihm ſein liebſtes Gut entreißen, wenn er einmal nicht mehr gegenwärtig wäre.

Aber auch Yta wurde recht betrübt, als ſie die neue Mähre vernahm. Denn ſie ſollte ſich nun zum erſtenmal von ihrem

Herrn trennen, den ſie gewohnt war, immer um ſich zu ſehen, und die Gewohnheit, ihr mögt mir's glauben, ſchmiedet gewaltig ſtarke und faſt unzerreißliche Feſſeln; ſie gibt unſrem Gemüth ein Gefühl behaglicher Ruhe und ſingt dem ewig beweglichen Geiſt ein Schlaflied, das ihn einlullt in ſüßen und anmuthigen Schlummer.

Die gute Yta ward daher von manchen bangen Sorgen bedrängt, als ſie bedachte, wie ſie nun heraustreten müſſe aus der gewöhnten Ordnung und der befreundeten Geſellſchaft ihres Gemahls, und wie ſie ſich nun ganz und gar ſelbſt überlaſſen bleibe. Wirklich iſt das Weib ein allzu zart Geſchöpf, um ohne Stütze in der Welt zu ſtehen; vielmehr muß ſie in Lieb' und Treue ſich ſchmiegen an eines Mannes kühnkräftige Bruſt, damit ſein ſtarker Arm ſie ſchütze gegen Sturm und mannigfache Noth des Lebens. —

Gleichwie eine Pflanze, die zum erſtenmal des Stäbleins beraubt wird, das ihr zur Seite ſtand, das Köpfchen ſenkt und lange trüb und traurig zur Erde blickt, ſo ſtand Yta an dem engen Pförtlein der Burg, als ihr Gemahl mit ſeinen Reiſigen hinausgezogen war, und ſein winkender Helmbuſch in der ſtaubigen Ferne ihren ſpähenden Blicken entſchwand. Noch lange ſah ſie hinab in das tiefe grüne Thal, das ſich zu ihren Füßen hinſchlängelte, und es kam ihr ſeltſamlich ſtill und öde vor, als ſie ihren Eheherrn mit ſeiner reitenden Schaar nicht mehr gewahrte. Sinnend ging ſie mit langſam zögernden Schritten über den Zwinger der Burg und wiſchte ſich manche heiße Thräne von den blühenden Wangen. Es ſchien ihr jetzt die ſo bekannte Burg ganz fremd, die Stallthüren waren offen, die Hausgänge leer, die Kammern öde, als wäre alles Leben, alle Freude für immer aus ihnen herausgezogen.

## III.

### Wie es Frau Yta zu Muthe war, als ihr Gemahl hinausgezogen war in die Fehde, und welch gottgefälliges Leben ſie da führte.

Da ſaß nun die holde Yta, einſam und allein auf ihrem ſtillen Kämmerlein, und überließ ſich ganz ihren betrübten Gedanken. Mochte wohl lange ſo vor ſich hingeſeſſen haben, ohne ihr Herz aus dem engen Kreiſe der wehmüthigſten Gefühle herausreißen zu können, als ihr Blick zufällig auf die Laute fiel, die in einer Ecke neben ihrer Spindel lag. Und ſchien es ihr faſt, als ob die Saiten ſanft und leiſe tönten, und ſich ſehnten, ihre bekümmerte Herrinn tröſten zu können. Unwillkührlich nahm ſie die Laute und begann mit bewegter Stimme folgende rührende Weiſe:

Könnt ihr klagen,
Könnt ihr ſagen,
Wie ich gar ſo einſam bin,
O ſo ſchwebet, zarte Töne,
Leiſ' und wehmuthsvoll dahin!

Hoffnung blühte
Im Gemüthe,
Hob das jugendliche Herz
In die blaue, duft'ge Ferne,
Trug es ſehnend himmelwärts.

In der Blumen
Heiligthumen,
In des Morgenrothes Blick,
In des Frühlings Wunderſchöne
Ahndet ich der Liebe Glück.

Und die Lüfte
Und die Düfte
Brachten mir gar manchen Gruß;
Fühlte oft im Mondesſcheine
Zarter Engel leiſen Kuß.

Doch jetzt klagen
Und verzagen,
Muß ich Arme allzumal,
Und mein Herz muß einſam ſchlagen,
Und erleiden bittre Qual.

Tief in Thränen
Schwimmt mein Sehnen,
Und die Hoffnung iſt zerſtückt;
Liebe ward mir eitles Wähnen,
Und die Blumen ſind geknickt!

O ſo klaget,
Töne ſaget,
Wie ich gar ſo traurig bin,
Und vermögt ihr's, o ſo traget
Fernab meinen trüben Sinn.

So ſang Ita, und in Strömen rannen die Thränen, Perlen gleich, unter den geſenkten, dunkeln Augenliedern hervor. Der Geſang ſamt den weichen Lautentönen waren's, welche den harten Schmerz auflösten in milde Wehmuth, welche mit wunderſamer Macht die Pförtlein des Herzens erſchloſſen, und das bittre Weh, was dort zuſammengedrängt lag, in ſüße Thränen zertheilten.

Aber weine nicht ſo viel, arme Ita, ſpare deine koſtbaren Thränen für die Zeiten, die da kommen werden. Die dunkle Stimme, die, wie ein ferner Donner, in deinem Innern herauf zittert, ſagt nur allzuwahr, daß für dich alle Freud und Luſt ein Ende hat, und wüßteſt du, welch' bittres Herzenleid dir noch bevorſteht, du würdeſt gewißlich dein Lockenhaar zerrauſen, und dir die ſchönen Augen aus dem Kopfe weinen.

Danket Gott, ihr Menſchen, daß ein dichter Schleier euch die Zukunft ſamt allen nah' und fernen Fährlichkeiten birgt: von milder, väterlicher Hand ward ſorglich er gewebt, — und keiner verſuche jemals ihn trotzig frevelnd zu zerreißen! Aber danket zwiefach dem Allgütigen, daß er, wenn ſchwere Prüfungen ſich nahen, mitleidsvolle Engel ſchickt, die, leiſe klagend, Ahndungen der Zukunft mit lindem Othem in die Seele hauchen, auf daß ſie vorbereitet werde zu den kommenden Leiden. —

Fortan lebte Ita in ſtiller Betrübniß und einfachem Wandel. Frühe, wenn noch alles ſtill war in der Burg, ging ſie in die Kapelle, die heilige Meſſe zu hören. Dort betete ſie, als es einer züchtigen Hausfrau ziemet, für ihren fernen Gemahl, auf daß Gott ihn beſchütze im grimmigen Kampfe gegen Hinterliſt und harte Streiche, und ihn ſicher und ungefährdet heim geleite zu ſeiner Väter Burg. — Für ſich bat ſie nur um ein ſelig

Sterbſtündlein, im Uebrigen ſich ganz in ihres Heilandes Willen ergebend. — Den andern Theil des Morgens verbrachte ſie mit Wirken und ſonſtigen zierlichen Arbeiten, wie ſie ſich wohl für eine ſo hohe Edelfrau ſchickten. Nachmittags pflegte ſie ſich in den alten Laubgewölben des Schloßgartens zu ergehen, und ſpielte jezuweilen einige wehmüthige Weiſen auf der Laute. Ging aber gar bald wieder zur Arbeit, und ſpann, und ließ ſich Abends von Herrn Bertran, dem Burgkaplan, aus den Legenden der Heiligen und andern frommen Büchern vorleſen, damit der Tag, ſo wie er mit Gott begonnen, auch ſchließe in Andacht und reinen Gedanken. So ging ihr die Zeit hin, wie ein Bächlein, das tief in einem ſtillen Thale fleußt und nie von Wind und Wetter in ſeinem milden Wellen geſtört wird. Nur wenn ſie zuweilen in die Vergangenheit zurückblickte, dann ward es ihr gar wehmüthig um's Herz, wie wenn man ſpät an dunklem Abend eines roſigen Morgentraumes gedenkt, den die ſanften Strahlen der Frühſonne uns im Gemüth' erweckten. Denn ſie war aus dem ſüßen Traume erwacht, und konnte keines der duftigen Wunderbilder wiederfinden, für die ihr jugendlicher Buſen ſo erwartungsvoll und ſehnſüchtig geſchlagen hatte.

## IV.

### Wie Herr Heinrich durch teufliſche Gaukeleien verblendet ward.

Nun möchte gewiß jedermänniglich gern erfahren, welch böſer Menſch es wohl gewagt habe, unſere gute Gräfinn zu bedrängen und ein ſo fromm und züchtig Weib in Leid und Ungemach zu bringen? Wie dieſes ſich begeben, will ich ſofort auch kund thun. —

So oft ein Kindlein geboren wird auf dieſer Erde, ſendet Gott einen Engel herab, der es auf der mühſamen und ſtürmiſchen Fahrt des Lebens begleite und beſchirme, und es tröſte und ſtärke in Leid und Nöthen. Aber zugleich ſchickt der Regent der Finſterniß einen böſen Geiſt ihm zum Begleiter herauf, der den Menſchen ableiten ſoll vom Wege der Andacht und Gottesfurcht, und der gewaltig erzürnet, wenn ihm ſein ſchändliches Unternehmen mislingt. — Auch Ita hatte ſolch einen böſen Begleiter. Aber bisher waren alle ſeine liſtigen Angriffe von ihrer felſenfeſten Tugend, wie giftige Pfeile von einem demantnen Schilde, abgeprellt. Als er daher gewahrte, daß er binnen Kurzem ihrem Schutzengel ganz und gar unterliegen ſollte, beſchloß er in ſeinem verzweifelten Grimme, ſich an ihr zu rächen, und ſie in's tiefſte, ſchmählichſte Elend zu ſtürzen. —

Zu dem Ende nahm er die Geſtalt eines Raben an, und ſtahl bei Tagesanbruch den Brautring der Gräfinn, den ſie aus Unbedacht am Abend zuvor an das offne Fenſter ihres Wohngemachs gelegt hatte. Mit dieſem Raube flog er von dannen, und ließ ihn verſchmitzter Weiſe vor Ritter Walthern niederfallen, der ein Dienſtmann Graf Heinrichs war, und eben ausging, um zu jagen. Herr Walther nahm den Ring auf, freute ſich baß des köſtlichen Fundes und ſteckte ihn an ſeine rechte Hand, um nach Luſt damit zu prunken.

Zu dieſer Zeit war Graf Heinrich mit ſeinen Reiſigen in einem Walde gelagert. — Er ſaß allein, mit dem Kopf an eine alte Eiche gelehnt, und war tief in Gedanken verſenkt. Er dachte an ſein ehlich Gemahl und an alle die Liebe und Freundlichkeit, die ſie ihm zu jeder Zeit mit ſo holden Geberden und ſo herzlichen Worten bezeigt hatte. Und ſtellte er es ſich recht lebhaft vor, wie ſie jetzt in ihrem Kämmerlein ſitze und ſeiner harre in Treue und Verlangen. Wie er aber ſo hin und her ſann, und es ihm recht klar däuchte, daß er ſeine Yta recht heiß und inbrünſtig liebe, kam ihm, wie aus Dunſt und Nebel, der ſchwarze Gedanke, „wie, wenn ſie mich und meine Liebe vergeſſen könnte, und ſich einem fremden Buhlen ganz und gar ergäbe!“ Suchte zwar auf alle Weiſen dieſen peinigenden Gedanken, der ihm ſchier das Herz zerdrückte, zu verſcheuchen; allein, wie ein Geſpenſt kam er immer wieder herangeſchritten, und drängte immer mehr auf ihn ein, und quälte und ängſtigte ihn über alle Maßen. Da erhob Herr Heinrich ſeine Blicke zum Himmel, und flehte zu Gott um ein Zeichen, daß ſeine Yta ihm die ehliche Liebe und Treue bewahrt habe. Aber welch entſetzlicher Schrecken durchzitterte ihn, als gleich darauf ein Rabe von dem Baume, an dem er ſaß, ihn mit ungewöhnlicher ſchrillender Stimme dreimal ankrächzte! —

Ein eiskalter Schauer fuhr wie mit einer eiſernen Hand über ihn her und der Othem entging ihm faſt ob des ungewöhnlichen Grauſens. Lange ſah er ſtarr vor ſich hin und hoffte und harrte noch, ob vielleicht ein gutes Zeichen folgen werde. Als aber alles ſchwieg und weit und breit ſich nichts wegte noch regte, — da ſprang er wie außer ſich auf, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ſprengte mit Windeseile dahin über Berg und Thal.

Schon ſah er in der Ferne ſein Schloß im Glanz der Abendſonne ſchimmern, als ihm von der Seite eine bekannte Stimme zurief: „Ey, wohin ſo eilig, Herr Graf!“ Er ſah ſich um — und erkannte Walther, ſeinen Dienſtmann, der von der Jagd heimkehrte nach ſeiner Burg. Sofort wollte er ihm antworten, und den traulichen Handſchlag erwiedern, — da ſah er etwas flimmern an der Hand des Ritters, blickte ſchärfer hin — und erkannte den herzförmig geſchliffenen Rubin, den er ſeinem Gemahl am Verlobungstage verehrt hatte. Und mit einmal ward ihm ihre Untreue gewiß, und, ohne auch nur ein Wort weiter vorbringen zu können, gab er ſeinem Roſſe die Spornen, und ſtürmte in wüthender Haſt ſeinem Schloſſe zu.

## V.

## Wie der verblendete Graf ſeinem Gemahl ein Leid anthat, und wie es ihm darauf erging.

Frau Ita luſtwandelte eben auf den Wällen der Burg, um ihr betrübtes Gemüth an dem gar milden Scheine der Abendſonne zu erheitern und es durch Betrachtung der ſchönen Werke Gottes zu erquicken und zu ſtärken. Plötzlich hört ſie Roſſegeſtampf im nahen Schloßhof, bleibt halb erſchrocken, halb ſchon erfreut, ſtehen, und horcht und ſpäht, wer wohl möge gekommen ſeyn; — da ſtürzt Heinrich mit rachentbrannten Blicken gleich einem Verzweifelten hervor, faßt die unglückſelige Ita mit krampfhaft zuckenden Armen, und — weh mir, daß ich es ſagen muß, — ſtürzet ſein engelrein Gemahl die hohen, ſchroffen Felſen hinab, die ſich tief, tief unten in einem Graben endigten! — Und nicht genügt ſeiner grimmigen Wuth dieſe ſchnöde, himmelſchreiende That: ſchnell eilt er zurück in's Schloß, ſchickt zwei ſeiner Diener zu Waltbern, ihn augenblicklich zu ſich zu entbieten, und läßt, als er gekommen, ihn an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und ſo gar jämmerlich den ſteilen Felſenweg der Burg hinunterſchleifen!

Aber kaum war dieſe unerhörte Rache verübt, da fiel auch der ſchwarze Schleier teufliſcher Verblendung von den Augen des Grafen, und mit Grauſen und Beben gewahrte er das Hölliſche ſeiner That. — Herauf aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens ſtieg der Glaube an die Unſchuld der Gemordeten ſchrecklich drohend, gleich einer ſchweren, ſchwarzen Wetterwolke, und durchblitzte ſeine Seele und zeigte ſeinem zitternden Gewiſſen alle die Möglichkeiten, die er in ſeiner blinden Wuth nicht bedacht hatte. — Da grinzten ihm aus allen Fenſtern der öden Burg hohle Geiſtergeſichter entgegen, und faſt nicht aufrecht konnte er ſich halten, ſo ſchwer drückte ihn die entſetzliche Laſt der Blutſchuld, und überall hörte er nichts, als das herzzerreißende Angſtgeſchrei ſeiner Ida und das ſchwere Aechzen und Stöhnen des zerfleiſchten Walthers, alſo daß er gerne in die tiefſte Schlucht der Erde verſunken wäre, um nur nichts mehr zu hören, noch zu ſehen.

Alle Diener waren, voll Entſetzens ob der gräßlichen That, der Burg entflohen; nur Herr Heinrich ſtand noch wie angewurzelt im Hofe, als ſchon die Nacht ihr tiefſtes Dunkel über die Erde gebreitet hatte. — Aber mit einem Mal erwachte er aus der dumpfen Betäubung, die ihm bis jetzt alle Glieder gelähmet, ſchwankte nun gleich einem Träumenden der Burg zu, und ging, als drängte ihn eine höhere Macht, auf die Kammer, wo die Gräfinn bisher gewohnt hatte. —

Gerade, als er hineintrat, ſtieg der volle Mond, wie in einen blutigen Mantel gehüllt, hinter dem fernen Gebirge hervor, und ſtarrte mit ſeinen großen, feurigen Augen durch die hohen

Fenſter des Gemachs. — Herr Heinrich aber wagte nicht den Blick zu erheben, dieweilen er fürchtete, ſeine Greuelthat in Flammenzügen am Firmament geſchrieben zu ſehen, ſondern ſetzte mit niedergeſchlagenen Augen ſich hin auf einen Lehnſtuhl, und er ſeufzte tief aus tiefſtem Grund der Seele, ſah drauf langſam und ſcheu um ſich her, alle die kleinen Habſeligkeiten betrachtend, die ſeine Ida noch vor ſo wenig Stunden berührt und durch ihre milde Gegenwart verſchönert hatte, und kam es ihm vor, als weinten ſie viele ſtumme Thränen und fragten ihn, wo ihre Herrinn geblieben? Aber noch waren ſeine Augen trocken und ſeine Seele ſtarr und betäubt, da zeigten ihm ſeine Gedanken die holde Ida, wie ſie ſittſam und züchtig hier zu ſitzen pflegte und las, und ſang und arbeitete, und ihm mild und freundlich entgegen lächelte, wenn er heimkehrte von Jagd oder fernen Gelagen; — und ihm brach das Herz in unſäglicher Wehmuth, und er weinte die bitterſten Thränen, und ſchluchzte laut, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Wollte auch ſchier ganz in Schmerz zergehen, und würde ſich gewißlich vor Leid das Leben genommen haben, wenn nicht ein Cruzifix, das, von heiligen Bildern umgeben, an der Wand hing, und eben vom Schimmer des Mondes erhellt wurde, ihn mit lauter Stimme gemahnet hätte, ſtrenge und anhaltende Buße zu thun. — Noch einmal blickte er troſtlos umher, ſtand dann auf, ging auf ſeine Kammer, legte Waffen und Rüſtung ab, und bekleidete ſich mit einem ſchlichten Pilgergewand. Nahm Hut und Stab, verließ noch in derſelben Nacht das Schloß und wanderte weinend und betend nach dem heiligen Grabe.

## VI.

### Wie Frau Ida gar wunderbarlich vom Tode errettet ward.

Aber Frau Ida war nicht todt: in dem Augenblick, als ſie den Felſen hinabgeſtoßen ward, verband ſich ihr Schutzengel mit ſeinem Brüderlein, das Herrn Heinrich begleitete, und beſchloſſen ſie, die edle Gräfinn aus dieſer Todesgefahr zu erretten, um ihr ein ſeliges und ruhigeres Sterbſtündlein zu bereiten, und auf daß ſie hier noch durch ihr Gebet die gräuelvolle Schuld ihres Gemahles mildern möge. Nun konnten ſie zwar den Sturz Ida's nicht aufhalten, als ſie aber in die Tiefe kam, breiteten ſie ihre zart gewebten Schwingen aus, daß ſie unverſehrt nieder auf den Raſen ſank.

Da lag die arme Ida mit aufgelöſtem Haare, bleichem Antlitz und geſchloſſenen Augen in einer todähnlichen Ohnmacht; und war ſie jetzt verſtoßen, ja ſogar im Geiſte vernichtet von dem, welchem ſie ſich und ihr Leben und ihre Liebe ganz zu eigen gegeben hatte! Jetzt magſt du weinen, unglückſeligſte aller Frauen, und will und muß ich mit dir weinen; denn unter allen Schmerzen, die ſeit dem Sündenfall den Menſchen, wie die Dornen den Roſen, zugetheilt worden, iſt gehaßte und verſtoßene Liebe ſicherlich der nagendſte. Wird uns doch mit der Liebe das Köſtlichſte unſeres irdiſchen Daſeyns geraubt, und ſind wir ohne ſie nichts mehr als ein Stein ohne Glanz, eine Blume ohne Duft und ein Vogel ohne Sang! — Schön und gut können wir noch ſeyn, aber mit dem Glück und der Luſt und dem innigen Genügen hat es für immer ein Ende.

Erſt nach einigen Stunden kam Frau Ita wieder zur Beſinnung. Als ſie die matten Augen aufſchlug, und über ſich die hellen Sternlein am Himmel, und um ſich her nur wild verwachſenes Geſträuch und zerriſſene Felſenſtücke gewahrte, und nichts hörte als das leiſe Flüſtern des Waldes und das entfernte Rauſchen des Bächleins im Thale, da begann es ihr zu grauſen ob der ſchaurigen Einſamkeit, und ſie erhob ſich, in der Meinung, einen Weg zu ſuchen, der ſie wieder auf die Burg führen könne. Denn noch war erſt ihr Körper aus der ſchweren Betäubung erſtanden. Als aber auch ihr Gemüth allmählig wieder ſeine Augen öffnete, ward ihr zuerſt die Vergangenheit lebendig, und ſah ſie die Jahre ihrer Kindheit wie eine liebliche Morgenröthe erſcheinen und entſchweben. Sah dann die unendlichen, überſeligen Hoffnungen der Jungfrau keimen und ſprießen gleich wunderſchönen Blümlein, und endlich die Zeit ihrer Ehe kommen und dahinrinnen voller Freuden und Wehmuth. — Da erſchien ihr plötzlich der furchtbare Mann, wie er mit gräßlichen Mienen und feuerſchießenden Blicken daherſtürmt, und ſie faßte und ſie ſtürzte in Tod und unabſehbaren Jammer! Nun konnte ſie nichts mehr ſehen, noch denken, als den wüthenden Mann, und wie von glühenden Händen fühlte ſie ihr Herz zerriſſen und bluten in tiefem unnennbarem Schmerz. Nicht länger vermochte ſie hier zu bleiben in dem engumſchloſſenen Graben; glaubte dem ſchrecklichen Bilde entfliehen zu können, drängte ſich durch das Gebüſch, ſtieg die Felſen hinab, und ging, als ſie unten in's Wieſenthal gekommen, eilenden Schrittes dem Pfade nach, der tief in's Gebirg an die Quelle des Baches führte.

## VII.

### Wie ſich Frau Ita in der Wildniß niederließ.

Als ſchon die Nacht zu bleichen begunnte, und ein Stern nach dem andern das müde Aeuglein ſchloß, erreichte Frau Ita das Thal, in welchem der Waldbach aus dem Felſen hervorſprudelte. Erſchöpft ſank ſie auf den Raſen nieder und alsbald ſuchte der Schlaf ſie heim, und legte ſich wohlthätig auf ihre matten Augenlieder. Ihr Schutzengel hatte ihn herbei gerufen und wachte nun ſchützend an der Seite ſeiner viel theuren Pflegetochter, und lockte auch ſanfte Träume herbei, auf daß ſie ihres Herzens gewaltige Bewegungen ſo viel als möglich ſtillen möchten. —

So ward ſie geſtärket an Leib und Gemüth, und als die Sonne ſchon hoch über den höchſten Bergen ſtand, wachte ſie auf, und fühlte ſich erquickt, und ſah nicht mehr das ſchwarze Bild, das ſie ſo ſehr geängſtet hatte. Richtete ſich auf, faltete die Hände und dankte inbrünſtiglich Gott für ihre wunderſame Errettung.

Allzumal ward es ruhiger in ihrer Seele, und als ſie nun aufgeſtanden und ſah, wie friedſam das engumſchloſſene Thal ſey, wie freundliche Blumen in Hülle und Fülle hier ſproßten, wie gar friſch und luſtiglich das Bächlein quellte und wellte, wie endlich die Sonne ſo ſanft und mild in allen den Frieden herabſchien, — da bedünkte ihr das ſtille Wieſenthal ein kleines Paradies zu ſeyn, und beſchloß ſie, dieſe blühende und grünende Einſamkeit nie mehr zu verlaſſen. Nahe bei der Quelle fand ſie eine Höhle im Felſen, bereitete ſich daſelbſt ein Lager von Moos und flocht von Weiden eine Thüre, um ihre Schlafſtelle bei

Nachtzeit vor wilden Thieren zu verſchließen. Aber vor allem pflanzte ſie an einem ſchattigen Abhang ein Kreuz auf, zog rund herum alle böſen Kräuter ſamt den Diſteln aus, und pflanzte liebliche und ſüß duftende Blümlein hin, auf daß ſie ihren Heiland dort verehren könne nach Würd' und Gebühr und ſich der reine Blumenduft mit ihren Gebeten miſche und gleich Weihrauch als Liebesopfer aufſteige zum Himmel. —

Zu ihrer Nahrung ſuchte Frau Ita ſich Wurzeln und Früchte und gab ihr die Quelle zu jeder Zeit ein reines, cryſtallhelles Waſſer.

So lebte ſie zwar kümmerlich im Aeußern, aber im Innern ruhig und glücklich durch ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Gott und ſeiner Huld. —

In dieſer Ruhe ward ihr allmählig die Wehmuth klar, die vor dem ſo oftmals angeklopft hatte an dem ſtillen Pförtlein ihres Herzens, und zeigte ſich es ihr gar deutlich, wie daß ihr Gemahl nie keine recht wahre und reine Liebe für ſie empfunden, ſondern vielmehr nur gegen ſie entbrannt geweſen in ſündlicher und vermeſſener Glut. Darum wendete ſie jetzt ihre Gedanken ab von allen weltlichen Freuden, und ergab ganz und gar ihr Herz dem einigen, unſichtbaren Bräutigam und ſeiner lieb' und gnadenreichen Mutter Maria. — Manchmal zwar in trüben Tagen kamen die Bilder vergangener Zeiten ihr wieder in den Sinn, und mit Beben und Bangen gedachte ſie dann der ſchmachvollen That des Grafen, die finſter, wie ein ungeheures Räthſel, ihr vor der Seele ſchwebte: allein durch inbrünſtiges Gebet gelang es ihr jedesmal, ſolche ſchwarze Gedanken zu zerſtreuen und den über alles köſtlichen Frieden ihrer Seele wieder herzuſtellen.

## VIII.

### Wie Yta durch göttliche Schickung aus der Wildniß heraus in ein Kloſter geführet ward.

Aber dahingegangen waren Frühling und Sommer, und der Herbſt neigte ſich zu Ende, und in den Nächten begann es gewaltig zu frieren. Da begab es ſich eines Tages, daß Yta in das nahe Gebüſch ging, um ſich reife Beeren und trocknes Gereis zu ſammeln für den bevorſtehenden Winter, denn ſie wollte lieber die bitterſte Noth leiden, als wieder unter die Menſchen gehen, und hatte ſie im Hinterhalt die ſehr fromme Geſinnung, alles Ungemach zu erdulden, um durch dieſe thätige Fürſprache bei Gott die entſetzliche Schuld ihres Gemahls zu ſühnen. In ſolchen Gedanken war ſie in den Wald gegangen, und ſammelte emſig und betete ſtill vor ſich hin. Aber Gott hatte Mitleiden mit ihr und wollte nicht, daß ſie umkomme in den Gefährlichkeiten des ſtürmiſchen Winters, und er machte, daß ſie den Rückweg verfehlte und immer weiter kam in den dunklen Wald. Schon dunkelte die Nacht und immer ſpärlicher ſchimmerten die Lichtſtrahlen durch der Bäume hohe Wipfel, ſo daß Yta kaum mehr des Weges gewahrte. Ermüdet vom vergeblichen Wandern ſetzte ſie ſich nieder auf den dürren Raſen und fing gar bitterlich zu weinen an ob ihrem traurigen Schickſal. Aber nicht lange dauerte ihre Bekümmerniß; denn aus der Ferne her kam Geſang, zuweilen abgelöſt von wehmüthigen Waldhornklängen, und es kam immer näher und näher, und bald hörte ſie ganz vernehmlich, wie eine Stimme ſang:

Ein Ritter ritt zu jagen
In einen wilden Wald:
Sehr thät ſein Liebchen klagen,
Mußt folgen ihm gar bald.

Der Ritter ließ die Hunde
Wohl ſpringen her und hin:
Fand nichts in weiter Runde;
Das wurmte ſeinem Sinn.

Da hört' er ſich was regen; —
Er glaubt, es ſey ein Wild:
Schnell will er es erlegen,
Und mit dem Bogen zielt. —

Alsbald der Pfeil entflieget, —
O weh! welch bittrer Schmerz! —
Sein Liebchen todt da lieget, —
Traf ihm das treue Herz!

So ſang es durch den Wald, und Ita erkannte die Weiſe und erkannte die Stimme des alten Wolfgangs, der Jäger auf Kilchberg geweſen und ihr aus treuer Anhänglichkeit auf die Toggenburg gefolget war. Sie faßte ſich Muth und rief dem Jäger zu, der eben nicht fern von ihr vorüber ging. Wolfgang kam herbei, und als er die holdſelige Gräſinn erblickte, wäre er vor Schrecken faſt zu Boden geſunken, dieweilen er wähnte, es ſey ihr Geiſt, der ihn gerufen. Als aber die Gräſinn mit gar ſanfter und lieblicher Stimme zu fragen begann, ob er nicht ſeine alte Herrinn erkenne? da ſchwand auch mit einem Mal ſeine Furcht, und er beugte ſich vor ſeiner Gebieterinn und küßte den Saum ihres Gewandes in tieſer, freudiger Rührung. „So „hat Euch unſer Herrgott im Himmel errettet! und Barmherzigkeit an Euch geübt, wie Ihr ſie immerdar an andern zu „üben pflegtet!“ Alſo ſprach der altergraue Jäger, und die Gräfinn gegenredete ihm mit freundlichen Worten und erzählte, wie es ihr ergangen. Bat nun auch, ſie wieder zurück zu geleiten zu ihrer einſamen Wohnung. Aber hierin wollte Wolfgang ſeiner Herrinn nicht willfahren, ſondern ſtellte ihr wohlmeinend vor, wie ihr zarter Leib die Stürme und bittre Kälte des Winters nicht auszuhalten vermöge, und wie viele grimmige Thiere ſich zu Winterszeit in dem Thale verſammelten. Zudem ſey ja das Kloſter Fiſchingen gar nicht fern, und könne ſie dort auch der Einſamkeit pflegen, ſo viel es ihr immer beliebe. Yta war einmal als Kind daſelbſt zum Beſuch geweſen und hatte ihr damals die Kirche und der Garten über alle Maßen wohl gefallen. Sie gab daher dem treuen Rathe ihres Dieners nach, und nahm in Gedanken Abſchied von ihrer Wohnung und der blühenden Kirche und der ſtillen Quelle. Sofort geleitete Wolfgang ſie gen Fiſchingen, woſelbſt ſie, noch ehe es ganz finſter geworden, zwar müde, doch ungefährdet anlangten. Auch die Abbatiſſinn ſtaunte nicht wenig ob der wunderbaren Errettung der Gräfinn; aber ihrer weiſeren Erkenntniß blieb, wer dieſes Wunder gewirket, nicht verborgen, und ſie verehrte in Demuth das höhere Walten und empfing liebreich und ehrerbietig diejenige, die göttlicher Hülfe war gewürdiget worden. — Freuete ſich auch recht innig, als ſie vernahm, daß Frau Yta ihr Leben beſchließen wolle in klöſterlicher Zucht, in Andacht und frommen, gottgefälligen Uebungen, und wies ihr die ſchönſte Zelle an, die da war in dem weitſchichtigen Gebäude.

So war denn Pia gelandet in dem Hafen der Ruhe und für ihr ganzes Leben lang geſichert vor allen Stürmen und feindlichen Begegniſſen, und konnte man ſie nun einer Blume vergleichen, die aus irdiſchem Boden verpflanzet war in einen ewig heitern, himmliſchen Garten.

## IX.

### Wie es Herrn Heinrich im heiligen Lande erging, und wie er durch einen Traum bewegt ward, wieder heim zu kehren.

Mittlerweile war der büßende Heinrich nach einer mühſeligen Fahrt weit hin bis zum gelobten Lande gekommen, und konnte erſt dann wieder frei athmen, als er eine ganze Nacht an dem Grabe unſeres Heilandes gewacht hatte in tiefer, reuiger Zerknirſchung. — Auf alle mögliche Weiſen ſuchte er ſich nun zu züchtigen, ſchien ihm aber immer, als habe er noch nicht genug gethan für den ungeheuren Frevel, der ſein Gewiſſen heiß und ſchwer bedrückte.

Alle Pilgrimme, die ihn ſahen, ſtaunten ob der unvergleichlichen Inbrunſt, mit welcher er oft ganze Tage lang, ununterbrochen, auf den Stellen kniete und betete und weinte, auf denen unſer Herr zum ſchmerzlichen Tode gewandelt war. Aber ſie kreuzten ſich auch und ſagten zu einander, — „welch unerhörte Schuld muß laſten auf jenem, daß ſie ihm ſolch' blutige Thränen auspreßt." Sprachen's und gingen dann ernſt und ſchweigend an ihm vorüber. —

Lange ſchwere Jahre waren ihm ſchon vorüber gegangen mit finſterem Antlitz und bleiernem Schritte, und immer noch erneute und verdoppelte er ſeine Büßungen, ſo daß er gar jämmerlich anzuſchauen war. Denn tief am Kopfe lagen die verweinten, trüben Augen, und gefurcht war die ſonſt ſo ſtolze Stirn, und ein langer Bart wallte ihm über die eingefallene Bruſt herab.

Da begab es ſich einſtens an einem heiligen Freitage in der Schmerzenswoche, daß er bis in die ſpäte Mitternacht auf dem Calvariberge geweint und gebetet hatte, und gegen Morgen, vom Schlaf überwältigt, dahin ſank, wo einſt des Kreuzes ewiger Lebensbaum geſtanden. So wie ſeine Augen ſich ſchloſſen, kam es ihm vor, als läge er in einem tiefen Kerker in Ketten und Banden und wäre wegen einer entſetzlichen That zum Tode verdammt. Dann, als werde er unter unſäglichen Verhöhnungen und Mißhandlungen durch eine große Stadt geführt; und erſeufzte er tief unter der Laſt des Kreuzes, das ihm zu tragen geboten worden. Kam nach einem langen und ſchmerzlichen Gange an einen Berg, wurde hinaufgetrieben und oben von rauhen, grauſamen Händen an das Kreuz geſchlagen. — Als er nun da hing und unſägliche Schmerzen erduldete, und weinend umher ſah, gewahrte er zu ſeiner linken Seite ein anderes Kreuz, von dem ein lichter, milder Schein ausging. Da durchzitterte ihn ein wunderbar ſüßer Schauer, und er blickte unverwandt hin — voll Demuth und innigen Glaubens, und erkannte des ewigen Sohnes himmliſches Antlitz. Zu ihm nun flehte er mit heißen Thränen um Verzeihung ſeiner ſchmählichen Verbrechen, und hoffte und vertraute. — Alsbald ſah er, wie ſich der Heiland zu ihm wandte und ihm Gnade verhieß voll Huld und unendlicher

Milde. — Mit einem Mal fühlte er, wie ein ſchwerer Stein von ſeinem Herzen weggewälzt wurde, und wie die bittern Vorwürfe ſeines gepeinigten Gewiſſens verſtummten. Vermochte auch nicht alle die Freude zu faſſen, und erwachte, als eben die Sonne hinter den fernen Gebirgen heraufſtieg. — Als habe er in Himmelsluft gebadet, ſo fühlte er ſich gereinigt und geſtärkt und in innerſter Seele erquickt, und, höchlich vertrauend auf das göttliche Traumgeſicht, beſchloß er, gleich nach dem Feſtage der Auferſtehung ſeine Heimfahrt anzutreten, und ſeine Schuld an dem Grabe der Gräfinn vollends abzubüßen. —

## X.

## Wie Herr Heinrich heimkehrte nach dem Lande Schwyz und was ſich weiter mit ihm begab.

Herr Heinrich war zwar alt geworden durch den ſchweren Kummer, der an ſeinem Herzen nagte, und war das Feuer in ſeinen Augen durch das vielfältige Weinen ſchier ganz und gar verloſchen; als er aber wieder einmal recht lebhaft an ſeine Heimath denken durfte, da ſtrömte von neuem eine jugendliche Glut durch ſeine bleichen, eingefallenen Wangen, und als ihm die fröhlichen Bilder ſeiner Jugend gegenwärtig wurden, blickte ſein Auge wieder hell unter den grauen Wimpern hervor. — Alſo gewaltig und dauernd liebt der Menſch den Ort, wo er als Kind geſpielt und als Jüngling geliebt, und die Zeit, in welcher Unſchuld und Reinheit ſeines Lebens Gefährten geweſen.

Sofort nahm Herr Heinrich Abſchied von den heiligen Orten, die ihm durch ſeine Schmerzen und ſeine Buße theuer geworden, und wanderte gen Joppe. Beſtieg dorten ein venetianiſches Schiff und langte nach kurzer und glücklicher Fahrt in jener weltberühmten Stadt Venedig an, die mitten im Meere gar künſtlich auf hölzerne Pfeiler gebaut. Setzte ſodann über, an das feſte Land Italia, und wanderte zu Fuß ſeiner Heimath zu, nicht ſonder große Mühſeligkeiten und mannigfaltige Beſchwerden.

Es war ſpät an einem Abend, als er, von dem weiten Gange entkräftet, in dem Dörflein anlangte, das nur mehr eine Stunde, oder nicht einmal, von Toggenburg entfernet iſt.

Seltſamlich ward es ihm zu Muthe, als er ſeine alte Feſte im hellen Mondenſcheine da liegen ſah auf dem hohen, ſchroffen Felſen, und aus den vielen Fenſtern kein einzig Lichtlein ihn begrüßte, noch einlud hinauf zu kommen zur Ruhe unter gaſtlichem Dach! War's ihm doch, als ſähe er einen Greiſen, der blind geworden durch Gram und unſäglichen Kummer, und von deſſen dunkler, tiefgefurchter Stirne die Heiterkeit auf immer verſchwanden. —

Aber herab von der Burg kamen in ſchwerem Fluge die Geiſter der vergangenen Zeiten und ſenkten ihre Flügel und umzogen das Haupt des gebeugten Heinrichs, und alle alten Freuden und Leiden erwachten aus ihrem langen Schlummer und erfüllten ſein trauerndes Gemüth mit unendlicher Wehmuth. — Er vermochte nicht weiter zu gehen; denn allzutief war er erſchüttert, alſo daß ſeine Knie wankten. Da ließ er ſich die Wohnung des Pfarrers bedeuten; ging hin und klopfte leiſe an das Pförtlein und bat um ein Nachtlager mit ſanften, geziemlichen Worten. — Sofort ward er in ein ſauberes Kämmerlein geführt, allwo der Pfarrer gerade ſein Nachtgebet verrichtete.

Schweigend trat Heinrich ein und erſtaunte höchlich, als er in dem Geiſtlichen ſeinen alten Burgkaplan erkannte. Aber Herr Bertran ließ ſich nicht ſtören in ſeiner Andacht, und erſt, als er ſein letztes Ave geſprochen, ſtand er auf, zog ſein ſchwarzes Käpplein und hieß den Pilgrimm freundlich willkommen, ohne ihn jedoch wieder zu erkennen. War dieſes auch keineswegs zu verwundern; denn gleich wie des Frommen Antlitz allzeit lieblich zu ſchauen und nichts ſeine Klarheit und Reine trübt, alſo werden die Geſichtszüge des Schuldigen verwirrt und verändert und ihnen eine fremde und finſtere Signatur aufgeprägt.

Herr Bertran ließ ſeinem Gaſte Brod und einen Becher guten Weines verſehen, und als er ſich damit gelabet, lud er ihn freundlich ein, mit ihm hinaus in's Freie zu gehen, um ſich der lauen Maienluft und des hellgeſtirnten Abends zu erfreuen. Der Graf ſtimmte ein und ſie gingen vor das Haus und ſetzten ſich hin unter eine alte, dichtbelaubte Linde. Eine Weile hatten ſie ſchweigend dort geſeſſen, als Herr Heinrich fragte, wem doch jene Burg gehöre, die ſo herrlich da liege im Scheine des Mondes und gleichſam gebietend herabſchaue in das ſtille Thal? —

„Jetzt iſt ſie öd und verlaſſen, gegenredete Herr Bertran, „aber vor vielen Jahren wohnte daſelbſt Graf Heinrich, und „wird dieſe Feſte die Toggenburg genannt."

„Aber wie kommt es denn, daß jetzt niemand mehr dort „hauſet?" fragte Herr Heinrich mit bewegter Stimme.

„Das will ich Euch erzählen, antwortete ihm der Pfarrer, „und möget ihr aus der gar traurigen Mähre abnehmen, wie „wunderbar und unergründlich die Wege Gottes ſind, und wie

„nie ein Gerechter verzagen ſoll in Leid und Trübſal, dieweilen „der Himmel ihn allezeit mit tauſend Liebesaugen bewachet und „ihn ſchützet in den Zeiten der höchſten Noth.

„Graf Heinrich zog einſtens aus zu eines Nachbars Fehde „und ließ ſein Gemahl, die edle Frau Yta von Kilchberg, allein „zurück, vertrauend auf ihre tugendliche Sittſamkeit, als den „ſicherſten Hort unbeſchützter Frauen. Lange war Herr Heinrich „abweſend, aber ſtets harrte ſeiner die Gräſinn mit Liebe und „unverbrüchlicher Treue, und mögt ihr mir dies feſtlich glauben, „dieweilen ich damals Burgkaplan dorten war und genau achtete auf ihr ſtilles und ſittiges Leben. Da begab es ſich eines „Tages, als ich früh Morgens am Fenſter ſtand, mein Gebet „zu verrichten, daß ein Rabe, ſo groß, wie ich noch keinen jemals geſehen, vor mir vorbei und gerade in das offene Fenſter „von Ytas Wohngemach hineinflog. — Sah ihm nach voll Erſtaunens und fühlte, wie mich ein eiskalter Schauer überlief; „gewahrte ſodann, wie das Thier alsbald herauskam und einen „goldnen Reifen in ſeinen Klauen hielt und ſchnell damit davon „flog. Als aber kurz darauf die Gräſinn weinend und händeringend zu mir kam und klagte, daß ihr Brautring entwendet „worden, erſchrack ich gewaltig ob dieſem Unglücke, dieweilen „ich das auffahrende Gemüth ihres Gemahles kannte. Unglücklicher Weiſe ward ich noch an ſelbem Tage auf eine nahe „Mühle gerufen, wo ein Sterbenskranker nach geiſtlichem Troſt „verlangte. Bei dieſem weilte ich die ganze Nacht. Aber nun „denkt Euch mein Entſetzen, als ich am andern Morgen zurückkehrte auf die Burg und ſie leer und öde fand und keine ſterbende Seele, die mir Kunde geben konnte von dem, was ſich

„dort zugetragen. Da beschloß auch ich, die Burg zu verlassen,
„sintemalen ich fürchtete, es hätten Räuber die Einsassen derselben
„vertrieben und kämen alsbald zurück, ihre reiche Beute zu
„theilen. Machte daher in der Eile mein Bündel und ging
„schnellen Schrittes dem nächsten Dörflein zu, begleitet von
„Trübsal und fürchtender Erwartung. War aber kaum einige
„hundert Schritte weit gekommen, als ich Treuhold, den alten
„Burgvogt fand, wie er auf einem Stein am Wege saß und
„unverwandt nach dem Schlosse hinaufschaute und sich eine Thräne
„nach der andern von den grauen Augenwimpern wegwischte;
„konnte auch zuerst vor tiefer Betrübniß keine Worte finden,
„ermannte sich aber nach und nach und erzählte mir dann unter
„immerwährendem Schluchzen, wie daß sein Herr am vorigen
„Abend gleich als ein Verstörter auf die Burg gestürmt und
„seinem Gemahl ein Leids angethan, auch gleich darauf seinen
„Dienstmann, Ritter Walthern, auf eine gar erbärmliche Weise
„habe zu Tod bringen lassen. Wie ferner die Diener insgesammt
„voll Entsetzens ob dieser Gräuel der Burg entflohen, er, Treuhold,
„aber nicht habe weiter kommen können, da ihm der übermäßige
„Schrecken die Glieder gelähmet. — Auch sagte er, wie
„noch in derselben Nacht sein Herr bleich und entstellt, gleich
„einem Gespenst, langsam und mit gesenktem Haupte an ihm
„vorübergeschritten und hinab in's Thal gegangen sey." — Für
eine Weile unterbrach hier Herr Bertran seine Rede und schöpfte
tief Othem, wie wenn man einen Menschen in Todesnöthen
sieht und über dem Schrecken das Athmen vergißt, und erst,
nachdem das Unglück geschehen, wieder zu sich kommt und dann
die Luft einsaugt in schweren, gedehnten Zügen. Als sich aber
Herr Bertran erholt, sagte er in tiefer Bewegung: „Die Er-

„zählung des Burgvogts fuhr mir wie ein doppelſchneidiges „Schwert durch die Seele und ich gedachte ſogleich des Vorfalls „mit dem Brautring und ahndete zitternd den ſchrecklichen Zuſammenhang. — Sofort aber half ich dem guten Treubold auf, „und leitete ihn in das nächſte Dorf, auf daß er dorten verpflegt werde, wie es ihm ſehr Noth that. Ging ſodann unverweilt zurück, den Leichnam der unglücklichen Gräfinn zu ſuchen „und ihn an eine geweihete Ruheſtätte bringen zu laſſen. — „Aber all mein Suchen war und blieb vergeblich. Erſt nach „faſt drei viertel Jahren erfuhr ich zu meiner unſäglichen Freude, „daß die Gräfinn durch übermenſchliche Hülfe vom ſicheren Tode „ſey errettet worden, ſich lange Zeit in der Wildniß von Wurzeln und Kräutern genährt, ſodann aber ſich in das Kloſter „Fiſchingen begeben habe, wo ſie denn noch wirklich lebt und „gleich einer Heiligen verehrt wird."

„So lebt meine Yta noch!" rief Herr Heinrich nun überlaut — „und iſt unſchuldig und mir treu geweſen! Weh mir „Verblendeten, daß ich dies holdſelige Weib, dieſe Krone aller „Frauen, ermorden wollte! Wehe mir und wehe dem Tag, „da ich geboren ward! O führt mich zu ihr, Kaplan!" ſprach er, wie außer ſich, aufſtehend und ihn heftig bei der Hand faſſend, — „führt mich hin zu der Heiligen, — auf daß ich mich vor „ihr in den Staub werfe und ihre Füße mit blutigen Thränen „benetze und Verzeihung erflehe, wenn ſolch eine Unthat noch „kann verziehen werden! Denn wißt, Kaplan, ich bin Heinrich, „bin der Verruchte, der mein treues, engelreines Gemahl erſchlagen wollte."

Aber ſo wie er dieß geſagt, verließen ihn auch die Kräfte, und zurück ſank er auf die Bank und ward bleich wie der Tod, und kalte Schweißtropfen ſtanden gleich erſtarrten Thränen auf ſeiner Stirne. Auch Herr Bertran war wie vom Blitz gerührt, als er die Rede des Grafen vernahm und gewahrte, wie ſein weyland ſo blühender Herr entſtellt und abgehärmt war und nun da ſaß, tiefgebeugt, gleich einem von Gott Gerichteten. Kam jedoch bald wieder zu ſich, indem das innige Mitleiden, das ihm die klägliche Lage des Grafen einflößte, ihn laut aufforderte zur thätigen und augenblicklichen Hülfe. Richtete ihn daher auf und war ſorglich bemüht, ihn an Geiſt und an Körper zu ſtärken; ſprach ihm Troſt ein, wie die heilige Schrift ihn darbietet in reichlicher, unerſchöpflicher Fülle, und ſagte ihm, wie daß kein Verbrechen ſo ſchwarz ſey, das nicht geſühnet werde durch ſtrenge Buße und reuige Thränen. Herr Heinrich horchte aufmerkſam auf die milden Worte des Pfarrers, die wie Balſam nieder träufelten auf ſein ſchwer verwundet Herz, und erholte er ſich ſichtbarlich von der tiefen Ermattung, und folgte willig, als ihn Herr Bertran zum Nachtlager geleitete.

## XI.

### Wie Herr Heinrich ſein Gemahl erſuchen läßt, wieder zu ihm auf ſein Schloß zu ziehen; Frau Yta aber im Kloſter verbleibt.

Am andern Morgen aber, als kaum die Sonne aufgegangen war über den grünen Bergen, ſtand Graf Heinrich ſchon auf und ging herab zum Pfarrer und wollte fortgehen nach Fiſchingen zu ſeinem Gemahl. Allein Herr Bertran widerſprach dieſem Vorhaben mit kräftigen Worten und ſtellte dem Grafen vor, wie Frau Ita gewißlich allzuſehr erſchrecken würde ob ſeinem unerwarteten Anblick, und wie ſie dadurch erkranken könne, welches doch ſicherlich ſein Wille nicht ſey; er ſelbſt wolle jedoch hinüber gehen und ſie vorbereiten zu ihres Gemahles Ankunft, und wenn dieß geſchehen, ihr ſeine Bitte vortragen.

Hiergegen konnte Herr Heinrich nichts einwenden, ergab ſich daher ganz und gar in ſeines treuen Bertran's wohlmeinenden Rath. —

Aber Herr Bertran machte ſich unverzüglich auf, nahm ſein Sonntags-Hütlein und den Stock mit dem Knopfe von eitel Silber — und wanderte gen Fiſchingen. Noch ſtand die Sonne hoch am blauen Himmel, als er ſchon das Kloſter erreicht hatte und an dem Glöcklein zog und höflich um Einlaß bat. —

Frau Ita war höchlich erfreut, ihren alten, ehrwürdigen Burgkaplan wieder zu ſehen, und bezeigte es ihm mit vielen lieblichen Worten. Als er aber ſeine Botſchaft in einer umſtändlichen Rede kund gethan und ihr geſagt hatte, wie der Graf ſo ſehnlichſt wünſche und flehe, ſie möge wieder zu ihm ziehen auf Toggenburg; — da ward ſie ernſt und ſtand eine Weile in tiefes Sinnen verloren; dann ſagte ſie ihm mit ruhiger und ſchier verklärter Stimme: „Gehet hin und meldet meinem Gemahl, wie daß ich keinen Groll mehr hege gegen ihn, ſondern „ihm verziehen habe aus dem Grund meiner Seele, dieweilen „ich feſtlich überzeugt ſey, wie daß er nur durch unſelige Verblendung zu ſolcher That habe gebracht werden können. Saget

„ihm aber auch, daß ich mein Gemüth und meine Gedanken „bereits von allem Irdiſchen abgewendet und mein Leben nunmehr beſchlieſſen wolle in klöſterlicher Einſamkeit und im ſtäten „Dienſte Gottes und ſeiner Heiligen. Deshalb könne es weder „ihm noch mir frommen, wenn wir uns wiederſähen und dadurch allzu lebhaft an längſt vergangene Freuden und Leiden „erinnert würden."

Herr Bertran ſtellte ihr dagegen liebreich vor, daß ihr Gemahl ſo tief und ſo viele Jahre lang gebüßet, und daß er dadurch gar ſchwach und hülfsbedürftig geworden, und ſie daher gewiß ein gottgefälliges Werk übe, wenn ſie ihm in ſeinem Alter beiſtände, treu und ſorgſam, wie es würdigen Hausfrauen ziemt. — Die Gräfinn ward gerührt ob dieſer Rede und ſeufzte aus ihres Herzens Grunde; ſprach aber alſo zu Herrn Bertran: „Wohl habt Ihr Recht, mich zu mahnen an meine ehliche „Pflicht; würde auch Eurem Rathe folgen; allein ſo wie ich „hierher kam, that ich unſerer lieben Frauen das Gelübde, „ihr zu dienen mein Leben lang, und nie von hier zu weichen, „wie es mir auch immer erginge. Euch aber bitte ich, meinem „Gemahle beizuſtehen und ihn nach Kräften zu pflegen und zu „tröſten. —

## XII.

## Beſchluß der ganzen Hiſtoria.

Mit betrübtem Herzen wanderte Herr Bertran zurück, wo Graf Heinrich ſeiner harrte, abwechſelnd hoffend und fürchtend, aber im Ganzen ergeben in den Willen Gottes. Glaubte er nun gleich gefaßt zu ſeyn auf alles, was da kommen möge, ſo ward er doch auf das heftigſte erſchüttert, als Herr Bertran ihm den Willen ſeines Gemahles kund that; und ſein Schmerz ergoß ſich in vielen heißen Thränen. Der Pfarrer überließ ihn für's Erſte ſich ſelbſt und ſeiner Betrübniß, dieweilen er wohl wußte, daß ein ſolcher Schmerz gleich einem reißenden Strome dann am verheerendſten wird, wenn man ſeinen Lauf zu hemmen ſucht. Als er aber allgemach ein wenig ruhiger geworden, ſprach er ihm herzlichen Troſt zu und bezeigte ihm ſeine aufrichtige und innigſte Theilnahme, und gelobte, ihn niemals zu verlaſſen. — So viele Liebe blieb nicht verloren. Oft zwar weinte noch Graf Heinrich im ſtillen, einſamen Kämmerlein; allein die treuherzigen Reden Bertran's und ſein brünſtiges Gebet und die Alles löſende Zeit linderten allmählig den tiefen Schmerz, der wie ein ſcharfes Waſſer an dem Kerne ſeines Lebens nagte. Als er aber nach einigen Jahren vernahm, daß die heilige Ita ihre irdiſche Wohnung verlaſſen, ging er ſchweigend auf ſeine Kammer und weinte dort und betete, und da man am andern Morgen ihn zu ſuchen ging, fand man ihn vor einem Kreuzifix knieend, die Hände noch zum Gebete gefaltet, das greiſe Haupt zur Erde geſenket. — Er war verblichen. —

Aber der treue Bertran ging nach Fiſchingen und auf ſeine Fürſprache ward Graf Heinrich mit ſeinem Gemahl in derſelben Gruft beigeſetzt, auf daß ſie einſt, wenn die ewige Sonne aufgehen wird, zuſammen erſtehen und ihre Ehe erneuen möchten in reiner, unvergänglicher Liebe.

# Nachwort.

Du haſt nun, lieber freundlicher Leſer, die übertraurige Mähre vernommen, und gewißlich, wäreſt du auch noch ſo karg, — der unglücklichen Yta eine Thräne und Herrn Heinrich einen Seufzer des Mitleids nicht verſagt! Aber nun freue dich auch, freue dich mit mir, daß Yta ausgelitten, und nicht allein da droben im himmliſchen Liebesgarten ewig blühet und duftet, ſondern auch hier im tiefen Schmerzensthale als Heilige verehrt, und ſo — zwiefach gekrönet wird für ihre Liebe und ihre Leiden. —

Wie Manche litt und liebte und ſchied von hinnen, die auch einen demantnen Altar und eine leuchtende Heiligenkrone verdiente ob ihrer ſchweren Leiden, und ihrer noch größern Liebe! Sie liebte und litt im Stillen, und nur wenige kannten ſie und liebten und litten mit ihr — und litten und weinten im Stillen, als ſie dahinging zu ihrem Vater im Himmel.

Aber dieſe Wenigen weinen oft und ihre Herzen weinen mit — und die Engel zählen und wägen die Thränen und bringen die Schwergeweinten in den Garten der Liebe und ſenken ſie als ätheriſchen Thau, opfernd, in die Kelche der ewigen Blume!

# Herr Gerhard.

In göttlichtiefer Kunſt erſonnen,
Von frommer Prieſter-Hand begonnen,
Erhebt ein Wunder-Münſter ſich
Allmähliglich
Zu Köllen an dem Rheine.

Schon hundert Rieſen-Säulen ragen
Empor, der Wölbung Laſt zu tragen;
Kühn ſchwebt das Chor hinan und lacht
In hoher Pracht,
Glänzt breit im Sonnenſcheine.

Auch einen Thurm ſieht man ſich heben,
Als wollt' den Himmel er erſtreben,
Und tauſend Hände regen ſich,
Gar emſiglich,
Das heil'ge Werk zu enden.

Da ſteigt in ſpäter Stund' der Geiſter
Herr Gerhard einſt, des Baues Meiſter,
Von dunkelm Trieb erregt,
Und tief bewegt,
Hoch auf des Thurms Geſteine.

Dort ſtand er lang in ſich verſunken,
Von ſeines Werkes Größe trunken:
In Dunſt gehüllt lag ihm die Welt,
Des Himmels Zelt
Nur ſuchten ſeine Blicke.

Doch bald aus Nacht und Nebel drangen,
Mit Feuerarmen ihn umſchlangen
Des Stolzes Teufel, Uebermuth
Und Höllenglut
Ihm in die Seele hauchend.

Und von der finſtern Macht bezwungen,
Von eitlem, ſünd'gem Wahn durchdrungen,
That er vermeſſen einen Schwur —
„Dann ſterb er nur,
Wann er ſein Werk vollendet!“ —

Da ſchwirrt ein Blitz her durch die Lüfte,
Zeigt ihm tief unten offne Grüfte: —
Und ſchwindelnd ſtürzt den Thurm hinab
Er in ſein Grab,
Zerſchmetternd das Gebeine!

Doch iſt ihm Ruhe nicht gegeben;
Er muß ſo lang' im Grabe leben,
Bis einſt in ſeiner ganzen Pracht
Der Bau vollbracht,
Den ſeine Kunſt erſonnen.

Und noch in jeder Geiſterſtunde
Hält er im Münſter ſeine Runde,
Geht ſtill im grauen Mäntelein,
Im Dämmerſchein,
Heraus, rings um und um.

Und ſieht er kein Gerüſte ſteigen,
Erneuter Arbeit ſichres Zeichen, —
Dann ſeufzt er tief — und ſenkt den Blick, —
Und wankt zurück,
Von dannen er gekommen.

## Vor dem Dom.

Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dach den alten Krahn,
Scheint mir nur das Werk verſchoben
Bis die rechten Künſtler nahn.

Denn ein Sabbath hat begonnen,
Oſterabend hehr und ſtill,
Gleich dem Mond der Frühlingswonnen,
Wenn an's Licht die Knoſpe will.

Hört ihr wohl die Glocken läuten?
Alſo nah iſt Gottes Reich —
Feiertag ſoll das bedeuten,
Betet und bereitet euch!

Salbet euch mit Oel der Stärke,
Nur auf Eines habet Acht,
Montag naht, ein Tag der Werke,
Und ein Tag der Meiſterſchlacht.

Kommt ihr Meiſter und Geſellen
Zu dem Thale Joſaphat,
Daß wir Säulen hau'n und Schwellen
Für die neue Bundesſtadt.

Auf dem alten Grund erheben,
Neu geweiht von frommer Hand,
Sollt ihr euch zum jungen Leben,
Burgen, Kirch' und Vaterland!

Jeder opfert ſeine Gabe,
Prieſter ſingen in dem Chor,
Und der Biſchof mit dem Stabe
Klopfet dreimal an das Thor.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut,
Denn der Jüngling iſt gefunden,
Der den Tempel wieder baut!

## Der Dom zu Köln.

Es iſt ein Wald voll hoher Bäume,
Die Zweige ſeh' ich fröhlich blühn,
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geiſter fliehn.

So kühner Sinn und ernſtes Streben,
Das auch aus Steinen Blumen treibt,
Es iſt der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

Das wollen dieſe Säulen ſagen,
Die himmelwärts die Blicke ziehn,
Dazwiſchen, wie in grauen Tagen
Im Eichenhain, die Beter knie'n.

Wo das Geheimniß wird begangen,
Im heil'gen, ſtillen Dunkelklar
Iſt hoch ein Teppich aufgehangen,
Ein Zelt, voll Bilder wunderbar.

Es iſt kein eitles Licht der Sonnen,
Was durch die bunten Scheiben fällt,
Iſt Wiederſchein der ew'gen Wonnen,
Iſt Strahl aus einer beſſern Welt.

Doch ſeitwärts wink'ſt du, ſüße Laube,
Nach der mein Sehnen ewig ſchaut,
Kapelle, wo der alte Glaube,
Die Lieb' und Wehmuth Hütten baut.

Hier dürfen keine Lieder klingen,
Ob auch die Bruſt von Liedern ſchwillt,
Nur ſchweigend, wo die Engel ſingen,
Grüß' ich, Maria, hier dein Bild.

# Andacht

## zum Grabe der heiligen drei Könige in Köln.

Seyd gegrüßt, ihr theuern Pfänder, *)
Helden, die auf rauhen Wegen,
Durch die Meere, Berge, Länder
Zogen ihrem Heil entgegen!

Denn ein Wort, ein Himmelszeichen,
Und in eurer Bruſt ein Hoffen,
Ließ nicht wanken euch, noch weichen,
Und die Welt lag vor euch offen.

Hier in Deutſchland angekommen,
Dürft ihr endlich ruh'n und bleiben,
Pilger, daß an euch die Frommen
Stärken ſich zu gutem Treiben.

Wenn die Zeichen wiederkehren,
Kräft' und Zeiten ſich verjüngen,
Laßt uns auf die Stimmen hören,
Die ſo gute Botſchaft bringen.

---

*) Ein Hymnus des werthen Wallraf beginnt alſo:
Salvete sacra Pignora etc.

Hört man ſchon die Stürme wehen?
Alle Kämpfer ſind geladen —
Laßt uns dann entgegengehen
Unſerm Licht auf allen Pfaden!

Fern der Heimath, fern den Lieben
Soll er auf dem Weg' uns finden,
Dem wir uns zum Dienſt verſchrieben,
Seine Ankunft zu verkünden.

Nimmer haben noch die Geiſter
Alſo ſchweren Kampf beſtanden;
Zieht voran ihr treuen Meiſter,
Weiſe aus den Morgenlanden!

Daß wir alle freudig ſetzen
An den Glauben Gut und Leben,
Ringen all' nach höhern Schätzen,
Sollt ihr vor dem Zuge ſchweben.

Daß die Sterne niemals trügen,
Aarons Stab auch hier kann grünen,
Gottes Wort in uns nicht lügen,
Sollt ihr uns zur Bürgſchaft dienen.

Ewig hat zu Schutzpatronen
Euch das deutſche Volk erleſen,
Ewig ſollt ihr bei uns wohnen,
Segnet unſer Thun und Weſen!

## Als
## er in Frankenberg bei Achen wohnte.

Ich zieh' in euch, ihr Mauern
Mit Wehmuth und mit Luſt,
O Vorzeit reich an Schauern,
Du ziehſt in meine Bruſt.

Ihr Wände habt belauſchet
Des alten Kaiſers Glück,
Von Saitenklang durchrauſchet,
Erhellt vom Sonnenblick.

Hier hat der Held geſeſſen,
Als ihm ſein Lieb entſchlief:
Die Luſt war unermeſſen,
Das Leid war gar zu tief.

Und was ihn ſo gekränket,
Was ihm ſein Herz bezwang,
Liegt hier im See verſenket
Schon tauſend Jahre lang.

Der Ring von ſeiner Lieben,
Den trug ſie an der Hand,
In dem ein Wort geſchrieben
Von ew'gem Liebespfand;

Den hat der See verſchlungen:
Da war der Karl geheilt. —
Der Pilger blickt gezwungen
Zur Tiefe nun und weilt.

Wohl jeder hat getrunken
Vom Becher voll und ſüß,
Wohl jedem liegt verſunken
Ein frühes Paradies.

Drum iſt der See ſo trübe,
Mit Laub und Schilf bedeckt,
Weil ihren Gram die Liebe
Gern aller Welt verſteckt.

Ihr Glück läßt Liebe ſcheinen
Und zeigt es unverſtellt;
Doch muß die Liebe weinen,
So flieht ſie vor der Welt.

O Sehnſucht allgewaltig,
Halb dunkel, halb bewußt,
O Sehnſucht, vielgeſtaltig
Beſchleichſt du meine Bruſt.

Ich will nun in die Felder
Und an die klaren Seen,
Durchſchweifen grüne Wälder
Und alte Felſenhöhn!

# Hugdietrich und Hildburg.

Dieſe Rhapſodie aus dem großen Heldenliede von Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich, eignet ſich wohl durch ihre Lieblichkeit, Einfalt und Abrundung zu einem Schauſtück deſſelben. Der Inhalt iſt anziehend, und die ſchlichte, unbefangene und gemüthliche Darſtellung zeugt von dem feſten und ſichern Styl, den das altdeutſche Epos ſich erſchaffen, und in den Liedern des Heldenbuchs ausgedrückt hat. Wir finden in dieſem kurzen Stücke nicht nur die Wiederkehr ganzer und halber Stanzen und Zeilen, ſondern dergleichen auch als epiſches Gemeingut mit andern Gedichten, z. B. mit dem Nibelungen-Lied, welches auf dem erhabenſten Stoff dieſe Volksweiſe nur am vollkommenſten offenbart hat. Dieſe Erneuung iſt hauptſächlich nach der Straßburger Handſchrift, mit Vergleichung der aus der Wiener und Vatikaniſchen bekannten Stellen gemacht, und daraus die in den alten Drucken des Heldenbuchs ganz verdunkelte Geſtalt des alten Liedes wieder hergeſtellt. Inſonderheit iſt die, wahrſcheinlich für jene Drucke gemachte, Umſchmelzung in die achtreimige Stanze von gleicher Silbenzahl wieder auf die urſprüngliche vierreimige Nibelungen-Stanze, mit freien Rhythmen und etwas längerer Schlußzeile, zurückgeführt; und ſomit ſind alle die dadurch veranlaßten Einſchiebſel, Flickwörter und Härten abgeworfen, und Auslaſſungen, worunter ein'ge volle Stanzen, zurükgenommen, und ſonſt manches Mißverſtändniß berichtigt. Die Sprache anlangend, ſo iſt dieſe hier faſt nur in die jetzige Schreibung umgeſchrieben, dabei das Schwäbiſche u (Hus) und i (min) in das gemeine au und ei verändert, und alles Uebrige lieber erklärt. Dieſer Schritt weiter zu dem Alter ſcheint mir, nach hinlänglicher Vorbereitung, zeitgemäß, und gern werde ich ihn auch bei der neuen Ausgabe meiner Erneuung der Nibelungen thun.

F. H. v. d. Hagen.

1. Es wuchs in Konſtantinopel ein junger König reich,
Gewaltig und biederbe, der hieß Hugdieterich,
Auf von Kindes Jugend konnt' der Held wohl leben,
Durch Gott und durch Ehre, beides, leihen und geben.

2. Er war hübſch an dem Leibe, wohlgeſchaffen überall,
Gerad' als eine Kerze über die Hüfte hin zuthal,
Sein Haar war ihm lockig, dazu lang und fahl,
Es ſchwang ihm über die Achſel auf die Hüfte hin zuthal.

3. Sein Vater war geheißen der König Angerus,
Ein König in Griechen Lande, das Buch ſagt uns alſus,
Der hät auf ſeinem Hofe erzogen, das iſt wahr,
Einen Herzogen reiche, der lebt' viel manich Jahr.

4. Das war der Herzog Bechtung, geboren von Meran;
Den hieß der König Angerus balde für ſich gahn;
Er ſprach: „Ich han erzogen dich in Würdigkeit,
Das laß mich genießen: ich empfiehl' dir auf deinen Eid

5. Hugdieterichen, mein viel liebes Kindelein,
Und dazu Land und Leute hin zu den Treuen dein:
Der Tod hat mich erſchlichen, die Welt muß ich verlan."
Ritter unde Knechte ſach man trauriglichen ſtahn.

6. Er ſprach: „Herzog Bechtung, du ſollt mich's genießen lan,
Ich lehrte dich Meſſer werfen, daß dich niemand durft beſtahn;
Da gab ich dir zu Weibe die edel' Herzogin:
Lehr' mir's Hugdieterichen, alſo lieb ich dir mag ſeyn."

7. Er ſprach: „Lieber Herre, des ſollt ihr ſicher ſein,
Was ich kann, ich lehr' es den lieben Herren mein;
Doch getrau' ich Gott vom Himmel ihr mögt noch wohl geneſen."
„Nein — ſprach der König Angerus — das mag leider nimmer weſen."

8. Darnach in kurzen Tagen der König da erſtarb:
Mit Züchten Herzog Bechtung viel ſchiere das erwarb,
Wie er begraben wurde, als man noch Königen thut:
Er nahm zu ihm den Jungen; viel traurig war ſein Muth.

9. Darnach zog er ſeinen Herren bis an das zwölfte Jahr.
Da ſprach Hugdieteriche, das ſag ich euch fürwahr:
„Lieber Meiſter Bechtung, ich ſuche Treue zu dir
Durch alle deine Tugend, ſo ſollt du rathen mir:

10. Nach einer ſchönen Frauen ſo ſteht mir der Muth:
Du ſiehſt wohl, lieber Meiſter, ich hab' Ehre und Gut,
Weides, Land und Leute, weit iſt die Herrſchaft mein:
Ob ich nun alſo ſtürbe, weß ſollt' es danne ſein?"

11. Da war dem Herzog Bechtung die Rede nicht zu leid,
Er ſprach: „Ich hab' erfahren Heiden und Chriſtenheit,
Daß ich mit meinen Sinnen weiß Königinn noch Magd,
Die dir zu Konſtantinopel zum Weibe wohl behaget.

12. Hat ſie es an dem Leibe, ſo iſt ſie ein Dienſtweib,
Hat ſie es an dem Adel, ſo iſt ihr ſchwarz der Leib:
Ich weiß mit meinen Sinnen keine Königein,
Die dir zu Konſtantinopel eine Fraue möge ſein.“

13. Da ſandt' Hugdieteriche Boten in die Land:
Da kam zu Hofe geritten manich kühner Weigand.
„Rathet mir um ein' Fraue, die ich mit Ehren mög' han.“
Sie ſprachen: „Der Rath, Herre, muß an Herzog Bechtung
ſtahn.“ —

14. „Wohlan, Herzog Bechtung, nun gieb mir deinen Rath,
Du ſiehſt wohl, daß es alles ſammen an dir ſtaht,
Rath' mir durch deine Tugend um ein Mägedein,
Die mir zu Konſtantinopel eine Fraue möge ſein.“

15. Da ſprach Herzog Bechtung: „So thun ich dir kund,
Es ſitzet zu Salnecke ein König, heißt Walgund,
Deß Fraue iſt geheißen die ſchöne Liebegart,
Die zwei haben ein Töchterlein, daß ſo ſchönes nie ward.“

16. Hildeburg die ſchöne alſo iſt ſie genannt:
Man fünd nicht ihres gleichen, wer auch führe durch alle Land
Weder Königinne, noch keinerhande Maged,
Die dir zu Konſtantinopel zu Frauen alſo wohl behaget.

17. Sie iſt zu allen vier Orten König-Geſchlechts und Falſches frei,
Zucht und Schöne, beide die wohnen der Maged bei,
Maaß und auch Schaame, und gute Beſcheidenheit,
Liebe unde Tugend, die trägt die ſchöne Maid.

18. Sie iſt ohn' allen Wandel, die Maged hochgeboren:
Ihr Vater der viel reiche einen Eid hat geſchworen,
Daß er ſie nimmer gebe keinem Könige reich,
Auf einen Thurn verſchloſſen hat er die Maged minnigleich.

19. Zwo viel hohe Mauren und drei viel tiefe Graben,
Die ſind um die Burge ritterlich erhaben,
Auf einem hohen Felſen, darauf der Thurn ſtaht,
Ihren Vater und ihre Mutter, anders niemand man zu ihr lat.

20. Und einen Wächtere, der ſie hütet zu aller Zeit,
Und einen Thorwärtel, der ihr zu eſſen trait,
Und eine Jungfraue, die ihr zu Dienſte behaget;
Alſo wohl iſt ſie behütet die kaiſerliche Maged.

21. Vor deines Vaters Tode, Herre, wohl zwölf Jahr,
War ich zu Salnecke, ſage ich dir fürwahr,
Da ſah ich zu dreien malen das ſchöne Mägedein:
Und möchte die uns werden, wir müßten deſto theurer ſein.

22. Was hilft nun, König reiche, daß ich dir gerathen han
Um die ſchöne Jungfraue? Du mußt ſie hinter dir lan.
Mit allen unſern Sinnen mögen wir ſie gewinnen nicht,
Wir müſſen ſie zu Salneck laſſen, was uns darum geſchicht." —

23. Du weißt wohl, lieber Meiſter, daß die dummen Kind
Zu Streite noch zu Sturme ganz nicht nütze ſind,
Noch zu hohen Räthen, wo man der pflegen ſoll:
Nun rath' mir durch dein' Tugend, daran ſo thuſt du wohl."

24. Nach der ſchönen Jungfrauen ſo ſtaht mir der Muth:
Ich will lernen nähn und ſpinnen, ob es dich dunket gut,
Dazu zierlich wirken mit Seiden und mit Faden,
Mit Jungfrauen Zuchte will ich mich überladen.

25. Nun heiß mir bald gewinnen die beſte Meiſterein,
Als ſie in Griechen Lande irgend möge ſein,
Die mich lehr' in dem Gedichte wirken an dem Rahm,
Und darauf entwerfen, beides, Wild und Zahm;

26. Und mich lehr' an der Hauben Wunder ohne Zahl:
Darum gehn zwei Borten, eine breit, die andre ſchmal,
Darauf Hirſch' und Hinden, als ſollt' es lebend ſein:
Alſo will ich mit Liſten werben um die Königein.“

27. Der Meiſter, Herzog Bechtung, den Herren anſach,
Da das Kind von zwölf Jahren ſo witziglichen ſprach:
„Wir müſſen durch Wunder gewinnen die beſte Meiſterein,
Als ſie zu Griechenlande irgend möge ſein.“

28. Alſo lernt Hugdietrich bis in das ander' Jahr
Alſo ſeine nähen, ſagt uns das Buch fürwahr;
Was ihm vor entwarfe die alte Meiſterein,
Diß ward er ein Hauptmeiſter zu den Handen ſein.

29. Nach einer Jungfraun Stimme ſo ſtellt er ſeinen Mund,
Das Haar ließ er wachſen an desſelben Stund;
Er war an dem Leibe ſchön und minniglich:
Oberhalb des Gürtels war er einer Jungfrauen gleich.

30. In einer Jungfrau Kleide er ſich ſehen lie,
Da er zu Konſtantinopel in die Kirche gieh.
Die zuvor wohl kannten den edeln König reich,
Sie fragten ſich der Mähre: „Wer iſt die Magd ſo wunniglich?"

31. Da nun Hugdieteriche an ihm ſelber empfand,
Daß er all der Welte war ſo unbekannt,
Deß freuete ſich viel ſehre ſein Herz und auch ſein Muth,
Vergangen war ſein Schmerze; er dacht': es wird nun gut.

32. Er ſprach: „Herzog Bechtung, nun gieb mir deinen Rath,
Du ſiehſt wohl, lieber Meiſter, wie es um mich ſtaht,
In welcherhande Weiſe ſoll ich von hinnen fahren?
Da ſprach der alte Greiſe: „Ich kann dich wohl bewahren.

33. Du ſollt mit dir führen, lieber Hugdietrich,
Fünfzig Ritter ſchöne gekleidet löbelich
Und vierhundert Knechte, die ſeien wohl bereit,
Und ſechs und dreißig Jungfrauen, die da tragen reiche Kleid.

34. So ſollt du mit dir führen dein wunniglich Gezelt;
So du kömmſt vor Salnecke auf das weite Feld,
So heiß' es aufſchlagen auf dem grünen Plan,
Darunter ſollt du ſitzen, heiß' deine Diener vor dir ſtahn.

35. So wird aus der Burge bald zu euch geſandt,
Durch was Abentheure ihr ſeid kommen in das Land.
Ihr ſollet nicht anders ſprechen, lieber Herre mein,
Du ſeiſt von Konſtantinopel ein' edele Königein;

36. Und habe dich vertrieben dein Bruder Hugdietreich,
Er wöll' einen Mann dir geben, der ſei dir ungeleich,
Einen Ungetäuften aus der Heidenſchaft;
Du ſeiſt kommen auf die Gnade des Königes tugendhaft,

37. Daß er dich behalte, der König auserkor'n,
Bis dein Bruder Hugdietrich gegen dir laſſ' den Zorn;
Ich weiß, daß er's nicht verſaget, er iſt ein Biedermann;
Und bleib' du da ſelbvierte, das Geſinde ſende mir herdann.

38. Und wirb du dir da das beſte bis in das dritte Jahr,
So will ich zu dir reiten, das ſag ich dir fürwahr,
Und will ſelber verſuchen, merken unde ſpähen,
Ob dir kein' Abentheure in der Burge ſey geſchehen."

39. Nun ward Hugdieteriche des guten Rathes froh:
Fünfzig Ritter ſchöne hieß er kleiden do,
Und vierhundert Knechte waren wohl bereit,
Und ſechs und dreißig Jungfrauen die trugen koſtbare Kleid.

40. Sein Gezelte ſchöne das war wohl bereit,
Und ander ſein Gezierde; von dannen er da reit;
Urlaub nahmen ſie ſchiere, alſo wir es han vernommen,
An dem fünfzehnten Morgen waren ſie gen Salneck kommen.

41. Sie funden vor Salnecke gar ein weites Feld,
Aufſchlugen da die Herren dem König ſein Gezelt:
Die Knäuf' begonnten gläſten, ſie gaben lichten Schein.
Da wunderte König Walgund, wer die Gäſte möchten ſein.

42. Ein Ritter hieß Herbegen, der ward zu ihnen geſandt,
Durch was Abentheure ſie wären kommen in's Land.
Da weilte er nicht lange, vor die Pforten er ging,
Hugdietrich und die Seinen er fleißiglich empfing.

43. Alſo ihn Herbegen vor ihm ſitzen ſach
In einer Jungfrauen Weiſe, nun höret, wie er ſprach:
„Viel edel Königinne, ich bin zu euch geſandt,
Durch was Abendtheure ihr ſeid kommen in das Land?“

44. Da antwortet' ihm viel balde der Fürſte unverzagt:
„Ich bin von Konſtantinopel ein' elende Magd,
Und hat mich vertrieben Hugdietrich der Bruder mein,
Ich bin hergekommen auf die Gnade des Herren dein;

45. Daß er mich behalte, der König auserkor'n,
Bis mein Bruder Hugdietrich gegen mir laſſ' den Zorn;
Mir iſt von ihm geſaget, er ſei ein Biedermann,
Das ſoll er in ſeinem Lande mich genieſſen lan.“

46. Da ging der Ritter Herbegen, da er ſeinen Herren fand:
„Uns ſind fremde Gäſte kommen in das Land,
Das iſt von Konſtantinopel ein' edele Königein,
Sie iſt her kommen, Herre, auf die Genade dein.

47. Du ſollt ſie wohl empfahen, lieber Herre mein.“
Da ſprach der König Walgund: „Das ſoll geſchehen ſein.“
Wol mit ſechzig Rittern er ihnen entgegen gie:
Da ließ ſich Hugdietrich gegen ihm auf die Knie.

48. „Ich beut' mich dir zu Füßen, viel lieber Herre mein,
Mein liebliches Grüßen laß dir genehme ſein,
Und behalte mich ſelbvierte, König auserkor'n,
Bis mein Bruder Hugdietrich gegen mir laſſe ſeinen Zorn.“ —

49. „Seid ihr von Konſtantinopel ein' edele Königein,
So ſollet ihr euer Knien gegen mir laſſen ſein;
Muthet was ihr wöllet und euer Herz begehrt;
Daß ihr gegen mir kniet, deß bin ich nicht werth.

50. Ihr und euer Geſinde die ſollen bei mir beſtahn,
Eſſen unde Trinken ſollet ihr von mir han,
Roſſe und reiche Kleider, durch den Willen mein.“ —
„Nein, — ſprach Hugdietriche — das mag nicht geſein.

51. Mich hat zu Konſtantinopel geleitet von dem Meer
Ein Herzoge gewaltig, der nimmt wieder ſein Heer,
Er iſt der Herzog Bechtung, von Meran iſt er genannt.
Ich muß ſie wiederſenden, deß iſt meine Treue ſein Pfand.“ —

52. „Bechtung ich wohl erkenne, das ſag' ich dir fürwehr,
Er hat mir vor gedienet mehr denne zwölf Jahr.“
Er hieß ſie ſchöne kleiden durch den Fürſten reich;
Er ſandte ſie heim zu Lande: ſelbvierte blieb Hugdietrich.

53. Wie bald ſie König Walgund bei der Hande nahm,
Er führt' ſie gezogenliche in die Burg hindann;
Liebegart die alte ihnen entgegen ging,
Hugdietrich und die Seinen ſie viel tugendlich empfing.

54. Da ſprach Liebgart die alte: „Viel lieber Herre mein,
Da redt' ein Ding ich gerne, möcht' es mit Hulden ſein:
Mich dunket an der Gebärde, die Jungfrau ſei ein Mann,
Sie will uns unſer' Tochter mit Liſten gewinnen an.“

55. Da ſprach der König: „Fraue, lat die Rede ſtahn.
Ihr Antlitz und ihr' Farbe iſt nirgend gleich ei'm Mann.“—
„Nun rede ich nicht mehre, — ſprach die Königein —
Doch ihr doch Gemüthe entzündet das Herze mein.“

56. Da hieß die Königinne einen Seſſel herfür tragen,
Mit Seiden wohl bedecket und mit Golde beſchlagen,
Darauf hieß man ihn ſitzen an derſelben Stund,
Man fraget' ihn, wie er hieße. Er ſprach: „Ich heiße
Hildegund.“

57. Da begunnte kleine ſpinnen Hildegund zuhand,
Man kunnt' ihresgleichen finden nirgend in dem Land,
Dazu feine nähen mancherhand Vögelein
Von Balmat und von Seiden, als ob es lebend möchte ſein.

58. Da die Königinne die reiche Kunſt erſach,
Nun möget ihr gerne hören, wie ſie zu ihm ſprach:
„Das ſollet ihr mir lehren zwo der Mägde mein.“ —
„Fürwahr, das thun ich gerne, viel edele Königein.“ —

59. „Ich will es euch wohl lohnen, und will euch weſen hold,
Und will mit euch theilen mein Silber und mein Gold,
Daß ihr mir nun lehret zwo der Mägde mein.“ —
„Fürwahr, ich lehr' euch viere, viel edele Königein.“ —

60. Alſo lehrt' er ihr zwo Mägde wohl ein ganzes Jahr,
Alſo ſeine nähen, das ſag' ich euch fürwahr,
Zwehelen und Tiſchlachen, ſchmal unde breit,
Als man ſie zu Hochzeiten vor hohe Gäſte leit.

61. Lerchen und Droſſeln, Zeiſelein, Nachtigall,
Das ſtund an den Enden gewirket hin zuthal,
Mitten drinne der Greiſe, und auch der Adelaar
Vorn an dem Angeſichte, da man ſein allerbaßt nimmt wahr:

62. An dem andern Orte der Falk, als ob er flöge
Und alles das Gevögele ſchöne nach ihm zöge;
An dem dritten Orte ſtund der Lindwurm
Vor ihm ſtund der Leue, als ob ſie föchten einen Sturm.

63. Der Haſe und der Fuchſe, und auch das wilde Rehe,
An dem vierten Orte, der Leoparte ſpehe,
Das Eberſchwein zu Walde, nach ihm die Hunde roth:
Allerſt man es Frauen Hildegund zu Salneck wohl erbot.

64. Hirſche unde Hinde, das ſtund alles daran, —
Das beſchauet' ob Tiſche viel manich werther Mann —
Gemachet wohl von Golde, als ob es Leben ſollt' han,
Viel manich ſeltſam Wunder war geformet daran.

65. Da ſprach der König Walgund: „Wer hat uns dieß genäht,
Viel manich ſeltſam Wunder, das vor uns hie ſteht?“
Da ſprach der Kämmerere zu derſelben Stund:
„Es machet' alls von Griechen die ſchöne Hildegund.“

66. Da wurden ihr die Leute zu Salnecke hold.
Der König begennte ſuchen ſein geſponnen Gold,
Da hieß er wirken ein' Haube, daran Wunder ohne Zahl,
Darum gingen zween Borten, die eine breit, die ander' ſchmal.

67. Da wirket' er die Haube durch eine Hübſchheit,
Er hätte gern geſehen die kaiſerliche Maid,
Durch derſelben Willen er verbergen mußte ſein,
Er gedachte: Wie ſoll ich gewinnen die edele Königein!

68. Da Hugdieteriche die Haube hatte bereit,
Da ſandt' er nach dem Könige, als uns dieß Buch noch ſait;
Da ſatzet' ihm auf die Haube das ſchöne Mägedein:
„Zu dieſer Hochgezeite ſo ſollet ihr gezieret ſeyn;

69. Und ſollt die durch meinen Willen vor euern Gäſten tragen;
So ſie heim kommen zu Lande, daß ſie auch können geſagen,
Ihr habet auf euerm Haupte ein viel ſeltſam Kleid.“ —
„Genadet Jungfraue, viel wunnigliche Maid!

70. Ihr habt mich wohl geehret, viel edel' Königein,
Muthet, was ihr wöllet, das ſoll wahrlich ſein,
Lande oder Burge, oder was euer Herz begehrt,
Das wiſſet ſicherliche, ihr ſollet deß alles ſein gewährt.“

71. Da ſprach die Königin Hildgund: „Mag ich deß ſicher ſein?“ —
„Ja, ich brech' es euch nimmer, auf die Treue mein.“ —
„So heißet mir eure Tochter da herabe gahn,
So will ich um die Haube anderes nicht zum Lohne han.“

72. Da ſprach der König Walgund: „Deß ſollt ihr ſein gewährt;
Ihr möchtet andre Gabe an mich han begehrt,
Lande oder Burge, Silber oder Geld,
Ich hätt' es euch alles geben, oder werdet mir nimmer hold."

73. An einem Pfingeſtage bracht' man die Königin hie;
Da ließ ſich Hugdietriche nieder auf die Knie,
Da empfing er alſo ſchöne die junge Königein:
„Stant auf, Jungfraue, lat euer Knien ſein."

74. Da ward von Gedrange ungefüger Schall,
Die Tiſche wurden gerichtet in Pallaſt und in Saal,
Da der König mit den Gäſten wollte eſſen han,
Ihm folget' in das Geſidel manich hochgeborner Mann.

75. Liebegart die alte ſie bei der Hand gefing,
Mit den zweien Geſpielen ſie zu Tiſche ging,
Sie ſatzte ſie gegen einander auf ein Geſiedel reich:
Da ſach er alſo gerne die Maged minniglich.

76. Wie kunnt' Hugdieterichen immer weſen baß!
Da er bei der Magde alſo zu Tiſche ſaß,
Er bot ihr dick den Becher und ſchnitt ihr für das Brot,
Viel hübſcher Hofzuchte er ihr da erbot.

77. Liebegart die alte blickt' aber dar,
Ihrer beider Gebärde nahm ſie eben wahr,
Sie raunt' ihr in ein Ohre der jungen Königein:
„Du ſollt Hofzucht lernen, du viel ſchöne Tochter mein."

78. Walgund der König reiche es da nicht länger lie,
Gar gezogenliche er für die Gäſte gie,
Die er zu ſeinem Hofe hatte dar geladen:
Durch ſeines Hofes Ehre hatte er dicke Schaden.

79. Da ſprach ein edler Grafe: „Herr, thut mir bekannt,
Durch eure liebſte Tugend, wer hat euch geſandt
Die Haube alſo reiche und das herrlich Kleid?" —
„Das thät von Konſtantinopel eine wunnigliche Maid.

80. Die iſt Ingeſinde bei meiner Tochter hie."
Harte gezogenlichen er zu den Geſpielen gie;
Sie ſaßen bei einander und hatten hohen Muth:
Der ſie von einander ſchiede, das dauchte ſie nicht gut.

81. Da ſprach Hildburg die ſchöne: „Viel lieber Vater mein,
Ich bäte dich alſo gerne, möcht' es mit Hulden geſein,
Daß du auf den Thurn mir ließeſt die ſchöne Hildegund,
Daß ſie mich lehrte wirken die Hauben an der Stund."

82. Da ſprach der König Walgund: „Darum wär' ich ihr hold,
Ich geb' ihr ſicherlichen Silber unde Gold,
Und wollt' ſie einen Herren, Land mach' ich ihr unterthan."—
„Nein, — ſprach Hugdieteriche — ich will keinerhande Mann."

83. Die Hochzeit nahm ein Ende, die Herren ſchieden von dann;
Wie bald der König Walgund die zwo Geſpielen nahm,
Er führte ſie auf den Thurne, in ein Kemmenat er ſie ſchloß:
Erſt ward Hugdieterichen ſeine Freude nie ſo groß.

84. Er hatte darin geſchaffen alſo gut Gemach;
Weß die zwo Geſpielen wollten, das geſchach;
Der Wächter und Thorwärtel mußten davor ſein,
Weß ſie da bedurften, das boten ſie ihnen zum Fenſter ein.

85. Nun war Hugdieteriche der Jungfrauen hold;
Er lehrte ſie zum erſten, wie man ſollt' ſpinnen Gold,
Und darnach in dem Gedichte wirken an dem Rahm,
Und darauf entwerfen, beides, Wild und Zahm.

86. Nun merket, ob der Fürſte nicht großer Zuchte pflag,
Daß er zwölef Wochen bei der Jungfrauen lag,
Daß ſie nie ward inne, daß er wär' ein Mann,
Bis daß die ſtarke Liebe in dem Helden entbrann.

87. Er umfing ſie mit Armen, er ſie feſt umſchloß,
Sein Halſen und ſein Träuten ward unmaßen groß,
Als ſich die ſtarke Minne nicht länger mocht' verhehlen,
— — — — — — — — — — — —

88. Da ſprach Hildburg die ſchöne: „Traut' Geſpiele mein,
Was meinet dein Küſſen und Halſen, was mag der Rede ſein?“—
„Handel' es zum beſten, Königinne reich,
Ich bin es, von Konſtantinopel König Hugdietereich;

89. Und hab' durch deinen Willen gelitten Arebeit
Und thät es auch viel gerne, Königin hochgemait:
Ich will dir jetzund ſchwören, daß ich dich nimmer lan,
Du ſollt zu Konſtantinopel unter der Kronen gahn.“

90. Da ward Hildeburge von Weinen alſo Noth:
„Und wird es mein Vater innen, es iſt unſer beider Tod.“
Doch überkam er ſie mit Güte, daß ſie ihr Weinen lie,
Ihm ward wohl zu Muthe, ſein Wille an ihr ergie.

91. Alſo hatt' er die Frauen, ſagt uns dieß Buch fürwahr,
Sechs und dreiſſig Wochen und ein ganzes Jahr;
Sein ward niemand inne, noch mochte werden gewahr:
Die alte Königinne ging oft zu ihn'n beiden dar.

92. Bis die ſchöne Fraue thät tragen ein Kindelein;
Salneck unde Griechen wurden beide ſein,
Tuſchkan unde Pulle, Rom und Lateran,
Alles Römiſch Reiche ward dem Kinde unterthan.

93. Da die Königinne des Kindes da empfand,
Sie begunnte heiße weinen, die Hände ſie da wand:
„O weh, Hugdieteriche, Fürſte lobeſam,
Unſer beider Freude muß nun ein Ende han!

94. Ich habe wohl empfunden, daß ich trag' ein Kindelein;
Nun müſſen wir beideſammen gefangen heben ſein,
Mit allen unſern Sinnen können wir nicht hinabe.“ —
„Nun ſchweiget, ſchöne Fraue, durch Gott dich baß gehabe.

95. An Gott von Himmelreiche unſer beider Leben ſtaht,
Der ſoll uns helfen binnen und geben ſeinen Rath,
Wie wir behalten mögen Seele unde Leib:
Wer ſollte gar verzagen, viel kaiſerliches Weib?“

96. Liebgart die Alte länger nicht es lie,
Zu ihrer ſchönen Tochter ſie auf die Burg hin gie,
Sie wollte han beſehen, wie lebt' ihre Tochter fein,
Ob ſie etwas verdrieße, darum ging ſie hinein.

97. Da ſprach Hildburg die ſchöne: „Liebe Mutter mein,
Ich bäte dich alſo gerne, möcht' es mit Hulden ſein,
Daß du mich einmal ließeſt an die Zinne gahn,
Ob ich Augenweide an dem Felde möchte han.“

98. Sie ſprach: „Liebe Tochter, was mag mir das geſchaden?
Nun ſtund doch nach dem Anger die Thüre an dem Gaden;
Bei jedweder Hande ein' Maged ſie gefing,
Mit den zweien Geſpielen ſie an die Zinne ging.

99. Da ſahen ſie über's Gefilde fliegen eine Fahn',
Darnach ritten ſchöne wol zwölfhundert Mann;
Wer die Herren waren, den zweien war unkund,
Wie wohl ſie da erkannte die ſchöne Hildegund.

100. „Die ich daher ſeh' reiten, die ſind mir wohl bekannt,
Sie hat mein Bruder Hugdietrich her nach mir geſandt,
Das iſt ein Herzog reiche her von Meran geborn,
Mein Bruder Hugdietriche will laſſen ſeinen Zorn.“

101. Da ſprach Hildburg die ſchöne: „Lieb Geſpiele mein,
Durch Gott vom Himmel reiche laß dein Reden ſein;
Sollt' ich dich verlieren in alſo kurzer Stund,
Das überwind' ich nimmer, viel ſchöne Hildegund.“

102. Da ſprach Hildgund die ſchöne: „Traut Geſpiele mein,
Sollſt du in fremden Lande ſo lange geweſen ſein,
Alſo ich zu Salneck, man ſandte auch nach dir,
Du freueſt dich in dei'm Herzen, darum gelaube auch mir.“

103. Nun war Herzog Bechtung kemmen in das Land
Mit ihme geſelliglichen ſo mancher kühner Wigand;
Sie kamen gar degenlichen auf den Hof geritten,
Sie wurden wehl empfangen nach ritterlichen Sitten.

104. Da ging es an den Abend, daß man zu eſſen trug,
Man gab zu allen Zeiten ihn'n Wirthſchaft genug.
Von ihnen ging da ſchlafen die alte Königin reich:
Alſo thät mit ſeiner Frauen der König Hugdietreich.

105. Da lag er an dem Bette, er hät viel manchen Gedank',
Von den großen Sorgen, die ihm ſein Herze zwang,
Wie er mit Liebe ſchiede von der Königein,
Daß ihr' Ehre wäre behütet und auch ſein kleines Kindelein.

106. Er ſprach: „Schöne Fraue: Sint ich dir gelobet han,
Du ſolleſt zu Konſtantinopel unter der Kronen gahn,
So mußt du Arbeit leiden, Königinne reich:
Deß will ich dich ergetzen — ſprach Hugdietereich —

107. Wanne kömmet die Stunde, daß du ſollt zu Arbeit gahn
Des Kindleins unſer beider, ſo wir von Gotte han,
So winke den Wächtere zu dir da herein,
Der bringet dir eine Jungfrau, die bereitet dir das Kindelein.

108. Und heiß' es an dem Morgen in das Münſter tragen,
Daß ihm der Prieſter wolle die Taufe nicht verſagen.
Iſt es ein' Tochter, ſo heiß' es nach dem Willen dein,
Iſt's ein Knab', ſo heiß' es Dietrich, alſo lieb ich dir mag ſein.

109. Ihr ſollt es ſchöne ziehen, es ſei Tochter oder Knabe;
So ihr erſte möget, ſo kommet zu mir hinabe,
Bring' mit dir vier Ritter und auch vier Mägedein,
Der Wächter und Thorwärtel bringen mir mein Kindelein.

110. Wann ihr beginnet nahen zu Griechen in das Land,
So ſchaffe, daß ein Bote nach mir werde geſandt,
So reite ich dir entgegen und alle meine Mann,
Ich thu dich der Kronen gewaltig und alles das ich han.“

111. Sie ſprach: „Viel lieber Herre, deines Raths ich dir folgen ſoll.
Ueberheb' mich ſolcher Bitte, durch Gott, ſo thuſt du wohl;
Und gewinne mir Gevattern, die du gern wölleſt han.“
Da ſach man Hugdietrichen von dem Bette aufſtahn.

112. Er ging an die Zinnen, da er den Wächter fand,
Er nahm ihn alſo ſchöne bei ſeiner weißen Hand:
„Einen Hehling reiche ſollte ich dir ſagen,
Wüßt' ich dich alſo getreue, daß du es möchteſt vertragen.

113. Daß ich gegen dir entſchließe gar das Herze mein,
Du möchteſt ſein wohl genießen, wollteſt du getreue ſein:
Willt du es verſchweigen hie an dieſer Stund?“ —
„Fürwahr, ſchöne Jungfraue, es kömmt mir nimmer für
den Mund.“

114. „So laß dir ſein empfehlen die junge Königein:
Sei, daß ſie gebäre ein kleines Kindelein,
So ſollt du Gevatter werden, und ſollt es mir heim tragen."
„Nun ſchweiget, Jungfraue, ihr wiſſet nicht, was ihr thut ſagen.

115. Vernähme dieſe Mähre der König Walgund,
Er hinge mich an den Galgen in viel kurzer Stund.
Wie hätte ich gehütet, wär' jemand kommen herin,
Von dem wär' ſchwanger werden die junge Königin!" —

116. „Ohne deine Schulde ſo iſt es ergahn;
Dich lat der König Walgund wohl ſein' Hulde han:
Ich bin von Konſtantinopel König Hugdieterich,
Sie trägt von mir ein Kindlein, das wiſſe ſicherlich.

117. Das ſollt du verſchweigen, Wächter tugendhaft,
Darum gieb' ich dir zu Miethe eine ganze Grafſchaft,
Lande unde Burge die ſollen dein eigen ſein,
Daß du mir bringſt mein Fraue und auch das Kindelein.

118. Und nimm zu dir vier Ritter und auch vier Mägedein
Und auch den Oberwächter, und bring' mir mein Kindelein;
Ich gieb' dir eine Burg weite und ein ganzes Land,
Deß ſei meine Königstreue dir hie zu einem Pfand."

119. Nun ward der Wächtere der guten Geheiße froh,
Bei ſeinen guten Treuen gelobt' er dem Könige do,
Und freuet' ſich ſein Herze, daß er Königs Gevatter was.
Seither thät er das beſte, da die Königin genas.

120. Da ging Hugdieteriche, da er ſein' Frau fand:
„Wann ich von hinnen reite und räumen muß das Land,
So hab' ich wohl beſorget, edele Königein,
Und dir dein' Ehre behütet, und auch mein kleines Kindelein."

121. Da begonnt' es tagen, die Herren begonnten aufſtahn,
Und hörten Meſſe ſingen; alſo das ward gethan,
Da ſprach der Herzog Bechtung: „Möcht' es mit Hulden ſein,
So wollt' ich gerne geſehen die junge Königein,

122. Nach der mich hat geſendet der König hochgeborn,
Der will gegen ihr laſſen ſeinen ungefügen Zorn,
Ich ſoll ſie heim führen, die Jungfrau wohlgethan."
Da ſprach der König Walgund: „Ich will ſie ſelber han.

123. Sint ich ſie meiner Tochter zu Geſpielen han gegeben,
Bei der will ſie beleiben, dieweil ſie hat das Leben,
Das hat ſie mir verheißen, die Maged wohlgethan."
Da ſprach der Herzog Bechtung: „Man muß ſie mich ſehen lan."

124. An dem andern Tage bracht' man die Jungfraun herabe:
Ihr geſchähe nimmer ſo leide, der ihr hin führte zu Grabe
Vater unde Mutter, als Hildeburgen geſchach,
Da ſie ſich mußten ſcheiden: alſo uns dieß Buch jach.

125. Da Hugdieteriche ſeinen Meiſter anſach,
Er empfing ihn alſo ſchöne; nun höret wie er ſprach:
„Sage, Herzog Bechtung, als lieb ich dir mag ſein,
Wie macht zu Konſtantinopel Hugdietrich der Bruder mein?" —

126. Er ſprach: „Gar wohl, ſchöne Jungfraue hochgeborn,
Da will er gen euch laſſen den ſeinen großen Zorn,
Ich ſoll euch heim führen, Jungfraue lobeſan,
Lande unde Burge ſollen euch ſein unterthan."

127. Da ſprach der König Walgund: „Edele Königein,
Ihr ſollet hie beleiben durch den Willen mein;
Muthet was ihr wöllet, und euer Herz begehrt,
Iſt's, daß ihr hie beleibet, ihr ſollet deß alles ſein gewährt."

128. Er raunt' es ihm in ein Ohre: „Bechtung, Meiſter mein,
Ich hab' fürwahr erworben die junge Königein;
Du ſollt mich heim führen, edeler Herr von Meran,
Läßt du mich hie beleiben, es muß mir an das Leben gahn."

129. Da ſaßen ſie zu Tiſche, die zwo Geſpielen do,
Die eine war traurig, die andre war froh,
Hildeburg die ſchöne weinte klägelich,
Da freute ſich von Herzen der König Hugdietrich.

130. Da die Tiſche wurden erhaben, Hugdietrich da gie,
Vor den König Walgund, und ließ ſich auf die Knie:
„Gieb mir Urlaub zu Lande, lieber Herre mein;
Gott dank' dir deiner Tugend: ich mag nicht länger bei euch ſein." —

131. „Gegen euern Willen mag ich euch nicht gehaben;
Meiner Tochter Freude muß man nun begraben."
Da kehrt' er ſich hinumme: „Traut Geſpiele mein,
Durch Gott vom Himmel riche, ſo laß dein Weinen ſein."

132. Da zog ſie ab der Hande ein güld'n Fingerle'n:
„Nun nimm von mir dieß Kleinod, traut Geſpiele mein,
Trag' es durch meinen Willen daheim an deiner Hand:
Wann du es anblickeſt, ſo ſei an alle Treue gemahnt.“

133. Da hieß der König Walgund ein Gewand herfür tragen
Das koſtet wol tauſend Marke, alſo wir hören ſagen:
„Sehet, Jungfrau ſchöne und edele Königein,
Das traget zu Konſtantinopel durch den Willen mein.“

134. Ein Zelter viel ſchöne war bereitet hie,
Die drei Jungfrauen man bei ihm gelie;
Walgund der König reiche das da nicht vermied,
Des Weges eine Meile er mit Hugdietrich ritt.

135. Da ſprach der König Walgund: „Edele Königein,
Ich will hie beleiben, laß es mit Hulden ſein.“
Da kehrt' er ſich hinumme: „Walgund, Herre mein,
Laß dir Hildeburgen mein Geſpiel empfohlen ſein.“

136. Da ritt Hugdieteriche in ſein eigen Land;
Städte unde Burge er in Ehren fand,
Manich kühner Ritter ihm entgegen kam,
Da ward er wohl empfangen, als es ei'm Fürſten wohl gezam.

137. Sie kamen alſo ſchöne zu Konſtantinopel geritten,
Sie ſtunden ab den Roſſen nach ritterlichen Sitten,
Da erhub ſich allenthalben Wunder unde Schall,
Da führten ſie den König zu Konſtantinopel in den Saal.

138. So war er zu Konſtantinopel wol ein ganzes Jahr,
Ohn' ſeine ſchöne Fraue, ſagt uns dieß Buch fürwahr;
Wann er da anblickte das güldin Fingerlein,
So betrübet ihm ſein Herze nach der ſchönen Königein.

139. Alſo thät auch Hildburg zu Salnecke hie,
Da ſie mit großem Leide hin auf den Thurn gie,
Das Haar, gleich der Seiden, ſie aus dem Haupte brach,
Da ſie ihr's trauten Geſpielen nicht hörte oder ſach.

140. Da ſprach der Wächtere: „Edele Königein,
Thut es durch Gottes Willen, lat euer Weinen ſein.
Hie zu dieſer Stunde, bis daß uns kömmt der Tag,
So will ich euch helfen das beſte des ich mag.“

141. Hildeburg die ſchöne ihren Kummer faſte barg,
Der war in ihrem Herzen kräftig unde ſtark,
Die Stund' und auch die Weile, daß die Zeit kommen was
Daß die werthe Fraue eines ſchönen Kindes genas.

142. Das war an einem Morgen eh die Sonne aufgie,
Da war die Fraue ſchöne eines Sohnes geneſen hie;
Sie winkte den Wächtere da zu ſich herein:
Er bracht' ihr ein' Jungfraue, die bereitet ihr das Kindelein.

143. Es ward heimlichen gewaſchen und gezwagen.
Sie ſprach: „Nun ſollt ihr es frühe in das Münſter tragen,
Ihr ſollt es ſchöne taufen, das ſchöne Kindelein,
Und heißet es Dietriche, das befahl mir der Vater ſein.“

154. Da begunnt' die Königinne merken unde ſpähen,
Ob ſie kein Wahrzeichen an dem Kinde möchte ſehen:
Da fand ſie ihm zwiſchen den Schultern ein rothes Kreuzelein,
Dabei ſie wohl erkannte ihr kleines Kindelein.

155. Da das Kindelein kleine aus dem Bade war bereit,
Man wand es in ſeidene Tücher, alſo man uns ſait,
Ein Kiſſen alſo reiche wand man um es zuhand,
Und ein Gürtel von Seiden war ſein Windelgeband.

156. Liebegart die alte nicht länger es gelie,
Zu ihrer ſchönen Tochter auf den Thurn ſie gie,
Sie bat ſich bald einlaſſen, die alte Königin:
„O weh, Gott von Himmel, wo ſollen wir mit dem
Kindel hin?“

157. Da ſprach der Wachtere: „Edele Königein,
Nun rathet, wie wir thuen dem kleinen Kindelein?
Hört eure Mutter es weinen, daß es erſt iſt geborn,
Wir müſſen alleſammen das Leben han verlorn.

158. So rathet, wie wir verbergen das kleine Kindelein.“ —
„Ich kann ſein nicht gerathen, — ſprach die Königein —
Der reiche Gott von Himmel, der uns geſchaffen hat,
Der ſoll uns hinnen helfen und geben ſeinen Rath.“

159. Da ſprach der Wächter: „Fraue, habet guten Muth,
Ich hab' eine Liſt funden, ob ſie euch dunke gut,
Daß wir das Kindelein laſſen in den Hag hindann
Nur bis an die Zeite, daß wir die Weile mögen han;

150. So wollen wir dann verſorgen das kleine Kindelein." —
„Es iſt nun zumal das nächſte." Sprach die Königein.
Eh daß die alte Königin in den Thurn kam gegahn,
Da war das Kindelein kleine über die Mauer hinab gelan.

151. Liebegart die alte zu ihrer Tochter gie:
„Wie biſt du verblichen! Wie iſt es ergangen hie?" —
„Da wollte mich han befallen, ich weiß fürwahr nicht was,
Ich wäre nah erſtorben: doch mir will werden baß.

152. Ich war nahe verzweifelt, Mutter, um mein Leben."
Eine kleine Speiſe hieß man ihr balde geben,
An Eſſen und an Trinken, das ihr gezeme was:
Die ſchöne Jungfraue kunnte wohl gefügen das.

153. Zweierlei Sorge die junge Königin pflag:
Das war die erſte Sorge, daß das Kind in dem Hage lag
Alſo unbehütet, daß ſie nicht wußte, wie ihm was;
Da war die andre Sorge, daß ſie ſein kürzlich genas.

154. Das drückte ſie in ihr Herze, die junge Königein,
Sie litt viel großen Schmerzen und ſehneliche Pein
Dieſen Tag allen, als man uns ſaget hie,
Bis daß ihre Mutter des Abends von ihr gie.

155. Alſo das Kindelein kleine in dem Hage lag,
Den Tag bis an den Abend ſein's Schlafes es da pflag:
Von Baden und von Inwinden ihm ſein Recht geſchach,
Da ſchlief es alſo ſtille, daß es niemand hörte noch ſach.

156. Ein Wolf nach ſeiner Weide zu dem Hage ging,
Hühner und Kapphähne er dick darinne fing,
Er fand das Kindelein kleine, er nahm es in den Mund,
Und trüg es hin zu Walde auf derſelben Stund,

157. Gen einem hohen Berge, der war innen hohl;
Der Alten waren zween, als ich euch beſcheiden ſoll;
Da hatte er vier Junge, waren drei Tage alt:
Der Wölfe Wiß und des Kindes waren geleiche geſtalt.

158. Vor ſie legte der Alte das kleine Kindelein,
Da ſollt' es der jungen Wölfe Speiſe geweſen ſein:
Da ſchuf es ihre Jugend, daß ſie waren blind,
Und der Mutter Nachſehnen, davon genas das Kind.

159. Nun laſſen wir das Kindelein bei den Wölfen hie,
Nun höret von ſeiner Mutter, wie es der ergie:
Sie ſprach: „Lieber Wachter, alſo lieb ich dir mag ſein,
Durch deine Tugend beſorge das kleine Kindelein.“

160. Wie bald der Wachtere durch die Burge gie
Aus hin zu der Mauren, da er es Kind ablie:
Er konnt' es nicht gefinden, es war hinweg getragen,
Er gedachte leider Mähre: was ſoll ich meiner Frauen ſagen

161. Mancherhand Gedanke in ſeinem Herzen ſacht:
Du ſollt nun haußen bleiben alle dieſe Nacht
Bis am Morgen frühe, bis es beginnet tagen;
Ich habe es getäufet, will ich meiner Frauen ſagen!

162. So bleibet es auch verſchwiegen um das Kindelein,
Bis aus den ſechs Wochen kömmt die Königein.
Sagt' ich ihr dieſe Mähre, daß es alſo wär' verlorn,
Sie ſchlüge ſich zu Tode, die Königinne hochgeborn.

163. An dem andern Morgen, und es begunnte tagen,
Da kam der Wachtere, da bat ſie ihn ihr ſagen:
„Wachter, alſo liebe ich dir möge ſein,
Durch deine liebſte Tugend, wie ſtaht es um das Kindelein?“ —

164. „Gar wohl, Fraue, ich habe getäufet das Kindelein.“
Sie ſprach: „Wächtere, wer hub es mch denne dein?“ —
„Das thät die Jungfraue, die mein Herre bat,
Da mußte der Thorwärtel heut Nacht wachen an meiner Statt.

165. Einer Ammen reich' ich das Kind empfohlen han,
Die ziehet es viel ſchöne, es iſt ſo wohlgethan,
Ich verhieß ihr ſechs Mark Goldes, edele Königein.“ —
„Fürwahr, die gieb' ich ihr gerne, deß ſollt du ſicher ſein.“

166. Morgens wollte der König jagen, als er pflag,
Da ſah er den Wolfe gehen bei dem Hag,
Da wurde das Gejägde auf den Wolf gelan,
Sie jageten ihn zu Walde, der den Schaden hatte gethan.

167. Er floh gegen dem Berge zu den Jungen in die Hohl';
Der Alten waren zween, als ich euch beſcheiden ſoll;
Da war niemand ſo kühne, der hinein durfte gahn;
Da ſprach der König Walgund: „Ich muß die Wölfe han.“

168. Ritter unde Knechte die mußten ſehre graben,
Und auch vor dem Berge mit Arbeite haben,
Bis man die Alten zween in dem Loch erſtach,
Und auch das kleine Kindel mit Augen da erſach.

169. Da die Alten in dem Loche waren gelegen todt,
Hinein ſchlüpfte der Jäger, herfür er ſie da bot,
Und auch die vier Jungen, ihr'r mochten nicht meh ſein:
Da er heraus wollt' ſcheiden, da weinte das kleine Kindelein.

170. Er trug es zu dem Lichte, ſchauen er es begann,
Er geſach mit ſeinen Augen nie Kind ſo wunneſam:
„Schaue von Salnecke König Walegund,
Ich hab' allhie funden einen reichen Fund!

171. Nun luge, König reiche, wie ein wohlgethan Kindlein!
Ich glaub', daß auf dieſer Welte kein ſchöners möge ſein."
Sie ſahen da wohl alle, daß es erſt war geborn:
„Du müßteſt mich immer reuen, ſollteſt du ſein verlorn."

172. Was ſoll ſein oder werden, das muß auch geſchehen;
Nun mag man dieſes Wunder am Könige wohl ſpähen:
Ein natürlich Sehnen ſein Herze dazu drang,
Daß er ſein beſt Gewande um das Kindlein ſchwang.

173. Er wollt' es niemand laſſen, er nahm's ſelbſt in den Arm:
„Wir ſollen fröhliche gen Salnecke fahr'n,
Ritter unde Knechte, und alle die hie ſind."
Sie führten gen Salnecke das Wildpret und auch das Kind.

174. Sie kamen alſo ſchöne auf den Hof geritten,
Sie ſtunden ab den Roſſen nach ritterlichen Sitten.
Der König nahm das Kindlein und ging für die Königin ſtahn:
„Schaue, ſchöne Fraue, welch ein ſchönes Kind ich funden han.

175. Das hatten die wilden Wölfe in den Berg getragen.“
Wie er es heraus gewunne, das begunnte er ihr ſagen.
„Wir ſahen da wohl alle, daß es erſt war geboren;
Es müßte mich immer reuen, ſollt' es ſein verloren.

176. Nun ſollet ihr's heißen baden, viel edele Königein,
Befehlet es einer Ammen, das kleine Kindelein.
Heißet es ſchön erziehen: wird es ein Biedermann,
Tauſend Mark von Golde mach' ich ihm unterthan.“

177. Einer Ammen reiche das Kind empfohlen' ward,
Man zog es auch viel ſchöne, da ward es alſo zart,
Es ward alſo ſchöne, daß es niemand kann geſagen:
Drei Stund in der Wochen mußte man's für den König tragen.

178. Liebegart die alte das nicht länger lie,
Zu ihrer ſchönen Tochter auf den Thurn ſie gie,
Sie begunnt' ihr Mähre ſagen von dem Kindelein:
Zuhand ſchoß es in's Herze der edelen Königein.

179. „Das hatten die wilden Wölfe in den Berg getragen.“
Wie er es heraus gewunne, das begunnte ſie ihr ſagen.
„Ich habe nie geſehen ſo ein ſchönes Kindelein.“
Sie ſprach: „O weh, Mutter, weß mag es geweſen ſein!“ —

180. „Wir wiſſen nicht, weſſen es ſeie, oder wo es her ſei getragen
Und ob es ſei getäufet, das kann uns niemand ſagen:
Es muß von hoher Arte fürwahr geboren ſein,
Was man um es hatte gewunden, das war alles ſeidein.“

181. Darnach in kurzen Stunden die Mutter von ihr gie;
Hildeburg die ſchöne das nicht länger lie,
Sie ſprach: „Gevatter Wächter, liebeſter Freund mein,
Durch deine Tugend, ſag' mir, wie ſtaht es um mein
Kindelein?“ —

182. Er ſprach: „Fraue hehre, und traut Gevatter mein,
Man zieht noch großen Ehren das kleine Kindelein.“ —
„Ich mahn' dich an's jüngſte Urthel, das Gott über uns ſoll han,
Daß du mir ſageſt die Wahrheit, wie es um mein Kind
ſei gethan.“

183. Da die Königinne ihn alſo theuer ermahnt',
Er begunnte heiße weinen, von Leid' er die Hände wand:
„O weh, ſchöne Fraue, ich muß dir die Wahrheit ſagen,
Ich konnt' es nimmer finden, ich weiß nicht, wer's hat
weg getragen.“

184. Da gewann die Königinne allerſt Jammers genug;
Mit beiden ihren Fäuſten ſie ſich ſelber ſchlug,
Daß das rothe Blute von ihr zur Erden rann:
„O weh, Gott vom Himmel, daß es in die Welt je gekam,

185. Oder von Mutter Leibe je ſollt' werden geborn!
Nun han ich Gottes Hulde und mein liebes Kind verloren,
Und auch Hugdieterichen, den lieben Herren mein:
Von Gott und auch von Ehren muß ich geſchieden ſein.“

186. Da ſprach der Wachtere: „Lat euer' Klage ſtahn,
Ich ſag' euch gute Mähre, die ich vernommen han:
Euer Vater hat funden ein kleines Kindelein,
Das ziehet man ohn' unſer Arbeit, deß ſollet ihr wiſſend ſein.

187. Wollt ihr die Wahrheit befinden, merkt was ich euch will ſagen.
So heißet die Amme das Kindlein eins Morgens herauf tragen,
So ſehet ihr, Königinne, das kleine Kindelein,
So werdet ihr wohl inne, mag es euer geweſen ſein."

188. Liebegart die alte aber das nicht lie,
Zu ihrer ſchönen Tochter auf den Thurn ſie gie,
Sie ſagt' ihr aber Mähre von dem ſchönen Kindelein.
„So laß es mich auch geſehen, traut liebe Mutter mein."

189. Sie ſprach: „Viel ſchöne Tochter, deß ſollſt du gewähret ſein.
Ich geſach nie mehre ſo ein ſchönes Kindelein;
Es iſt bei'm Vater ſo liebe, daß er's nicht will von ſich lan." —
„So heiß jedoch die Amme morgen frühe zu mir gahn."

190. An dem andern Morgen da kam die Amme zuhand:
Hildburg nahm das Kindlein und band ihm auf die Band,
Da fand ſie zwiſchen den Schultern das rothe Kreuzelein,
Dabei ſie wohl erkannte ihr kleines Kindelein.

191. Ein Fingerlein von Golde zog ſie abe der Hand,
Das gab ſie der Ammen, das war wohl verwandt:
„Nehmt hin, Fraue, laßt euch das Kind empfehlen ſein;
Wär' ich nieden bei den Leuten, ich wollt' euch gnädig ſein."

192. Darnach in kurzen Stunden die Alte bei ihr ſaß,
Sie ſagte Abentheure, beide, dieß und das.
„O weh, liebe Mutter, gedürſt' ich euch verjehen
Seltſam Abentheure, die mir zu Salneck ſind geſchehen?“

193. „Ja, du ſchöne Tochter, du magſt mir es wohl geſagen,
Was dir iſt geſchehen bei allen deinen Tagen,
Ich mag es wohl verſchweigen.“ Sprach die alt' Königin.
Sie ſprach: „Viel liebe Mutter, ſo iſt das Kindelein mein,

194. Das die wilden Wölfe hatten in den Berg getragen.“
Und wie es dazu käme, das begunnte ſie ihr ſagen,
Und wie ſie hätte gewunnen das kleine Kindelein.
Sie ſprach: „O weh, Tochter, wer mag der Vater ſein?“ —

195. „Wer der Vater wäre, das thun ich dir kund,
Du weißt wohl, von Griechen die ſchöne Hildegund,
Daß die mich ſollte lehren die Hauben wunderlich,
Das iſt von Konſtantinopel der König Hugdietrich.

196. Bei dem hab' ich gewunnen das kleine Kindelein:
Nun wend' es zu dem beſten, es mag nicht anders ſein;
Nun hab' ich dir geſaget, wie es um mich ſtaht:
Wie komm' ich zu ihm gen Griechen, deß gieb mir deinen
Rath.“ —

197. „Deß lob' ich Gott vom Himmel, — ſprach die alt' Königein —
Daß du haſt einen Herren, deß du wohl magſt eigen ſein:
So ſchweig' du ſchöne Tochter, ſint es um dich alſo ſtaht;
Daß du zu ihm kommeſt gen Griechen, deß wird nun gut Rath.

198. Iſt das Kind aber getaufet, liebe Tochter mein?" —
„Nein es, liebe Mutter; alſobald das Kindelein
Was gebadet und ingebunden, warſt du für's Burgthor kommen,
Da lieſſen ſie es in den Hage, da hat's der Wolf genommen."

199. Wen ihr ging die Mutter ſchlafen: da ſie bei ihr'm Herren lag,
Gar ſeltſamer Rede ſie ihm in dem Bette pflag:
„Nun ſollt du mich beſcheiden, Walgund, Herre mein,
Wie will man thun einem Dinge, das nicht anders mag geſein,

200. Noch in dieſer Welte niemand mag widerſtahn?"
Da ſprach der König Walgund: „Da muß man es fahren lan." —
„Deß gieb mir deine Treue, daß es ſtät an dir möge ſein." —
„Ich brech' es dir nimmer, auf die Treue mein." —

201. „Seltſam' Abentheure will ich dir verjehen,
Die unſer lieben Tochter zu Salneck ſind geſchehen:
Fundeſt du in dem Walde ein kleines Kindelein,
Das iſt fürwahr Hildburgen, der ſchönen Tochter dein.

202. Wer der Vater wäre, das thun ich dir kund:
Du weißt wohl von Griechen die ſchöne Hildegund,
Daß die ſie ſollte lehren die Hauben wunderlich,
Das war von Konſtantinopel der König Hugdietrich.

203. Bei dem hat ſie gewunnen das hübſche Kindelein:
Nun kehr' es zu dem beſten, es mag nicht anders ſein;
Du ſollt nach ihm ſenden und ihm unſer' Tochter lan,
Lande unde Burge ſollen wir ihm machen unterthan.

204. Und laß es ab bei'm Herzen, König Walgund:
Da er kam gefahren, an derſelben Stand,
Da ſagt' ich dir zum erſten, daß er wär' ein Mann;
Da wollteſt du mir nicht glauben: davon mußt du das han.'

205. Da lag er an dem Bette und hatte manchen Gedank
Von dem großen Zorne, der in ſei'm Herzen rang;
Er gedacht', ſeine ſchöne Tochter hätt' auf den König gelogen,
Der Wächter oder Thorwärtel, der hätte ſie einer betrogen.

206. „Glaubet ihr es, Fraue und Königinne reich,
Ihr Antlitz und ihr' Farbe ich doch wohl geleich'
Einer Magde ſchöne und dazu wohlgezogen:
Unſere ſchöne Tochter hat auf den König gelogen."

207. An dem andern Morgen hieß er balde gahen,
Den Wächter und Thorwärtel die hieß er beide fahen:
„Nun müſſet ihr mir ſagen, wie es ſtaht um die Tochter mein;
Bei wem hat ſie gewunnen das kleine Kindelein?"

208. Der Wächter ſprach: „Lieber Herre, glaubt mir in der Wahrheit,
Die will ich euch gerne ſagen auf meinen Eid,
Wie es ſei geſtaltet um die Königein,
Bei wem ſie hat gewunnen das kleine Kindelein:

209. Hildegund die ſchöne nahm mich bei der Hand
Und führte mich beſunder an eines Steines Wand,
Und ſagte mir ſolche Mähre, die dauchte mir wunderlich.
Sie wäre von Konſtantinopel der König Hugdietrich.

210. Das hat mich wohl verſchweigen der König tugendhaft,
Darum gäb' er mir zu Miethe eine ganze Grafſchaft,
Lande unde Burge die ſollten mein eigen ſein,
Daß ich ihm brächt' ſeine Fraue und ſein kleines Kindelein.

211. Da thät ich als die Dummen, ward guter Geheiße froh,
Bei meinen guten Treuen gelobt' ich es ihm alſo.
Sendet nach ihm gen Griechen, mag es nicht alſo ſein,
So heißet mich erhenken, liebeſter Herre mein."

212. Er ſprach: „Viel lieber Herre, was Schuld hät ich euch dran,
Daß ihr zu eurer Tochter beſchließet einen Mann?
Da war es gar wohl mögelich, daß ſie brächt' ein Kindelein." —
„Und iſt die Rede alſo, ſo iſt die Schulde mein.

213. Nun hatte ich es immer doch eigentlich verſchworen,
Daß ich ſie jemand gäbe die Fraue hochgeboren:
Hat ſie ſelber gemannet, die edele Königin,
Sagt mir auf eure Treue, mag ich der Eide ledig ſein?" —

214. „Des Eides ſeid ihr ledig." Sprachen die Ritter fein.
„Das Kind iſt noch ungetaufet. — ſprach die alt' Königin —
Das die wilden Wölfe hatten in den Berg getragen."
Wie es in den Hag käme, das begunnte ſie den Herren ſagen.

215. Des lachten die Herren, es dauchte ſie wunderlich,
Daß er ſie hatte gewunnen alſo liſtiglich.
„Sint uns die Abentheuer hie nun geſchehen ſind,
So ſollt ihr es herrlich taufen; es iſt eure Tochterkind."

216. Da gewann man zu Gevattern den Grafen Welfelin
Und auch von Gallizien ein' edele Markgräfin,
Den Fürſten Sankt Georgen, aller Welt ein Biedermann:
Der Wächter und Thorwärtel die mußten hinaſter ſtahn.

217. Da nun zu der Taufe das Kindlein ward bereit,
In ſeiden Tücher reine ward es ſchön geleit;
Da folgt' ihm alſo ſchöne die junge Königein;
Sie ſprach: „Heißet es Dietrich; das empfahl mir der Vater ſein.“

218. Da das kleine Kindelein ward zur Taufe erhaben:
„Ich will ihm ein'n Namen ſchöpfen, damit man ihn muß begraben:“
Weil bei Dietriche alſo ward er genannt.
Seit hieß er Wolfdietrich, der Herre über alle Land.

# Erläuterungen.

Stanze 1. biderbe, bieder; eigentlich, kühn, von dürfen. durch, um, wegen. — 2. zuthal, nieder; Gegenſatz von zu Berge. fahl, falb, gelb. — 3. alſus, alſo; daher ſuſt, ſunſt, ſonſt. — 4. Meran, in Tirol. gahn, gehn. han, habe. — 5. verlan, verlaſſen. Lahn, Lehn. — 7. weſen, ſein. — 11. Maged, Magd, Jungfrau. — 13. Weigand, Krieger, Ritter. — 14. Mägedein, Mägdlein. — 15. Salneck, Theſſalonich; ital. Salonichi. — 17. zu allen vier Orten, an den nächſten vier Ahnen, den väterlichen und mütterlichen Großältern. — 19. lat, läßt. — 20. trait, trägt. — 22. geſchicht, geſchieht. — 23. tummen, jungen, unerfahrenen. Sturm, Treffen, Schlacht. — 25. Gebicht, Gewebe, Zeug, als Grund des Gewirkes. Rahm, Rahmen. entwerfen, bilden. — 26. Haube, Schleier, Kappe (von Haupt), hier eine Männertracht. — 27. aneſach, anſah. — 30. lie, lieh; von lan, wie gieng von gahn (gieng iſt eigentlich von gangen). — 37. herdann, von dannen her. — 39. do, da. — 40. reit, ritt. — 41. begonnten glaſten, begannen zu glänzen. — 44. elende, aus dem Lande vertriebene. — 49. Muthet, muthet an, begehrt. — 50. geſein, ſein, geſchehen. — 53. meh, mehr. — 54. gewinnen an, abgewinnen. — 55. ei'm, einem. — 57. kleine, fein, künſtlich. Palmat, ein unbekannter Stoff, vermuthlich nach einer morgenländiſchen Stadt, woher er kam, ſo benannt. — 60. Zwehelen, Handtücher; v. zwagen, waſchen. leit, legt. Hochzeit, hohes Feſt. — 61. Adelaar, Adler (iſt daraus entſtellt). — 63. ſpehe, ſchön; v. ſpähen, wie ſchön v. ſcheinen, ſchauen. Allerſt, nun erſt. — 64. ob, über. — 67. Hübſchheit, Artigkeit, beſonders gegen die Frauen; ganz das franz. courtoisie und galanterie, ſo wie hübſch urſprünglich auch eins iſt mit höfiſch, höflich. — 68. ſait, ſagt. — 69. Genadet, ſeid gnädig, hold. — 72. geben, gegeben. — 74. geſſen, eigentlich geeſſen, woraus gegeſſen gemacht worden. — 75. Geſiedel, Geſtühle, Sitze. — 76. weſen, ſein. — 77. baß, beſſer. dick, oft. — 78. Schaden, nämlich dadurch, daß er bei den häufigen Hoffeſten viel drauf gehen ließ. — 80. Ingeſinde, Geſinde, Geſellin. Harte gezogenlichen, ſehr züchtiglich. der ſteht für: wenn jemand. — 83. Kemmenat, Kammer. — 84. Er, d. i. Walgund. — 87. Trauten, minnen, herzen; v. traut. — 88. der Rede, die Sache. Handle, lehre. — 89. hochgemait, hochgemagt, hochgeboren, edel; von Mage, Verwandter. — 90. überkam, überwand. — 92. Griechen, Griechenland. Tuſchkan, Toskana. Pulle, Apulien, Neapel. Lateran, die Basilica S. Joh. Lateranensis zu Rom. — 94. hoben, hie eben. — 98. Gaden, Gemach. gefing, faßte. — 101. überwinde, verwinde. — 102. dei'm, deinem. gelaube, vielleicht beurlaube. degenlichen, ritterlich. — 106. Sint, ſeit, weil. ergetzen, vergüten. — 109. erſte, ſobald als. — 110. thu, mache. — 115. Hehling, zu verhehlendes Geheimniß. — 119. do, da. was, war. — 123. der, wenn man. — 124. jach, ſagte; von jehen, jähen, bejahen (daher Bigiht, Beichte). — 125. Wie, was. — 130. zu Lande, heim. — 131. gehaben, halten. hinumme, um. — 132. güldin Fingerlein, goldenen Fingerreif. — 134. die drei Jungfr. vergl. St. 37. 52. — 136. gezam, ziemte. — 137. ſtunden ab, ſtiegen von. — 138. betrübet, ward trübe. — 143. gezwagen, gebadet (vergl. St. 60). — 146. Kindel, Kindlein. — 148. ſein nicht gerathen, darin nicht rathen. — 149. Hag, Umhäzung, Gehäge, Wall und Graben um die Burg. — 152. kleine, leichte. gezeme, ziemlich, paſſend. — 156. Weide, Jagd, Fang. — 158. der Mutter Nachſehnen iſt eine ſchönere, obgleich nicht ſo nahe Lesart, als: die Mutter noch ſagen. — 160. Aus hin, hinaus. ablie, hinabließ. leider, leidiger. — 161. facht, focht, rang. haußen, hie außen. — 163. und, als. — 164. wer ꝛc., wer mehr als du hob es aus der Taufe. — 166. Gejägde, Jagd. — 168. haben, halten. — 171. luge, ſiehe. — 172. ſpähen, ſchauen. — 177. Dreiſtund, dreimal. — 188. aber, abermals. — 191. abe, ab, von. nieden, unten. — 192. verjehen, ſagen (vergl. St. 124).

— 193. wunderlich, wundervoll. — 198. es, geht auf das Kind. — 200. ſtät, ſicher, feſt. — 207. gahen, eilen. — 209. beſunder, beſonders, beiſeite. — 213. gemannet, einen Mann genommen. — 216. hinafter, hinten, zurücke. — 217. geleit, gelegt. — 218. ſelt, ſeitdem.

# Drei Liebeslieder
## nach Sebaſtian Ochſenkun, von 1558.

### I.

Du freundlicher Held,
Dich hab' ich erwählt
  Dem Herzen zur Luſt und zu Freuden!
Ach! nimmer geſundet
Mein Herz tief verwundet,
  Willſt du von mir Armen dich ſcheiden.

Denn mir war geblieben
Im Herzen das Lieben,
  Glüht' immer und immer auf's Neue.
So lange ich lebe,
Nach dir ich nur ſtrebe,
  Ich mein' es in Ehre und Treue.

Du freundliches Herz,
Ich treibe nicht Scherz,
  Zu dir hat Lieb' mich umfangen
Mit heißeſtem Triebe.
Auch du gib mir Liebe,
  Nach dir nur ſteht mein Verlangen.

Ach! nur mir vertraue,
Die Liebe nur ſchaue,
  Mit der dich mein Herze beſeſſen:
So lange ich lebe
Nach dir nur ich ſtrebe,
  Dein kann ich ja nimmer vergeſſen!

## II.

Recht ſchmerzlich klingt
Mein Horn in's Thal,
Die Freud' iſt mir entſchwunden.
Ich hab gejagt
In Liebesqual,
Mein Wild, ach! nicht gefunden.

Ein edel Thier
In dieſem Feld
Hatt' ich mir auserkoren,
Das floh vor mir
In weite Welt,
Mein Jagen iſt verloren.

Fahr hin Gewild
In Waldesluſt,
Ich will dich nimmer ſchrecken,
Nicht jagen die
Schneeweiße Bruſt —
Ein andrer wird dich wecken.

Mit Jagdgeſchrei
Eilt er herbei,
Daß du nicht magſt entrinnen!
Halt dich in Hut,
Mein Thierlein gut —
Ich zieh in Leid von hinnen!

## III.

Mir ſelbſt gehör' ich förder nicht,
Leb' nur in deiner Gnaden Licht,
Hab' dir geweiht mein ganzes Herz
In Liebesluſt und Liebesſchmerz.
Von dir nicht zieht
Mein treu Gemüth.
Ich ſehe ja die Treue dein:
So geh's, wie's geh,
Stets will ich nur
Dein eigen ſeyn.

Dein Aug' mir Freud' und Hoffnung zeigt,
Vor ihm wohl Gram und Trauer weicht,
Und Gut und Blut, und Herz und Sinn
Geb' ich ſo gern dir völlig hin.
Gebiete frei,
Mir Herrin ſey,
Ich bin der fromme Diener dein,
Und geh's, wie's geh,
Stets will ich nur
Dein eigen ſeyn. —

Halt' feſt an mir, holdſelig Bild,
Und bleib' mir immer freundlich mild,
Laß ſonnen mich an deinem Licht,
Und weiche, ach! von mir nur nicht!

Denn all mein Glück
Gibt mir dein Blick,
Darum vergiß auch nimmer mein,
Und geh's, wie's geh,
Stets kann ich nur
Dein eigen ſeyn.

# Die heilige Catharina.

Was ewig muß der kalte Stolz entbehren,
Was forſchend nimmer mag die Welt ergründen,
Das konnt' in Liebe Catharina finden,
Treu hingewandt zu ew'ger Weisheit Lehren.

Als eine Weiſe mußt' ſie jeder ehren,
Sie wußte göttlich Wiſſen zu verkünden; —
Doch gegen ſie die Böſen ſich verbünden,
In Zorn das Werk der Liebe zu zerſtören.

Zur Marter ſtehet hoch ein Rad erhoben,
Dort ſoll der Jungfrau zarter Körper prangen;
Schon tritt ſie näher ohne Furcht und Bangen.

Allein die Lieb' darf Wunder kühn verlangen:
Die Jungfrau betet; wilde Blitze toben, —
Und Rad und Marter ſind in Dunſt zerſtoben.

Man hat zuweilen die Meinung aufſtellen wollen, daß Bücher, von der Art wie dasjenige, aus welchem wir dieſes und das vorige Blatt mittheilen, von Mönchen oder gar von Nonnen in jener Zeit geſchrieben und gemalt worden ſeyen. Allein wir können dieſer Meinung eben ſo wenig beipflichten, als wenn jemand behaupten wollte, daß unſere großen, alten, gothiſchen Dome von gewöhnlichen Baumeiſtern erfunden und ausgeführt worden wären. So wie ſich in dieſen eine außerordentlich tiefe theologiſche, liturgiſche und chriſtlich-ſymboliſche Kenntniß, noch außer dem Techniſchen der Baukunſt, überall nachweiſen läßt; ſo möchten wir auch behaupten, daß in ſolchen Manuſcripten, ganz vorzüglich aber in dem, von welchem hier die Rede iſt, eine ſolche Bekanntſchaft mit dem äußeren Leben, mit ſeinen Verhältniſſen, ſeiner Pracht und ſeinem Thun und Treiben, ſich überall nachweiſen laſſe, die wir unmöglich einer einſamen Nonne zugeſtehen können. Freilich wiſſen wir es wohl, daß in jener Zeit alles ein etwas klöſterliches Anſehen hatte, ja, daß mancher treue Künſtler, mancher wackere Rittersmann, manche vornehme Frau die Ruhe ihres ſpäteren Lebens in einem Kloſter ſuchten; und von ſolchen Kloſterleuten wollen wir jene Behauptung uns gerne gefallen laſſen; außer dieſem aber möchte das bloße mechaniſche Abſchreiben von Büchern und des Gregoriſchen Cantus wohl die Beſchäftigung gewöhnlicher Mönche und vielleicht auch der Nonnen geweſen ſeyn, nicht aber die Fertigung ſolcher Werke, wie das oben beſchriebene. Von den Baumeiſtern jener alten Kirchen hellet es ſich nun nach und nach auf, daß ſie ganze Brüderſchaften bildeten, die in den damaligen ſogenannten ſieben freien Künſten unterrichtet wurden, wozu allerdings in gewiſſen heiligen Orden ihre Meiſter die tiefſten

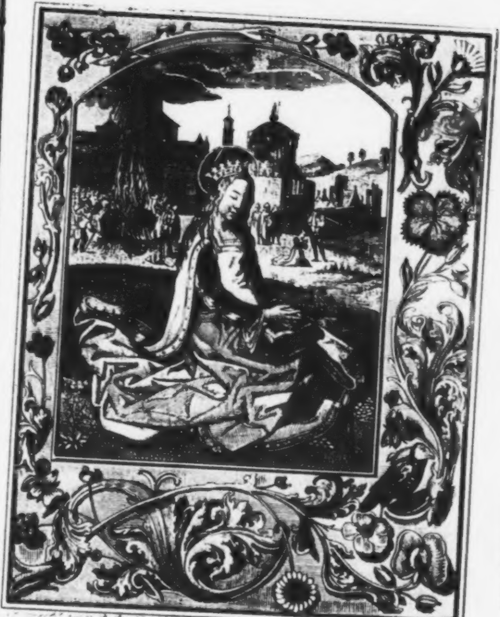
Grundregeln, Zeichen, und was ſie ſonſt Eigenthümliches hatten, aufbewahrten; wovon wir hier nicht weiter reden wollen, deren entartete Spuren ſich aber hier und da noch bis in unſere Zeiten hin nachweiſen laſſen. Und ſo iſt es wohl wahrſcheinlich, daß beinahe jede Kunſt, vorzüglich aber die Malerei, in jener Zeit nicht ſowohl Schulen, als vielmehr eine Art von Gilde oder Zunft bildete, denen in den einzelnen Städten ein großer Meiſter vorſtand, und aus welchen man oft eine große Menge ſich ſo ähnlicher, beinahe ununterſcheidbarer Werke hervorgehen ſieht, daß man ſie für Arbeiten einer und derſelben Hand halten möchte, und ſich daher verwundert, wie ein einziger Mann in ſeinem Leben ſo ungeheuer Vieles habe zu Stande bringen können. Allein da bildeten ſich die Lehrlinge ſtreng nach dem Meiſter, arbeiteten vielleicht nur aus, was er anlegte, und er ſelbſt legte vielleicht noch die letzte Hand an das, was ſie gemacht hatten. Es mag ein ſchönes, herrliches, frommes und reines Leben geweſen ſeyn, in ſolchen Kunſtgilden, und wahrhaft möchte man mit Neid aus unſerem zerriſſenen, haltloſen Zeitalter in jenes frohe Künſtlerleben hineinſehen.

So wenig wir nun aber das Buch, wovon wir hier noch zu reden haben, für das Werk eines Mönchs oder einer Nonne halten, eben ſo wenig wollen wir glauben, daß es von einer ganzen Zunftgeſellſchaft oder wenigſtens von vielen Händen gearbeitet ſey. Die erſtaunungswürdige Einheit, welche in dem Ganzen herrſcht, mit welcher ſich wirklich nur die Schöpfungskraft der Natur vergleichen läßt, die zwar Manchfaltiges überall, aber dennoch jede Gattung wieder ſtreng in dem Grundtypus geſtaltet, — verdrängt dieſe Meinung nothwendig ſchon auf den erſten

Anblick. Wir halten es vielmehr für das Schatzkäſtlein, in welches ein frommer, künſtlicher Mann viele Jahre ſeines Lebens hin das Köſtlichſte und Liebſte, was er konnte und hatte, hineingelegt, und mit Betrachtung, Anordnung und Vollendung dieſer Kleinodien die ſchönſten, andächtigſten und begeiſtertſten Stunden hingebracht hat. So ſind uns dies, und einige, faſt unbegreifliche, Werke vollendeter deutſcher Kunſt immer erſchienen, und nur dieſe Meinung haben wir bis dahin für hinreichend gehalten, um daraus eine befriedigende Erklärung über ein ſolches Werk geben zu können. —

Wir wollen nun verſuchen, noch Einiges über das mitgetheilte Kupfer der heiligen Catharina zu ſagen.

Auf duftigem, grünem Vordergrunde ſitzt die Heilige. Sie ſcheint in ſtiller Beſchaulichkeit verloren, oder vielleicht ſchon in der Ahndung ihres nahen Martertodes. Königlicher Schmuck der Jungfräulichkeit zieret ſie, und ein aufgeſchlagenes Buch deutet auf ihre große Gelehrſamkeit, in welcher ſie in früher Jugend, nach der Legende, ſchon die erſten Philoſophen übertraf, ſo daß ſie funfzig derſelben zum chriſtlichen Glauben bekehrte. Eine goldene, mit vielen farbigen Edelſteinen gezierte Krone deckt ihr Haupt, von welchem das ſchöne Haar in ſanften Wellen hinunterfließt. Ueber einem dunkelblauen Untergewande trägt ſie eine Art von weitem, faltenreichem Mantelkleide mit ſchönen Verbrämungen, deſſen Farbe wir nur mit jener der violet und röthlich ſpielenden Siringen oder Maienblumen vergleichen können. Die weite Landſchaft kontraſtirt in ihrer blauen Ferne gar lieblich mit den grauen Gebäuden und ſilbernen Fluten in der Mitte des



[illegible] [illegible]

Bildes, wo der Martertod der heiligen Jungfrau ſchrecklich vorgeſtellt iſt. In der Epiſode knitet nämlich die Heilige betend vor den grauſamen Rädern, mit welchen ihr Körper zerriſſen werden ſoll; und auf ihr Gebeth fährt aus finſtern Sturmwolken ein Feuerregen hervor, der die Maſchine zerſtört. Allein deſto ungeſtümmer ſcheinen die hartherzigen Heiden ihren Tod zu verlangen, den ihr denn endlich auch der Kaiſer Maxentius um das Jahr Chriſti 307 durch das Schwert geben läßt.

Die Arabesken, welche dieſes Blatt umgeben, ſind ſilberhell, ſo wie die untere Seite der Blätter der Silberpappel. Es ſind Akanthusgewinde, aus welchen purpurne, blaue und weiße Blumen in hellen Farben hervorſproſſen. Die ganze Verzierung und das Bild ſelbſt wird durch den Goldgrund, auf welchem die Arabesken liegen, gar ſchön hervorgehoben.

So viel einſtweilen von dieſem Blatte und dem Buche, zu welchem es gehört. Mehr als das ſchönſte Kupfer und die lebhafteſte Beſchreibung geben kann, gewährt natürlich der Anblick des unvergleichlichen Originals, zu welchem wir daher nochmals im Namen des freundlichen, gefälligen Beſitzers jeden Freund der frommen, deutſchen Kunſt mit herzlichem Gruße einladen.

# Ein Mährchen.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal eine arme Frau; ſo arm ſie war, hätte ſie gerne ein Kind gehabt und bekam immer keins, und es verſtrich weder Tag noch Nacht, daß ſie ſich nicht darnach geſehnt hätte, mehr als der Kranke ſich ſehnt nach friſchem Trunk oder ein Wirth nach luſtigen Gäſten. Da begegnete es ſich, daß dieſer Frauen Mann einmal dachte: ich will zu Walde gehen und Wellen Holz hauen, ſo komm ich doch aus dem Haus und mir das ewige Klagen aus den Ohren! Ging damit hin, ſuchte und ſchaffte den lieben langen Tag, und Abends kam er heim mit einem tüchtigen Bündel Holz, das warf er in die Stube hin. Siehe, da kroch ein kleines, glattes Schlänglein zwiſchen dem Reiſig hervor, welches die Hausfrau kaum erſah, ſo ſeufzte ſie tief aus der Bruſt auf und ſprach: Schlangen bekommen ihre Schlänglein, Menſchen ihre Kindlein, ich arme Frau ſitze allein in der weiten Welt, kinderlos als ein verwünſchter Baum, der keine Früchte bringt. — Zu dieſen Worten hob die kleine Schlange ihr Köpfchen auf und guckte die Frau an: „Du „wünſcheſt dir ein Kind und haſt keines, nimm mich an Kindes „Statt, ich will dich wie meine leibliche Mutter lieb haben.“ — Anfangs erſchrack nun die arme Frau gewaltig darüber, daß ſie eine Schlange reden hörte, faßte ſich aber bald einen Muth und antwortete: „Wohlan! ich bin's zufrieden, und bleibſt du „ordentlich bei mir, will ich dich pflegen und hüten, als ob du

„unter meinem Herzen gelegen hätteſt." Der Bauersmann hatte auch nichts entgegen, daß das Schlänglein im Hauſe bliebe und groß gezogen würde; die Frau gab ihm einen Winkel der Stube ein, da es ſchlafen ſollte, und brachte ihm tagtäglich Milch und gute Eſſensbiſſen, und nach weniger Zeit hatten ſie ſich alle aneinander gewöhnt, die Leute an die Schlange und die Schlange an die Leute, meinten auch nicht anders, als daß es immer ſo geweſen wäre. Aber das Schlänglein wuchs auf und gedieh in der guten Pflege von Tag zu Tag mehr, und als es ausgewachſen war, wurde es eine mächtig große Schlange, der die Stube faſt zu eng war. Da hub ſie einmal an und ſprach: „Vater, ich will freien." — „Meinetwegen," — ſagte der Bauer, „was thun wir da? Wir ſuchen dir eine Schlängin, „gerade wie du biſt, mit der kannſt du Hochzeit halten." — „Schlangen- und Drachen-Verwandtſchaft mag ich nicht, die kriecht „zwiſchen Dorn und Sträuchern herum, des Königs Tochter „begehr' ich; lauf, mein Bäuerlein, laß mich nicht lang flehen „und warten, geh zum König und hol' ſie ab, und fragt er „nach dem Bräutigam, ſag' nur: für eine Schlange." —

Der Bauer lief und ſprang, bedachte ſich nicht viel und als er in die Königsburg kam, ſprach er: „Herr König, des Boten „Schuld iſt nicht, was er für Botſchaft trägt, ich ſoll euch „grüßen von Seiten des Bräutigams eurer Tochter und komm „ſie abzuholen." — „Wer iſt dann, der ſich mit meiner Taube „vermählen will?" — „Eine Schlange, Herr König." Da ſah der König wohl, daß er unvernünftig redete; meinte ſich aber den Bauer bald vom Halſe zu ſchaffen und verſetzte: „Gut „geſprochen, aber noch nicht geſchloſſen, meine Tochter bekommt

„die Schlange nicht, bevor ſie mir alle Aepfel und Früchte in „meinem Luſtgarten in Gold wandelt.“ — Der Bauer ging und hinterbracht's der Schlange, die ſprach: „Iſt's weiter nichts? „Bäuerlein, morgen früh, ſo der Tag bricht, geh auf die Gaſſe „und leſe auf, was da liegt von Obſtkernen und Steinen, die „nimm und ſäe ſie aus in den Luſtgarten, ſo ſollſt du ſchon „ſehen.“ Und kaum warf die Sonne den erſten Strahl, kam mein Bauer mit einem Henkelkorb in der Hand und las alle Steine von Pfirſchen, Zwetſchen, Kirſchen, Pflaumen, Apricoſen und Mirabellen auf, die unter dem Kehricht und zwiſchen dem Pflaſter lagen, nahm und ſäte ſie in des Königs Garten aus; alſogleich, wie man die Hand umdreht, keimten die Kerne und trieben Zweige, Blüten und Früchte von rothem Gold, ſo klar und ſchimmernd, daß ſich der König verwunderte; aber als er ſich beſann, was er verſprochen hatte, fiel ihm ein rechter Schrecken in den Leib. Die Schlange aber rief: „Bäuerlein, ſpring und „hole die Braut ab.“ — Da kam der Bauer und wollte das Verſprechen löſen, aber der König dachte nun und nimmermehr ſein Kind der Schlange zu laſſen und ſagte: „Will der Schlangen„Bräutigam anders mein Töchterlein haben, muß er zuvor „Mauer und Grund meines Gartens in Edelſtein wandeln, ſonſt „fährt er leer ab.“ — Der Bauer ging und hinterbracht's. Die Schlange ſprach: „Weiter nichts? Morgen früh, wenn der Tag „leuchtet, geh und ſammle alle zerbrochene Scherben, die du auftreiben kannſt, und ſtreu ſie hin an des Königs Garten und Mauer, „ſo ſollſt du dein Wunder ſehen.“ Früh Morgens alſo, wie der Tag aufging, hing der Bauer einen Sack um den Hals und las darein, was er von zerbrochenen Töpfen, Schüſſeln, Häfen, Scherben, Henkeln und Oehren fand, und trug ſie, wie ihm geheißen war, an des Königs Garten; alſobald, eh man ein Aug auf und zu thut, glimmerte und flimmerte Boden und Mauer von den hellſten Diamanten, Rubinen, Jaspiſen und Schmaragden, daß es einen blendete, wenn man nur darauf ſah, und war der König das erſtemal erſchrecken, wurde ihm diesmal noch ſchlimmer zu Muthe, und lag ihm wie ein Stein am Herzen, was er ſagen ſollte, wenn der Schlangen Bote käme und ſeine Tochter abforderte. Die Schlange rief: „Bäuerlein, eil und ſpringe, daß „du mir meine Braut heimbringſt.“ Wie ſie nun der Bauer löſen wollte, hatte ſich der König noch einmal bedacht und antwortete: „So weit ſind wir noch nicht, will er die Tochter haben, muß er zuvor mein ganzes Schloß in pures Gold verwandeln.“ Damit ging der Bauer, und hinterbrachte die Botſchaft und die Schlange ſprach: „Weiter nichts! Das ſoll bald „geſchehen; geh, binde zuſammen allerlei Gekräutich, zahm und „wild, und ſtreiche damit an die Grundmauern vom Schloß des „Königs, ſollſt du bald ſehen, was geſchicht.“ — Da ging mein Bauer, holte Rauten, Kerbel, Fenchel, Geier und Neſſel, und band's in ein Büſchel, ging damit hin an die Schloßmauer und ſtrich ſeine Kräuter unten dran; alsbald, ehe man ein Wort geſprochen hätte, hub das Schloß an zu ſcheinen und ſtrahlen von purem Gold. „Bäuerlein, lauf und hol mir die Braut „heim!“ Da kam der Bauer, und der König ſah ihn ſchon von weitem gehen; da wußte er weiter keine Ausflucht und Antwort mehr, dachte auch an die Koſtbarkeiten, die ihm die Schlange zubereitet hätte, und daß es noch nicht ſo übel gethan wäre, einen ſo vermögenden Schwiegerſohn zu haben; darum ſprach er: „Laß nur den Bräutigam kommen, denn noch heut am Tag ſoll „Hochzeit gehalten werden.“ Der Bauer ging ſeiner Wege,

ber der König rief ſeine Tochter, welche Grauhild hieß und
underſchön war: „Liebſte Tochter, ich habe dich einem fremden
Freier zur Ehe verheißen und darf mein Wort nicht brechen.“
Liebſter Herr und Vater,“ ſagte Grauhild, „in allen Stücken
die ihr mir befehlet, bin ich euch treu und gehorſam“ und wie
e das Wort noch im Munde hatte, ringelte ſich eine dicke,
roße Schlange daher, daß alle Hofmänner zitterten, wie Rohr
n Wind, und dem König und der Königinn bang um's Herz
urde und ſie alle in der großen Angſt davon flohen. Grauhild
ber blieb mutterallein ſtehen, dachte.: was mir geſchehen ſoll,
eſchieht mir doch, einmal hat mir mein Vater dieſen Gemahl
userleſen und keiner ſoll ſeinem Schickſal widerſtreben. Die
chlange wälzte und wand ſich aber immer näher und näher,
nd als ſie bei Grauhilden ſtand, drehte ſie ſchnell den Schweif
m ſie herum, daß ſie wie auf einem Ring ſaß und ſchleppte ſie
it ſich ins Brautgemach. Kaum aber waren beide in der
chlafkammer, warf die Schlange den Thürriegel vor und ſtreifte
en Balg nieder, ſiehe, da wurde ſie zum allerſchönſten Jüng-
ng, den man je in der Welt geſehen hatte, und ſeine Locken
uchteten wie Sonneſtrahlen vom Haupte. Aber der alte König
ar beinahe vor Schrecken erſtarrt, als er ſein liebſtes Kind ſo
it der Schlange fortziehen ſah, und wenn ihm einer zu Ader
elaſſen hätte, wäre kein Tropfen Bluts herausgefloſſen; nun
ar, wie der Riegel vorſchlug, grauſte es ihm noch viel mehr.
Hörſt du, Frau,“ ſprach er, „den Riegel vorwerfen, jetzt hat
der verfluchte Drache unſere Herzenstochter ganz in ſeiner Ge-
walt und wird ſie zermalmen, wie man ein Ei mit der
Hand zerdrückt.“ Bei allem dem trieb ihn insgeheim an, nä-
er zu gehen, um zu hören, was er etwa noch helfen könnte.

und als er vor die Kammerthüre kam, war zum Glück ein Spalt drin, wodurch er etwas hineinſehen konnte. Wie er ſo ſchaute, ſah er den abgeworfenen Schlangenbalg zu Boden liegen und den ſchönſten Jüngling neben ſeiner Tochter im Bette ruhen. Da wußte er ſich vor Freuden nicht länger zu halten, ſprengte die Thüre ein, und griff die Schlangenhaut und warf ſie auf's Feuer, daß ſie flugs verbrann. — Wie der Jüngling das ſah, ſchrie er laut Zeter und Weh: „Was habt ihr mir gethan!“ wurde alſobald zu einer Taube und flog auf aus dem Bett und wollte fortentfliehen; allein alle Fenſter waren zu. Da ſtieß er eilig mit dem Schnäblein und Köpfchen an eine Glasſcheibe und pickte ſo lange, bis ſie entzwei brach, daß er hindurch dringen konnte. Der Ritz war aber unglücklicherweiſe zu klein und eng und die Flucht zu haſtig, alſo ſchlüpfte die Taube zwar noch durch, aber den Leib verſchnitt ſie ſich jämmerlich an den Glasſcherben. Da ſaß die arme, junge Braut mit einmal auf dem Jammerſtuhl und mußte ihre Freude ſchnell ſehen zu Waſſer werden. Die Eltern tröſteten ſie auf alle Art, doch nichts wollte an ihr verſchlagen. Aber als die Nacht einbrach und das ganze Schloß entſchlafen war, ſtand Grauhild auf, nahm mit ſich, was ſie an Ringen und Geſchmeiden hatte, und ging durch ein heimliches Pförtlein aus des Königs Burg, feſt entſchloſſen, nicht eher zu ruhen noch zu raſten, bis ſie ihren theuren Gemahl wieder aufgefunden. —

Die Nacht war kühl und der Mond ſchien vom Himmel; ein Fuchs kam dahergegangen: „Grüß dich Gott, fein Mägdelein!“ — „Schönen Dank, Meiſter Fuchs.“ — „Erlaubt mir wohl, daß ich mit euch gehe?“ — „O ja, warum nicht? denn ſo

„Weg und Steg gar ſchlecht.“ — Alſo gingen ſie zuſammen fort, und nach einer Weile gelangten ſie in einen finſtern Wald, in dem die Bäume plisperten, wie als wenn Kinder mit einander ſpielten. Die beiden Wandersleute waren aber wegemüd und ſetzten ſich hin und ruhten in einem Geſträuch neben kühlem Brunnenwaſſer, banden ſich Küſſen aus grünen Kräutern und legten ihre Häupter drauf nieder, und ſchliefen die ganze Nacht durch. Als nun früh Morgens der Tag anbrach, wachten ſie munter auf und machten ſich reiſefertig; da zwitſcherten und wirbelten die Waldvöglein über den Bäumen in der Luſt, daß es eine wahre Luſt war, und Grauhild kaum ein Paar Schritte that und ſchon wieder ſtillſtand, dem ſüßen Vogelſang zuzuhören, und hatte gar zu großen Gefallen dran. — Der Fuchs ſah das wohl und machte eine geſcheidte Miene: „Noch beſſer ſollte dir's „alles gefallen, verſtündeſt du die Worte, die ſie in ihrer Sprache „zuſammen reden.“ — „Ei, verſtehſt du die Stimmen der Vögel, „ſo ſag mir doch an, was ſie reden.“ Die Jungfrau war neugierig, wie die Frauen ſind, aber der Fuchs ſchlau, wie die Füchſe ſind, und ließ ſich lange bitten und that's doch nicht. „Thu's doch, lieber Gevatter,“ ſprach Grauhild, „wir reiſen „auch fein zuſammen, heute den ganzen Tag.“ Und wie ſie ihm immer mehr ſo zuſprach, ließ ſich endlich Meiſter Fuchs erbitten und ſagte: „Es unterredet ſich dies Gevögel von einem „großen Unglück, das einem Königsſohn wiederfahren iſt; dieſer „Königsſohn war ſtolz geboren, wie ein ſchlanker Baum; eine „Hexe verliebte ſich in ihn, er aber wollte nichts von der Hexe „hören; da wünſchte ſie ihn aus Rache in eine Schlange ſieben Jahre lang; und als die ſieben Jahre bald herum geweſen wären, verliebte er ſich in eine Königstochter und hielt

Hochzeit mit ihr, und in der Kammer ſtreifte er die Schlangenhaut ab und wurde ein ſchöner Jüngling; aber der König, Vater der Braut, ſah die Haut liegen und verbrannte ſie im Feuer; da war kein länger Bleiben mehr für den Jüngling, ſondern mußte fort, und als er nun in Geſtalt einer Taube davon fliegen wollte, brach die Glasſcheibe und er hat ſich am Glas ſo zerſchnitten, daß alle Aerzte für ſein Leben nicht ein Blatt geben.“ Nun kann jeder denken, wie betrübt und froh Grauhild war, als ſie ihr eigen Herzenleid erzählen hörte; betrübt, über die Leiden ihres Gemahls, und doch froh, Kundſchaft von ihm zu bekommen; that aber, als ob er ſie nicht anginge und fragte: „Was iſt das für ein Königsſohn und wo wohnt er? Das wäre doch ſchlimm, daß kein Heilmittel für ihn gewachſen ſeyn ſollte?“ „Mittel gäbe es wohl, nur die Aerzte wiſſen’s nicht,“ antwortete der Fuchs, „alſo haben die Vögel geſagt: Vater des Königsſohns wohnet im tiefen Thal; die Wunden in ſeinem Haupt nichts in der Welt kann heilen, es ſey denn, daß man unſer Blut nähme, die wir das ſingen, und mit der Blutſalbe den Fürſten beſtriche.“ Alsbald bog ſich Grauhild zu Knien vor den Fuchs: „Gevatter und lieber Meiſter Fuchs, das wäre eine ſchöne Sache, wollen wir nicht den Lohn verdienen und den Königsſohn heilen? Fang mir die Vöglein, daß wir ihr Blut ablaſſen, und für den Dienſt ſollſt du’s dein Lebelang gut haben.“ „Still, ſtill,“ ſprach der Fuchs, „wart bis heut Abend, da kommen die Vöglein klein und bunt geflogen zum Schlaf auf dem großen Baum, und laſſen ſich auf alle Aeſte nieder, da will ich hinanſteigen und ſie wegfangen einen nach dem andern.“ Den ganzen Tag bis dahin aber verbrachten ſie in Geſprächen von der Schönheit des Bräutigams, dem Schrecken des alten Königs und dem Unglück, das er hernach durch ſeinen Vorwitz angeſtiftet hatte, und über den Reben ſenkte ſich der Tag, und die Nacht deckte ihren Mantel auf die Erde aus. Nicht lange, ſo kamen die Vöglein heim geflogen eins nach dem andern und ſchaarten ſich Aſt bei Aſt, Zweig bei Zweig, ſaßen da und ſchloßen die Augenlieder zu. Da kam Meiſter Fuchs geſchlichen leiſe leiſing, ſachte ſachting, und kletterte den Baum hinan, griff die kleinen Vöglein nach der Reihe in großer Zahl, Zeiſerlein, Meiſerlein auf dem erſten Aſt, und auf dem zweiten Grasmücken und Diſtelfinken, auf dem dritten Sperlinge und Hänfelinge, auf dem vierten Aſt Goldammern und Nachtigallen, auf dem fünften Lerchen und Schwälblein, und ganz oben Zaunkönige und Fliegenſchnepper, die ſaßen hoch im Baumwipfel, und wie er eins faßte, drehte er ihm ohne Barmherzigkeit den Kopf um und reichte es hinunter. Grauhild aber nahm jedes Vöglein ab, hielt es über eine Flaſche, damit das Blut hineintropfte und ja nichts verloren ginge, und als ſie damit zu Stande waren, that Grauhilde Freudenſprünge, weil ihnen das Werk ſo wohl gelungen wäre. „Freu dich nicht zu früh, meine Tochter, „du meinſt wohl alles gethan zu haben und haſt noch nichts ausgerichtet; denn ſoll dir das Vögelblut zu etwas taugen, ſo gehört auch erſt noch mein gutes Fuchsblut drunter und müßte „dazu gemiſcht werden; das Vögelblut weiß ich ſchon ſelber zu „brauchen.“ Kaum hatte der Fuchs das Wort ausgeſprochen, lachte er und nahm den Weg unter die Beine. Da erſchrack Grauhild innerlich, that aber, wie alle Frauen, ſchmeichelnd und hinterliſtig: „Geh doch, du närriſcher Fuchs,“ rief ſie ihm nach, „du haſt Urſache davon zu laufen! als ob ich dir nicht ſo viel „Dank ſchuldig wäre und als ob es keine Füchſe mehr in der

„Welt gäbe, deren Blut mir denſelben Dienſt thut. Nimmermehr werd ich arme Jungfrau den Weg allein finden durch den „finſtern Wald in das Königreich Tiefenthal, wo der kranke „Prinz liegt, außer wo du mir beiſtehſt und Weg und Stege „zeigſt.“ Der Fuchs dachte bei ſich: der kann ich wohl trauen, meinte, keiner ſey liſtiger als er, und ward überliſtet von einer Frauen; ſtand alſo wieder ſtill und wartete; hernach gingen ſie beide zuſammen fort auf dem Pfad durch den dunkeln Wald; allein ſie hatten noch nicht funfzig volle Schritte gethan, ſo ergriff Grauhild den Stock, den ſie in Händen trug, und ſchlug dem Thier auf den Kopf, daß es alle Viere ſtreckte, und der Fuchs lag da und war mauſetodt. Da war ſie her, zapfte ihm ſein Blut ſäuberlich ab und miſchte es zu dem Blut der kleinen Vögel, und wie ſie beides beiſammen hatte, ſparte ſie Gehens nicht und kehrte nirgends ein, ſondern wanderte, bis ſie nach Tiefenthal gelangte. In der Stadt aber ging ſie augenblicks hin in das Schloß und ließ ſich als fremden Arzt melden. Und des Königsſohns Vater, obwohl es ihn ein Wunder nahm, daß eine Jungfrau ausrichten ſollte, woran die größten Meiſter der Arznei verzweifelten, dachte jedoch: hilft's nichts, ſo ſchadet's nichts, das Spiel iſt doch verloren; alſo erlaubte er es ihr. Grauhild aber ſprach: „Was ſoll geſchehen, ſo ich ihn geſund „mache?“ Sagte der König: „Alles, was du begehrſt.“ Er wußte wohl, daß es nicht geſchehen könnte. Da forderte ſie ihn zum Ehgemahl, und der König ſprach: „Ja.“ Als ſie des Königs Wort nun hatte, trat ſie in's Krankenzimmer und beſtrich ihn mit der Blutſalbe, und kaum war es geſchehen, ſo ſprang der Kranke auf und war eckergeſund, als ob ihm nie etwas gefehlt hätte. Grauhilden aber, ſeine liebſte Braut, erkannte er nicht, weil ſie ihr Geſicht verſtellt hatte; da kam ſie und verlangte ihn zur Gemahlſchaft, und der alte König ſprach, das wäre recht und verſprochen. Der junge aber ſagte: „Nur „nicht ſo; mein Treuwort iſt ſchon vergeben an die ſchönſte „Jungfrau auf Erden.“ Wie nun Gronhild ſeine Treue wohl erſah, ging ſie hin ihr Antlitz waſchen, und er erkannte ſie alsbald; da war gewaltiger Jubel und wurde noch einmal Hochzeit gehalten, und beide herrſchten zuſammen in Glück und Frieden ungeſtört bis an ihr Lebens-Ende. —

# Der Mädchenſprung.

## Sage vom Harzgebirge.

„Maria hilf! Nur du kannſt hier mich retten.
„Daß mich die Wuth des Rieſen nicht erreicht;“
So ruft ein ſchönes Kind; „ich will mich betten
„Viel lieber tief im Abgrund, kalt und feucht!“

Sie hat in Eil den Gipfel ſchon betreten,
Der jenſeits ihr den fernen Gipfel zeigt; —
Und fliegt hinüber, — wie auf Roſenketten
Gewiegt von zarten Englein, — kühn und leicht. —

Der Rieſe kommt, — ſieht in den Schlund hinab, —
Hört auf den fernen Höhn das Mädchen ſingen,
Die ſich durch Gottes Kraft ihm hat entſchwungen: —

„Was ſie vermag, iſt leicht auch mir gelungen;
„Hilf Hölle!“ — Er verſucht's, kann's nicht vollbringen,
Und — zwiſchen jenen Bergen iſt ſein Grab.

## Meine Kindheit.

Als ich noch ein Kindlein war,
Hatt' ich viele Freude;
War ohn' Sorgen immerdar,
Lebte in die Weite.

Blümlein lachten ſtill mich an
Mit verliebten Blicken;
Sah im frommen Kindeswahn
Sie mir freundlich nicken.

Vöglein ſprachen oft mit mir,
Ließen gern ſich ſehen;
Sagten auch nichts Fremdes mir,
Konnt' ſie wohl verſtehen.

Sternlein waren gar nicht fern,
Thäten lieblich winken,
Und ich glaub', ſie wollten gern
Zu mir niederſinken.

Englein kamen auch herab,
Konnt' im Traum ſie ſchauen:
Zeigten mir ein Blumengrab
Und des Himmels Auen.

Aber nun ich größer bin,
Iſt die Luſt verſchwunden;
Matt und krank iſt Herz und Sinn,
Kann nicht mehr geſunden.

Blümlein jetzt verwelket ſtehn;
Vöglein zog von dannen;
Sternlein immer weiter gehn;
Englein's Träum' zerronnen.

## Was iſt ſchöner als mein Liebchen.

Röslein roth, wie biſt du ſchön,
Wie dufteſt du ſo ſüße!
Magſt neben allen Blumen ſtehn, —
Dich als die Schönſte grüße.
    Schöner doch ein Blümlein blüht
    Auf Liebchens Mund und Wangen;
    Wie Morgenroth es lieblich glüht,
    Thu heiß nach ihm verlangen.

Lilie ſchlank, wie biſt ſo rein,
Welch' Weiße ſonder Gleichen!
Vor deines Glanzes mildem Schein
Muß jede Blum' ſich neigen.
    Nur ſein Liebchen neigt ſich nicht,
    Die Lilie muß ihr weichen:
    Des Buſens reinem Himmelslicht
    Kann Lilienglanz nicht gleichen.

Sternlein hell, wie ſiehſt ſo mild
Herab aus Himmels-Räumen!
Dein ſanfter Blick das Herz erfüllt
Mit ſüßen Liebesträumen.
    Liebchens Aeuglein milder blickt,
    Weckt nie gekannte Triebe,
    Das Herz der trüben Erd' entrückt
    Zu überſel'ger Liebe.

## Herbſtklage.

Ach ſüße Blümlein, warum wollt ihr geſcheiden von dann?
Ich ſtand in ſo fröhlichem Wahn,
Ihr ſollet immerdar blühen und glühen!
Gabt ſo milden Schein, ward meiner Augen Weide und Luſt.
Doch krank iſt und matt meine Bruſt,
Seit ihr wollt anderſthin ziehen und fliehen.

Ich bin ja allein, mich will niemand erfreuen zur Stund!
Mir lachet kein lieblicher Mund,
Kann meine Noth niemand ſagen noch klagen.
Eine Fraue rein minnete ich in Treuen fürwahr,
Durch ſie bin ich an Freuden bar,
Muß meine Pein euch nun ſagen und klagen.

So bleibet Blümlein, ſonſt müßte ich ja ſterben vor Leid,
Weil ihr meine Tröſter mir ſeyd. —
Ihr ſollet immerdar blühen und glühen!
Ach, in Liebespein muß das Herze verderben zur Stund,
Wird Troſt ihm von niemanden kund!
Dann muß es anderſthin ziehen und fliehen.

## Der ſchöne Jäger.

Ich ging ſo froh zum Tanz
Wohl in des Frühlings Reigen,
Sucht' Blumen mir zum Kranz,
Mich ſchön geſchmückt zu zeigen,
  Und ſang und ſprang
  Die Wieſ' entlang.

Da kam aus dunkelm Wald
Auf hohem Roß ein Ritter;
Sein Hifthorn laut erſchallt, —
Der Klang mein Herz durchzittert.
  Fühlt allzumal
  Der Liebe Qual. —

Der Ritter kam heran, —
Hab' ſchönern nie geſehen, —
Blickt mich ſo freundlich an,
Mußt wohl den Blick verſtehen.
  In ſüßer Luſt
  Schlug meine Bruſt.

Der Ritter ſprach drei Wort
Mit leiſer, linder Stimme;
Der Worte goldner Hort
Mir hell im Herzen ſchimmert, —
  Und wächſt und blüht,
  Und nie verglüht! —

Da kam die Jagd heran.
Ließ hell ihr Lied ertönen:
Mit ihr zog er von dann,
Ließ mich in heißen Thränen!
Gar bald der Sang
Im Wald verklang.

Bin nicht mehr froh und frei;
Sind doch der Liebe Schmerzen
So lieb mir und ſo treu
Dem ſehnſuchtsvollen Herzen.
Das ſüße Leid
Iſt meine Freud. —

Ich laß die Blümlein ſtehn,
Tanz nicht mehr in dem Mai,
Denk an den Ritter ſchön
Und an die Wörtlein drei. —
Ach, gar zu bald
Der Klang verhallt!

# Leupold und Jutta.

Herr Leupold in ſtürmender Eile entflieht,
Hält Jutta im Arme, die himmliſche Braut.

„So hab' ich dich wieder, die Gott mir geraubt!
„Du bleibſt nun auf ewig dem Liebſten getraut.“ —

„„Ach weh uns, o Leupold! was nahet ſich dort,
„„Mit blitzenden Augen ein Männlein ſo ſchwarz!““

Still ſtund das Roß, und wollte nicht fort,
Wie auch der Ritter mit Spornen es ſtach.

„„„Gott gebet, was Gottes, — das Männlein rief laut, —
„„„Die Nonne zurück ihrem Bräutigam tragt! —“““

Leupold ſein ſcharfſchneidend, hellblinkend Schwert zog,
Stürzt grimmig aufs Männlein, das Haupt ihm zerſchlug.

Drauf jach mit dem Roſſe der Ritter entſtürmt,
Hält Jutta im Arme, die liebliche Braut.

„Nicht Himmel, nicht Hölle entreißen dich mir,
„Ihn'n beiden trotzt Liebe in feurigem Muth.“

„„Ach weh mir, Geliebter! was ſchwankt dort hervor,
„„In blutigen Thränen ein Weiblein ſo roth!““

Feſt ſtund das Roß, — nicht weiter es konnt', —
Wie heiß ihm das Blut auch die Sporn' herab rann.

„„„Noch wird dir Gnade, — 's Weiblein zu Jutta ſprach, —
„„„Doch eile, wo's Zeit iſt, zum Kloſter zurück.“““

An Leupold ſich Jutta ſchmiegt, der zog ſein Schwert
Heißzürnend dem Weiblein das Herze durchſtach. —

Wild jagt ſeinem Schloſſe der Ritter nun zu,
Das hell auf dem Berge im Mondſcheine ruht. —

„O Jutta, dort glänzet das Ziel unſerer Fahrt,
„Dort ruheſt du ſicher im liebenden Arm!“

„„Ach Leupold! ach, ſieh nur, was folgt uns ſo ſchnell,
„„Ein Männlein, ein Weiblein, ſo blutig entſtellt!““

— Der Ritter ſieht um, — das Haar ſich ihm ſträubt, —
Das Männlein, das Weiblein, die ſchweben ſo leicht!

Und alles erdunkelt, der Mond iſt verbleicht,
Doch Feuer den Augen des Männleins entſprüht.

Und Schrecken umklammert den Ritter und Furcht,
Ihm ſchwinden die Sinne, den Weg er verliert.

An Stromes Rand traget ihn endlich das Roß,
Und ſchnaubet und keuchet und wurzelt ſich feſt.

Hier woget und tobet die brauſende Fluth. —
Dort ſchleichen das Männlein, das Weiblein herzu; —

Da zwängen den Ritter Verzweiflung und Angſt,
Er ſpornet, fleht, ſtachelt das ſchäumende Roß, —

Und wild ſchießt's hinab in den wirbelnden Schlund, —
Der ſchließet auf ewig den klaffenden Mund.

## Romanze.

Durch Nacht und Wald
Ging Willibald,
Der Himmel war dunkel umzogen.
Sein Herz war ſchwer,
Kein Stern ſchien mehr,
Ihn hatte ſein Liebchen betrogen.

Aus finſterm Wald
Trat Willibald,
Dort hatt' er nicht Ruhe gefunden.
An's Meer er kam, —
„Von meinem Gram
„Kann nur in dem Grab ich geſunden!“

Und Willibald
Fühlt ſich gar bald
Hinab in den Abgrund gezogen.
Vor ihm darob
Ein Kreuz ſich hob,
Das glänzt' auf den grünlichen Wogen.

Die Hände falt't
Herr Willibald,
Thät inniglich beten und weinen;
Und einen Stern
In weiter Fern,
Den ſah er von neuem erſcheinen.

Drauf in den Wald
Zog Willibald,
Aus dem er verzweifelnd gekommen.
Wählt' ſich ein Haus
In der Einöd' aus. —
Der Schmerz war dem Herzen entnommen.

## Von zwei Geſellen.

(Aus der Seele Troſt. Manuſcript aus der 1ſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. S. 179—182.)

Liebes Kint, du ſalt nit ungetruwe ſin noch falſche. Wem das du gelobeſt Truwe, dem ſaltu Truwe halden und leiſten. Nym ein Exempel an zwein Geſellen, do von wil ich dir ſagen: —

Zwey Kinder worden geboren in eim (1) Lande, die hatte Got glich gemacht, das nẏemants eins vor dem andern mocht erkennen. Der ein was eins Grefen Sone vnd der ander was ein Ritters Sone. Die Kinder dauſte der Babſt zu Rome vnd nante des Grefen Son Amelius vnd des Ritters Son Amicus, vnd der Babſt gap yn zwen Neppe, (2) glich gemacht von edelem Holtze. Vnd diſſe zwey Kinder gelobten getrue Geſelſchaft zu ſin; diwil (3) das ſie lebten, ſo ſolden ſie ſich nit ſcheiden.

Amicus Fatter ſtarb vnd die vngetruwen Heren entfremten ym alles ſins Vatter-Erbe und Guit; do enwuſte (4) er kein Wegk vnd wanderte zu ſins Geſellen Amelius. Den enfant er nit da heim; wan (5) Amelius was gewandert zu Amicus Huß vnd wolde yn broſten. Deß enwuſte Amicus nit; alſo ſucht er einer den andern von Steden zu Steden wol ein gantz Jar.

---

(1) einem. (2) Näpfe. (3) dieweil. (4) Das verſtärkte en iſt hier immer nur eine wiederholte Verneinung. (5) denn.

Vnder des qwam (6) er (7) in eins Ritters Huß; der gab ym ſin Dochter. Darnach, da die Brutſchafft geſcheen was, do ließ Amicus nit abe. Er ſuchte ſin Geſellen Amelius. Do begegnet ym ein Bilgerin. (8) Dem gab Amicus ſin Rock vff das, das er Got bede, das er ſin Geſellen (Amelius) finden mochte, vnd Amicus bat den Bilgerin, ob er Amelius irgent ſehe, das er ym nachfolgen welde gein Parijs.

Deſſelben Tages qwam der Pilgerin Amelius zumal in böſen, ſnoden (9) Kleydern vnd was an dem Antlitz geſtalt als Amicus. Do wonte (10) der Bilgerin, daß eß Amicus were. Do wunderte er ſich ſere, war (11) ſin Pert vnd ſin Gleider komen were? Da ſprach Amelius zu dem Bilgerin: „Du vmb wanderſt vil Landes vmb; haſtu myn Geſellen Amicus irgent geſeen?“ — Da ſprach der Pilgerin: war vmb frageſtu mich vmb Amicus? du biſt doch Amicus vnd gebe mir hude (12) diſſen Rock vnd fraget mich vmb dinen Geſellen Amelius! Da hette(ſt) du Perd vnd Knecht, war ſint die nu komen? — Do ſprach er: (13) „ich bin nit Amicus; Ich bin im glich an dem Antlitz vnd ich „heiß Amelius.“ — Do ſprach der Pilgerin: du findeſt Amicus zu Parys. —

Vnd da fant er yn vnd in wart beiden wal zu Mude; ſie helſten und koſten ſich einander und zogen beyd in Konig Karulus Hoiff. —

---

(6) kam. (7) näml. Amicus. (8) Pilgrim, oft auch nur Wandrer. (9) ſchnöden, ſchlechten. (10) wähnte. (11) wohin. (12) heute. (13) näml. Amelius.

Der Konig entphing ſie zu ſim Hoiſſ-geſinde vnd ſie dienten yn alſo well, daſſie menlichen (14) liep hatte. —

Dar nach zu einer Zyt zoch Amicus heim zu ſiner Husfrauwen vnd ließ Amelius bliben in des Keninges Hoiſſ. — Do hatte der Konig eyn Dochter; die hatte Amelius liep. Zu einer Zyt bekroge Amelius die Bekarunge, (15) das er die Jungfrauwe allein hatte vnd det ir Gewalt. Des was ſie ſere betrubet. Da was in dem Hoiſſe ein Graſſe, dem was Amelius ſunderlichen fruntliche; dem ſaget Amelius ſin Heimlichkeit vnd fraget in Raits. Zu eim Tage bewiſte der Greſſe Untruwe vnd melte (16) yn vor dem Konig. Der Konig wart zornig vnd fraget die Dochter vmb die Sach. Sie ſprach, der Greſe ſolt das bezugen vnd kunde das nit gethun. Do ſprach der Konig: „Uwer einer ſal den andern beſten zo kemphen.“ — Diſſe Mere vernam Amicus vnd zoch hin vor des Koniges Hoiſſ vnd fraagte Amelius vmb die Sach vnd Amelius bekant iß vor ym, das er der Jungfrauwen Gewalt hatte getan. Do ſprach er: „ſo han
„boſe fechten; wan (17) du ſchuldig biſt. Auch wil ich dir ein
„Truwe (18) bewyſen: nym myn Phert, myn Kleider vnd
„myn Knecht vnd far hiene zu myner Huisfraue. Sie erkennet
„dich nit. Ich wil hie vor dich kempen. — Iſt das ich ſterben
„ſo behalt dir das Wip; iſt das mir Got hilfſt, ſo kome widder
„zu mir.“

Das geſchach, das Amelius reit zu Amicus Huß vnd zu ſiner Huisfrauwen. Und ſie entphieng in vor yren Man; wan er alſo geſchaffen was, als Amicus. — Vnder des gewan Amicus den Kamp. — Des Abendes, wan ſie (19) ſlaffen gingen, ſo nam Amelius ſin Swert vnd leit iß zwiſchen ſie beyde (20) vnd er ſprach zu ir: „beroreſtu mich, e ich wiſſe, wie iß minem „Geſellen gee, iß koſt dich din Leben.“ — Dar nach qwam ym ein Bode, das er komen ſolde zu ſim Geſellen. — Vnd er det ſin Cleider wider an vnd der Koniz gab ym ſin Dochter.

---

(14) jedermann. (15) Verſuchung. (16) verrieth.
(17) denn. (18) Treue.

Dyſſe Dinge verhelten Amicus vnd Amelius vnder yne, daß iß nyemants wuſte. — Dar nach uber ein lang Zyt da plaget Got Amicus, das er maletſch (21) wart. Da ging ſin Huisfrauwe mit alle yren Frunden vnd dreibe yn uß alle ſim Gude vnd er was krang vnd ubel geſtalt vnd kein Menſche wolt mit ym zu ſchicken (22) hen. Do muſt er werden ein Betteler vnd ging von Huſe zu Huſe vmb ſin Broit vnd er enhatte nit mere von ſim Gude, dan den Napff, den ym der Babſt hatt gegeben. Dar uß drang vnd aße er. Do wanderte er ſins Geſellen Huß und wolde ſehen, ob er yn nit kennen wolde. Do qwam er vor ſin Doir vnd rief: „Gebet dem armen Maletſchen icht (23) „dorch Gott.“ Da hatt Amelius den Napph, den ym der Babſt hatte gegeben, vor im vff dem Diſſe ſtan. Do ſprach er zu ſim Knecht: „nym den Nappf vnd gip dem armen Menſchen was da ynne „iſt in ſinen Nappf, das er drink vnd gib ym auch dar zu, das er eſſe.“ Der Knecht det alſe. Do der Knecht wider qwam, do ſprach er alſo zu ſim Heren: „Here, der Man hatte ein Näppf, der iſt

---

(19) näml. Amelius und Amicus Hausfrau. (20) näml. zwiſchen ſich und Amicus Frau. (21) leprosus. (22) zu thun. (23) etwas.

„geſtalt glich uwerm Napf.“ Do der Here das horte, do ſtund er uff von dem Diſche vnd drait vor die Dore zu dem Man vnd nam yn yn ſine Arme vnd koſte yn vor ſinen Munt vnd ſprach: „Amicus, myn lieber Frunt, biß Got vnd mir wilkome. Alles, „das ich han, das iſt din.“ Da fraget er, wie er ſo arm were worden? — Do ſprach er: „nu mich Got geplaget hait mit diſer „Sucht, dervmb verſmahet mich min Huiſfrauwe vnd alle myne „Frunde vnd hant mich vertreben.“ Da ſprach Amelius: „du „ſalt by mir bliben, die wile du lebeſt.“ —

Alſo bet Amicus vnd diente Got mit groſſer Innigkeit. Do welt unſer Here volkomende Truwe ane ym proſen und er ſant ſinen heilgen Engel zu Amicus und der ſprach zu ym: „Wiltu „geſunt werden, ſo gang zu dim Geſellen Amelius vnd ſage ym, „das er ſin zwey Kinder dode vnd beſprenge dich mit dem Blude, „ſo wirdeſtu geſunt.“ Da Amicus Amelius das ſagete, do wart er beide betrubet vnd erfraüet: er was betrubt, wan ym ſwer was, ſin eygen Kinder zu doden vnd er was erfraüet, das ſin Geſelle geſunt mocht werden. — Eines Tages, do ſin Huiſfrauwe in der Kyrchen was, do ging er in ſin Kamer, do ſin Kinder in lagen vff dem Bette. Da lachten ſie yn an; da ſprach er zu yn betrubiglichen: „Ach lieben Kinder, ir lachent „mich an, ir wüßt nit, das ich uch doden ſal!“ Vnd er zoich ſin Swert uß, und deit ſin Kinder vnd ſprach: „O Here Jeſu „Chriſt! ſiech dieſe Martel (24) an vnd verwiſſe iß mir nit; wan ich „iß thun dorch recht Truwe!“ — Vnd er nam das Bluit vnd beſprewet Amicus damide vnd Amicus wart geſunt vnd die Frauwe enwiſt iß nit, das ir Kinder doit waren. —

---

(24) Marter.

Da was Amelius frolich, das ſin Geſell geſunt was worden vnd doch ging er betrublich in die Kamern, da die Kinder inne logen. Da er ſie anſach, da lachten die Kinder beide vnd ſpielten vnd iglichs bete ſinen Vatter an vnd iglichs hatte einen roden Strymeln vmb den Hals als ein ſyden Faden, die behielden ſie, diwil ſe lebten. — .

Da dancket Amelius vnſerm lieben Herren und ſaget diſſe Ding ſeiner Huisfrauwen. Do gelobte ſie Kußheit (25) vnſerm lieben Herren, die wolde ſie halden biß in iren Doit. —

Do die zwey Frunde doit waren, do grub man ʒiglichem ein Grap. Do vil das ein Grap ynne. Do wolden die Lude wiſſen, was das bedudet vnd gruben das Grap vff vnd funden da Richt (26) yn. Da grub man das ander Grab uff; do waren ſie beyde inne komen zu ſomen.

Vnd Amicus Wip, die yn vertribe, der brach der Tufel den Hals entzwey.

Liebe Kint, dis ſal dir ein Lere ſin vnd biß getruwe.

---

(25) Keuſchheit. (26) Nichts, ſo wie Icht — Etwas.

## Das
## berühmte Gemälde der Stadtpatronen Kölns,
## ein Werk
## altdeutſcher kölniſcher Kunſt von 1410,
## in der hohen Domkirche daſelbſt.

Die Stadt Köln veränderte im Jahr 1396 ihre, vorher ariſtokratiſche Regierungsform in eine mehr demokratiſche, der römiſch-republikaniſchen faſt ähnliche. Sie behielt dennoch erfahrne, unbeſcholtene, deutſche Männer und Familien der Patrizier für die Conſular- und höhern Senatswürden bei, unter welchen, nach dem Geiſte der Väter, immer Kenner, Beförderer oder Verehrer der vaterländiſchen Alterthümer, der Wiſſenſchaften und der Künſte lebten. Faſt jedes ihrer ſpäteren Enkelhäuſer beſaß noch ererbte römiſche Antiquitäten oder alte Gemälde-Sammlungen aus den Zeiten unſerer alten, vortrefflichen Künſtler.

Der neue Senat führte den Gebrauch ein, vor jeder Rathsſitzung, in einem gottesdienſtlichen Amte durch die Fürbitte der hh. Stadtpatronen, Gottes Beiſtand anzurufen. Zu dieſem Ende beſtellte man bei einem der beſten, wahrſcheinlich auch in

Italien früher gebildeten, kölniſchen Maler (1) eine große Altartafel, welche die vornehmſten Stadt-Patronen darſtellen ſollte.

Der Gottesdienſt mag wohl noch im Jahre 1410, worin das Gemälde fertig geworden, einſtweilen in einem Zimmer der Curia gehalten worden ſeyn.

Auf der Stelle, wo die im Jahre 1424 aus der Stadt verjagten Juden (2) ihre Synagoge gehabt hatten, bauete der Senat von Grund aus die, noch immer ſo genannte Rathskapelle. Das Gemälde wurde nun über dem Altar daſelbſt aufgeſtellt. Hier blieb es ſo lange Zeit hindurch, ward nur bei der Rathsmeſſe und an Feſttagen geöffnet, ward wie ein Schatz erkannt und bewahret. Dort beſuchte und bewunderte es Albrecht Dürer, und ſah ſich vielleicht übertroffen. Wohlbekannt ſeinen Beſitzern, ſchon frühe gerühmt in Reiſebeſchreibungen und in den Schriften unſeres Gelenius, ehemals ſchon oft beſehn, aber auch ſpäterhin etwas verwahrloſet, ward es durch den Dampf von Lichtern und Rauchwerk endlich in ſeinen feinern Schönheiten undeutlich. Als die Handlanger der franzöſiſchen Revolution die Kapelle verunehrten und den ſchönen Kirchenſchatz öffentlich verkauften; wurde das Gemälde durch eine glückliche Fügung gerettet, und in einem Zimmer des Rathhauſes verſchloſſen. Die Verehrer dieſes Schatzes ſuchten, ſo lange als möglich, ſeinen Werth, der Gefahr wegen, unbekannt zu halten. Man zeigte es endlich dem, als Profeſſor der Philoſophie bei der Centralſchule unter uns wohnenden Herrn Friedrich Schlegel, welcher, durch deſſen Vortrefflichkeit hingeriſſen, als er in dieſer Zeit mehrere, in kölniſche Sammlungen gerettete oder ſchon vorher darin aufbewahrte alte Gemälde zu beſchreiben anfing (in ſeiner Europa 2ten Bandes 2tem Heft), mit der hohen Anpreiſung dieſes Bildes hervortrat, und den alten Kunſtruhm Kölns durch dieſes Product vor dem ganzen Deutſchlande proclamirte.

---

(1) Die älteſten Malereien und Kunſtwerke in Köln, noch vom Jahr 1000, zeigen griechiſch-italiſchen Geſchmack und von jedem Jahrhundert finden ſich hier ſo viele Spuren des italiſchen als des teutſchen Kunſtgeiſtes. Die älteſten Handelsverbindungen durch urſprüngliche Volksverwandtſchaft, durch Religion, durch Kreuzzüge und durch Reiſen nach der Levante bewirkten wohl dieſe Verhältniſſe.

(2) Die Juden wurden nicht nach der märchenhaften Erzählung von überall vergifteten Brunnen ꝛc. aus Köln vertrieben, ſondern wegen ihres, den Handel und die Familien zerrüttenden, überſchwenglichen Wuchers, wegen ihrer, die chriſtliche Moralität verpeſtenden, falſchen, oft eidmäßigen Verſicherungen; beſonders aber wegen ihrer Partheilichkeit für den, ſie mit ungebührlichen Privilegien gegen die Stadtfreiheit begabenden, kurfürſtlichen Hof, dem ſie dafür mit Verrätherei, mit Ränken und Aufruhrſtiften zwiſchen Obrigkeit und Bürgerſchaft ꝛc. dienten.

Das Kunſtbild wurde endlich bei der erſten Friedensruhe nach der hohen Domkirche hingebracht, wo unſer geſchickte Zeichner und alte Gemälde-Herſteller, Herr Maximil. Fuchs, deſſen Beſchädigungen heilte, und ihm die alte Sauberkeit ſamt einer neuen Vergoldung ſeiner Zierrathen wiedergab. Dort wurde es in einer der ſieben, den hohen Chor umgebenden Kapellen, ſüdwärts der nächſten neben jener in der Mitte, worin die koſtbare Tumba der, aus dem Orient und aus Mailand endlich nach Köln gekommenen Reliquien der hh. weiſen Könige aufbehalten werden, über dem Altar errichtet. Mit ſeinen Flügelthüren bedeckt ſteht es nun da, und wird, wie vor Alters, nur an Feſttagen oder auf Begehren der Fremden geöffnet. Das Verdienſt ſeiner ſeltenen Schönheit iſt wirklich von großen Kunſtrichtern wieder anerkannt und durch den Zulauf der Ausländer beſtätigt. Es iſt Eines der Denkmäler des alten Kölns, welches dieſe ſo lang unwürdig vergeſſene, und, zur Unehre und zum Ingrimm des deutſchen Genius, der Ungunſt und ſelbſt den unbilligſten Verläumdungen ephemeriſcher Reiſebeſchreiber preisgewordene, aber im Kerne von altem Geiſt und alter Kunſt noch immer ſich gleiche Stadt wieder zu Ehren hebt. Es ſcheint, daß Deutſchland erſt wiederum deutſch werden mußte, um ſich und die erſte ſeiner Mutterſtädte für Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt wieder finden und erkennen zu lernen. Deutſchlands Genius hat dieſe große, edle Stadt auch jetzt einem Herrſcher untergeben, dem die Heiligkeit der Religion, der Wiſſenſchaft und der Kunſt, wodurch Deuſchland nur glücklich war, am Herzen liegt. Ehren wird Er ſie und lieben und heben, gleichwie einſt Otto, der große Stifter des freien deutſchen Reichs, die durch ſeine Kraft Gerettete wieder zu heben anfing, als er ihr am wiedereroberten deutſchen Rheine den erſten alten Sitz für Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Handel beſtätigte, ihr ſeinen gelehrten Bruder, den Bruno*) zum Erzbiſchofen beſtimmte und die Kirche von Köln ſogar mit dem Herzogthum Lotharingen beſchenkte.

Denn auch durch Nichts und nirgendwo auf dem von Frankreichs Joch jetzt wieder geretteten Boden kann ſich Friederich

---

*) Bruno war für ſeine Zeit in den Staatsgeſchäften, in mehreren Wiſſenſchaften und beſonders in der griechiſchen Sprache wohl bewandert.

Wilhelm ein größeres, würdigeres, ewigeres Monument ſeiner glücklichen Triumphe und ſeiner Eroberungen errichten, als Ihm die Stadt Köln an ſich ſelbſt werden, und aus ſich ſelbſt am baldeſten machen kann, durch den, ſich jetzt mehr wieder ausbreitenden, ſchon wirklich unveränderlichen Ruf ihrer Denkmäler aus allen Zeiten und durch jedes ihr nur möglich geweſenes Zuſammenhalten aller großen Anſtalten zur Nährung des feſten, freien, deutſchen Sinnes binnen ihren Maueren. Ja ſie verdient es auch deſto eher zu ſeyn, je mehr ſie bei dem ungeheuern Verluſt von vier- bis fünf hundert Millionen Franken an Kapitalgütern eigener alter Stiftungen, an urſprünglichen Würdigungen und an Beraubungen des wirklichen gemeinen und privat Eigenthums durch franzöſiſche Ränke und Exaktionen weit über alle Rheinſtädte in der Nähe, für die gute Sache gelitten und aufgeopfert hat und dennoch ihren deutſchen Sinn und Geiſt, ihre deutſche Kraft und Kunſt in ausharrender Geduld und altbürgerlicher Eingezogenheit zu nähren und zu ſtärken wußte.

Was nun noch unter den erhaltenen Denkmälern unſer erhabenes Domgebäude iſt, das iſt binnen dieſem Tempel unſer vortreffliches Kunſtbild, wovon wir reden wollen. Beide haben nicht nur bisher eine Menge Ausländer und ſelbſt Perſonen vom höchſten Range durch wiederholte Beſuche hier feſtgehalten, ſondern auch das Verlangen nach einer etwas ausführlichen Beſchreibung des ſo berühmt gewordenen Bildes iſt ſo rege geworden, daß man es ohne Beleidigung des Kunſtfreundes nicht länger unbefriedigt laſſen darf. Hier folgt ſie nun mit Bezug auf eine ſehr beſchränkte Abbildung davon, die, wiewohl ſie troz aller Beſtrebung weder dem Ausdruck der Köpfe, weder den Verhältniſſen des Ganzen, am wenigſten aber dem Begriffe ſeiner maleriſchen Schönheiten genug thun kann, dennoch wenigſtens dem damit ſchon Bekannten zur Wiedererinnerung, dem es vielleicht nie Sehenden zu einer beſtmöglichen Einbildung zu verhelfen fähig ſeyn wird.

Die angeführte Beſchreibung des Herrn Dr. **Schlegel** von dieſem Gemälde, welches er die Krone von ſo vielen Stadtkölniſchen Gemälden nennet, und deſſen Vortrefflichkeit er ſo oft unter uns mit Bewunderung aufgefaßt und mit Geiſt und Wärme vorgetragen hat, iſt, in ſo weit er ſie in ſeinen Blättern gab, ſchön und beſtimmt. Der ehrwürdige Prof. **Fiorillo** in Göttingen hatte Fug, ſie in dem vor kurzem herausgegebenen erſten Bande ſeiner Geſchichte der bildenden Künſte in Deutſchland, Abſchnitt **Köln** *), einzuverleiben. Wo nun hier uns eine Beobtung oder ein Ausdruck dieſer Gelehrten zu gut kommen ſollte, da wollen wir das Wort von ihnen nicht mit Synonimen umtauſchen oder für das Unſerige ausgeben, ſondern es zum Ideengewinn annehmen und dadurch für dieſe Vorarbeit pro patria ihnen verbindlichſt danken.

Das Bild ſtand über dem Altar der vormaligen Rathskapelle, in einem beiderſeits gehörig abwendigen, vortheilhaften Lichte, aber zu hoch für den Anſchauer ſeiner Einzelheiten. Jetzt ſtehet es etwas mehr als zwei Schuh hoch auf einer deſſen äuſſerer Rahmenbreite gleichlangen Vaſe mit vergoldeten Simſen über dem Altartiſche. Zu ſeiner genaueren Beſichtigung kann man ſich jetzt ihm annahmen, aber gegen die Mittagszeit und auch bei heller Abendſonne empfängt es oft zu grelle, blendende Strahlen, obwohl man es gegen das ſchädlichſte, lange Mittags-Fenſter der Kapelle durch einen angebrachten Vorhang dunkeln kann. Durch einige auch der Majeſtät und dem Geiſte des ganzen Domgebäudes ſehr zuträgliche Vorrichtungen hätte man ihm vielleicht ein vortheilhaftes Nordlicht verſchaffen können.

---

*) Wir bedauren, daß dem fleißigen Manne für dieſen Artikel nicht lauterere Quellen oder eine eigene Ueberzeugung der Wahrheit zu Gebothe ſtand. Unverſchuldet verfehlte er ſich in Manchem durch Mißverſtand der Stellen und Vermiſchung der Namen.

Die Frieſe der Vaſe iſt in zwei Abtheilungen mit folgender Lapidar-Inſchrift in goldenen römiſchen Buchſtaben beſchrieben:

D. O. M. DIVISQVE. AGRIPPINENSIVM. TVTELARIBVS. AETERNA. PATRVM RELIGIONE. CONSECRATVM. ANTIQVAE. ARTIS. NOSTRAE. MONVMENTVM QVOD. SVPER. ARAM. SACELLI. VBI. SENATORIO. QUONDAM. ORDINI. PRO SACRIS. FACIVNDIS. ANTE. CVRIAE. NEGOTIA. CONVENIRE. RITVS. ERAT AB. ANNO. CIↃCCCCXXV. SVSPENSVM. FVIT. AC. SVBLATA. PER. TEMPORVM INIVRIAS. LOCI. REVERENTIA SEPOSITVM.LATVIT.NON.ADMIRATORIBVS.CARVIT

* * *

ID.QVVM.PIORUM.VOTA.RELIGIONI. RESTITVTVM. ESSE. VELLENT. REINERUS A. KLESPE. REGIONIS. COLON. PROPRAEFECTUS. ET. IAC. A. WITTGENSTEIN CIVIUM. MAGISTER. IDEMQUE. LEG. HONORARIAE. SODALIS. PROBANTE PATRUM. CONCILIO. IN. HOC. PRISCAE. METROPOLEOS. TEMPLO. PROPE S. S. S. MAGORUM. TUMBAM. SOLENNI. DEDICATIONE. EXPONI. CURAVERUNT IPSO. DIE. SERVATORIS. A. MAGIS. ADORATI. FESTO. CIↃ.IↃ.CCC.X.

Die *auswendige* Malerei auf den gewöhnlich verſchloſſenen Thürflügeln des Bildes iſt manchem ſinnigen Anſchauer bereits ſo ſchön vorgekommen, daß er nichts Weiteres oder gar nichts Schöneres im *Inneren* zu erwarten zu haben wähnte. Dennoch iſt ſie nur die Decke und das vielverſprechende Vorſpiel des Folgenden. Sie enthält auf zwei durch die ganze Höhe des Bildes ſich voneinander ſpaltenden Tafeln, die Verkündigung des himmliſchen Boten an die zur Gebärerinn des göttlichen Welterlöſers beſtimmte Jungfrau aus Davids königlichem Geſchlechte.

Auf dem rechten Flügel,*) und gegen eben dieſe Seite hingewandt, knieet Maria faſt in Lebensgröße an einem, auch zum Schränkchen eingerichteten Betſchämel, worüber ein geöffnetes Buch ſich mit loſen Blättern hinlegt; die vorgekehrten Wände des Schämels ſind mit kirchfenſterartig gezeichneten Schnitzereien im Geſchmacke des vierzehnten Jahrhunderts geziert. Aus dem daran halbgeöffneten Thürchen ragt noch eine Schachtel und ein, mit altem Beſchlag verſehenes kleineres Kirchenbuch hervor. Ein dergleichen größeres, dickes, mit Kupfer beſchlagenes und geſchloſſenes Buch (vielleicht Moſes und die Propheten), in deſſen Text eine auf das Geheimniß ſich beziehende Stelle mit einer herabhangenden Papierſchnitze bezeichnet zu ſeyn ſcheint, liegt auf der Erdſtufe des Betſchämels. Zur andern Seite hinter der Knieenden ſteht eine, letzterem gleichförmige Sitzbank; dieſe iſt mit einem altfränkiſchen Küſſen belegt; daneben ſteht noch ein Topf mit einer Lilie. Alle jene Gegenſtände, worin man, wie im ganzen Bilde, die Anachronismen nicht bekritteln muß, ſchei- der Natur getreu nachgeahmt zu ſeyn.

Die Jungfrau, wie durch eine heilige Einſprechung angezogen, lenket nun das ſchöne Haupt, deſſen ſeitwärts herabwallendes Haar auf der Stirne mit einer Perlenſchnur geſammelt iſt, in der anſtändigſten Hinwendung zu der ſie überraſchenden, fremden Erſcheinung des engliſchen Jünglings. Ihr Geſicht, voll Blüthe der reinſten jugendlichen Unſchuld, ſcheint mit einer Miſchung von ſanftem Erſchrecken übergoſſen, welches imgleichen die plötzlich etwas erhobene, linke Hand andeutet, indem der zur Erde geſenkte Blick ihren Gehorſam und ihre Unwürdigkeit zu jener hohen Beſtimmung ausſpricht.

---

*) Ich beſtimme mir die rechte oder linke Hand immer gemäß jener der vor mir ſtehenden Figur. Meine rechte Hand veranlaßt ja nie, daß z. B. der verworfene Schächer bei der Kreuzigung an der rechten Seite des Erlöſers hange. Man mache dieſer Verwirrung in der Anſicht der Seiten doch einmahl ein Ende.

Ein den ganzen ſchlanken Wuchs und ſogar jede Spur der Fußſohle bedeckender, weißer Mantel, worunter ein bläuliches Leibkleid hervorſcheint, ſpreitet ſich bis über den Boden in etwas ſchwerwinklichen Falten um ſie her. Der Hintergrund des Zimmers wird durch einen mit Goldblumen durchaus eingewebten Hangteppich verhüllt, über welchen der heilige Geiſt, ihr unbemerkt, herſtrahlt.

Auf dem äuſſern, linken Thürflügel erſcheint nun der Engel, eine einfach ſchöne, holdſelige Jünglingsgeſtalt, ein Geſicht voll himmliſcher Keuſchheit und Freude; aber voll Ehrfurcht, ſo wie er auch knieet vor des allmächtigen Thron, erſcheint er hier zur Annäherung und zur Andeutung ſeiner Bothſchaft, die er mit beiden Händen vorzeigt, um der Erſtaunenden das Geheimniß der Gottheit auszuſprechen. Als ein himmliſcher Herold mit großen, in verſchiedener Richtung aufſteigenden Flügeln, wovon der Künſtler einen zum Hintergrunde des Kopfes anzuwenden wußte, trägt er zwiſchen den Vorderfingern der linken Hand einen ſilbernen Stab. Seinen Körper bedeckt ein langes, weißes Tempelkleid (palla), ein rother, mit Goldſtickerei geränderter Rauchmantel fällt darüber hinab; dieſer iſt auf der Bruſt durch eine goldene Roſe angeſchnürt, und ſondert ſich untenher von einander. Halbknieend bei ſeiner Verrichtung, umſpreitet er auch mit ſeiner weiten Faltenſchleppe die Steinplatten des Bodens. Der goldgewirkte

Hangteppich des vorigen Bildes ſtreift ſich hier fort bis zum Rande des Eingangs.

Unter dieſen zwei Figuren findet ſich, abgetheilt auf den vordern Steinplatten des Bodens, die Jahrzahl des fertig gewordenen Gemäldes: 1410, in der Form der Zifferkaraktere, wie ſie in frühern Schriften jenes Jahrhunderts vorkamen und in dem Kupferſtiche genau nachgeahmt ſind.

Schlegel konnte von dieſen zwei Thürbildern nichts ſagen; weil ſie zu ſeiner Zeit noch im Unſtande waren. In der Vergleichung mit dem Innern, weichen auch dieſe Gemälde von dem Verdienſte der Lobſprechung ab, die man ſchon beim erſten Anblick ihnen mehrmals zugetheilt hat. Dennoch iſt dieſe Verkündigung als ein ſchönes, ganzes Gemälde des alten Styls merkwürdig. Aber es ließe ſich fragen, ob es deſſelben Meiſters werth ſey? In dem Kopfe und in der ganzen Figur der h. Jungfrau erſcheint wirklich eine Natur- und Seelen-Aehnlichkeit mit dem Karakter-Ausdruck derſelben auf dem innern Bilde. Auch im Geſichte des Engels liegt eine Spur genialer Verwandtſchaft des naiven und des heiligen, jugendlichen Anblicks mit Weſen, die in Köpfen derſelben Blüthe auf dem großen Gemälde vorkommen. In beiden Geſichtern verräth ſich eine Arbeit des Pinſels, die mit jener des innern Gemäldes einträchtig, obwohl nicht ſo zart und weich iſt. Hingegen Mehreres, z. B. die großen und tiefeckigen Faltenwülſte der Kleiderſchleppen wiederholen ſich im Innern faſt nirgendwo; es ſey dann nur etwa an dem untern Kleiderrand der dort ſitzenden Maria. An den weiten Sammetröcken der beiden knieenden Könige ſind ſie lange nicht ſo übertrieben. An den herrlichen, jungfräulichen Figuren neben der h. Urſula fallen die Kleiderſchleppen in natürlich ſchöner, faſt italieniſcher und raphaeliſcher Form herab. Indeſſen muß man auch hinzudenken, daß überhaupt für das Aeuſſere an den kirchlichen Thürbildern jenes Zeitalters die Arbeit etwas mehr vernachläßiget wurde; weil jene großen Meiſter hierzu weder ſo viel Fleiß und Muße, noch ihre koſtbaren Farben gerne verſchwendeten, indem die tägliche Ausſtellung derſelben in Staub, Sonne oder Feuchtigkeit und zur Mißhandlung der oft unwiſſenden Kirchenküſter ſie bald verdirbt, und weil ſogar die Erfahrung es oft bewährte, daß der, des folgenden zu begierige, Anſchauer den größeren Fleiß und Aufwand des Meiſters hier nicht einmal genug zu lohnen pflegte. Um deſto mehr übertreffen jedoch dieſe Flügel-Gemälde eine Menge ihres gleichen darin, daß der Meiſter ſein Verdienſt hiebei nicht ſo ganz ausſchloß, weil er in der Anlage des Ganzen ſowohl, als im Ausdrucke, wie auch in der Angabe des Koſtüms und in der Pracht des goldenen Hangteppichs, vielleicht auf Anordnung ſeiner Kommittenten, nicht durchaus anſpruchlos und gemein bleiben wollte. Genug, ſeine Palme lag in der Mitte, und darin hat er gezeigt, daß er nicht nur ein Meiſter in der Farbenbehandlung, ſondern auch ein gelehrter Maler, und in der Erfindung und Anordnung der ganzen Idee, in der Anwendung des Schicklichen, im Ausdruck der Charaktere und des Seelengefühls, wo nicht ſelbſt durchaus Dichter war, dennoch, wie es ſich in der Folge erklären wird, den Geiſt hatte, in dieſem ſeinem ſchönen, ſo gedankenreichen Werke einen gelehrten, mit allen Hülfsmitteln für die Geheimniſſe der Kunſt und mit dem Sinne des Alterthums verſehenen Einſprecher zu verſtehen, deren wir Kölner in jener Zeit unter Geiſtlichen und Weltlichen ſo viele hatten, daß die ſo lang berühmte Kunſt- und Lehrſchule zu Köln am Rhein für die Heimat aller Muſen angeſehen wurde.

Nun eröffnet ſich das innere Gemälde in dreifacher Abtheilung, mit einer auffallenden Schönheit und Pracht.

I. Im großen Mittelſtück erſcheint jener, für die Kunſt überaus ideenreiche, aber wohl nie mit ſolcher Bedeutſamkeit, als hier, ergriffene und entfaltete Mythus der chriſtlichen Religion: die durch einen ſie leitenden Wunderſtern zur Anbetung der auf Erden ſich offenbarenden Gottheit aus dem Orient herankommenden königlichen Magier. *)

II. Im Nebenſtücke rechts zeigt ſich die brittanniſche Fürſtinn Urſula, welche ſammt ihrem Gefolge und ihrem Bräutigam in Köln war, und mit einer großen Anzahl, der Verfolgung wegen von den Alpen bis hieher geflüchteten Chriſten, durch die Wuth der Ungläubigen hier überfallen und ermordet wurden.

---

*) Ihre in der heil. Schrift nicht ausgedruckte Dreizahl iſt durch das chriſtliche Alterthum nach der bibliſchen Anzahl der drei Gaben angenommen worden, und die Kirchenväter haben die ſymboliſche Ausdeutung derſelben nicht vergeſſen. Sie iſt in folgender Strophe des feſtlichen Kirchenhymnus zuſammengeſetzt:

Quot dona, tot mysteria:
Auro potestas regia,
Per thus latens divinitas,
Myrrhaque mors agnoscitur.

Für die Perſonenzahl der drei Magier ſelbſt hat ſich keine Deutung überliefert, aber ich fand ſie in unſerm ſo ideenreichen Gemälde vielleicht wohl einzig angewandt, und ſie folgt an ihrer Stelle. Die Ruheſtätte ihres aus Orient und endlich aus Mailand bis hieher überbrachten Reliquien-Schatzes beſtimmte ſie zu den erſten Patronen der Stadt Köln und zugleich jenen des Hanſebundes.

III. Im Nebenſtücke links ſteht voran der heil. Gereon, der Anführer einer Schaar chriſtlicher Soldaten aus der römiſchen Thebäer-Legion. Unter dem Kaiſer Maximian wurden ſie ihres ſtandhaften Bekenntniſſes wegen, auf dem römiſchen Marsfelde dahier, zum Tode verurtheilt. *) Die heilige Maria und die benannten, in ihren Ueberbleibſeln hier ruhenden Heiligen ſind die Hauptpatronen Kölns, zu deren Ehre unſer Kunſt-Palladium verfertigt, und für die Dauer ihres ewigen Schutzes unveräußerlich gewidmet wurde.

Jedes dieſer Stücke hält binnen ſeinem Rahmen, mit Einſchluß des inwendig oben herum fortlaufenden, vergoldeten, ſchönen, bogigen Zierrathes, welchen man eine gothiſche (altdeutſche) Arabeske nennen könnte, in der Höhe acht Fuß; in der Breite mißt das Mittelſtück neun, jedes Nebengemälde für ſich aber nur vier Fuß Stadtköln. Maaß. Die mittlere, aus ſtarken, geſunden Brettern und mit vergoldeten, dicken, gothiſchen Rahmen aneinander gefügte Tafel iſt durchaus, nach einer, an unſern kölniſchen Gemälden dieſer Art ſchon im Jahr 1000 gebrauchten Manier, mit Leintuch angekleiſtert. Das Tuch iſt weiß gegründet und geglättet. Wo es nöthig war, wie bei den Kopfſcheinen ꝛc., wurde der Grund oder eine noch härtere Maſſe dicker

---

*) Ihre aufgeſammelten Körper ließ Conſtantin des Großen Mutter, Helena, als ſie hier mit ihm ſich aufhielt, in einem mit orientaliſchen Granit- und Marmor-Säulen prächtig erbauten, langviereckigen Tempel beilegen; von welchen Säulen noch immer eine zum Andenken hier in einer Wandniſche, neben der Hauptthür der jetzigen Kirche erhalten, aber von den Franzoſen geraubt und weggeführt wurde.

aufgelegt, geformt, geſchnitten oder eingegraben, einigemal auch mit Stiften von Buchſtaben, Blätterwerk, Blumen, fädengleichen Linien oder Perlen ſelbſt in die ſchönſten Sammetſtoffe eingepreßt. Der ganze Grund wurde, wie es hier iſt, vergoldet, und mit den reinſten und ſeltenſten Farben jenes von Betrug reinen Zeitalters, durch beſondere Kunſtgriffe und langſame Achtſamkeit, bemalet. —

Dieſes Gemälde iſt nun keines der Art, worin der Vortrag jener bibliſchen Geſchichte den gemeinen Volksbegriffen entgegen kommt. Man erblickt hier nicht irgendwo neben einem niederländiſchen Kirchdorfe einen verfallenen Stall mit Ochs und Eſel und mit einer Standkrippe dazwiſchen, worin eine ärmlich bekleidete Frau ihres Kindes pflegt; keinen Mann, der mit einer alten Laterne den Königen vorleuchtet; keinen König, welcher einen ſchönen Topf hinhält wo der kleine Jeſus mit kindiſcher Gier hineintaſtet, und die heilige Mutter ſelbſt ihm das Händchen um ſo tiefer untertaucht. Von allen niedrigen Ideen der Volksmaler iſt keine Spur in unſerm Bilde ſichtbar. Ein reinerer Geiſt hat bei ſeiner Schöpfung gewaltet, und hat nur das Höchſte und Heiligſte zum Inbegriff einer poetiſchen Vorſtellung dieſer bibliſchen Geſchichte herausgehoben. Das Lyriſche des Stoffes iſt hier zum Dramatiſchen heraufgewürdigt, um es zu einem Bilde für den rein chriſtlich äſthetiſchen Denker zu machen. Welchem frommen Anſchauer dieſer Verſtand und dieſer Sinn abgeht, der kann ſich dennoch immer an dem Glanze der koſtbaren Farben, an der kunſtvollen Nachahmung der alten, prächtigen Kleidungsſtoffe, an der feſten, ſchön beſtimmten Zeichnung der Falten ſelbſt, und an vielen vortrefflichen, der Natur entſtohlenen Geſichtsbildungen, überhaupt aber an der natürlichen, reinen Heiligkeit der ganzen Vorſtellung weiden, indem auch nun hieran Aug und Herz für die Andacht und für die Kunſt ſich hinlänglich befriediget finden. Selbſt die Nebendinge an dieſem Gemälde ſind gar nicht bedeutungslos. Der ganze Mythus ſammt allen ſeinen Umſtänden und Beiwerken, iſt darin mit religiöſer Ueberlegung und mit einer, obwohl hier und dort etwas tief liegenden, Symbolik behandelt, die, wenn ſie auch dem beleſenen Anſchauer nicht fremd vorkommen wird, dennoch, ſo viel mir bewußt iſt, an dieſem Gemälde noch nie ſo gehaltreich aufgefaßt, und, wie ſie es verdiente, gewürdigt und auseinander geſetzt wurde, um ſelbſt den Gelehrten zu unterhalten, den Frommen zu unterrichten, den Gleichgültigen zu begeiſtern, und jedem poetiſchen Künſtler eine neue Bahn des Studiums für dieſen Stoff zu eröffnen.

Der erſte Anblick fällt auf die Mitte des Gemäldes. Die Mutter deſſen, zu welchem die königlichen Anbeter ſich nahen, ſitzt hier ſelbſt, als eine Königinn des Himmels und der Erde, auf einem einfach großen Thronſtuhle, hinter welchem ein prächtiger, von zwei Engeln ausgeſpreiteter Teppich herabfällt. Der Teppich iſt von Goldſtoff in blauem Grunde, mit ſilbernen Turteltäubchen (ſymboliſch) eingewebt. Die Figur und der Charakter der Sitzenden iſt wie eine der ſchönſten Viſionen Raphaels, welche, in der Reihe ſeiner himmliſchen Träume von der Bildung der Hochgebenedeiten, ſich der Madonna zu Dresden *) vielleicht vorgedrungen und Raphaels Phantaſie in ihrer Verkörperung gefeſſelt hätte. Wenigſtens iſt die Dichtung dieſer Figur der höchſten

---

*) Vergleiche Frd. Schlegels Beſchreibung am angeführten Orte.

Poeſie der Religion und der bibliſchen Myſtik abgewonnen. In ihrer Statur erſcheint die reinſte, moraliſche und phyſiſche Größe ineinander verſchmolzen. Richtete ſie ſich auf (indem ſitzend ſie bereits mit ihrer königlichen Krone über alles um ſich her, wie eine Palme, vorragt), wie verſchwänden ſchon gegen ihre hohe, himmliſche Geſtalt die Könige vor ihren Füßen, ohne daß ſie ſelbſt in ihren Verhältniſſen abentheuerlich erſchiene. Das Haupt dieſer edlen Figur iſt mit einem breitgeränderten Gold-Nimbus umfloſſen, der ſelbſt die hohe Krone noch einſchließt, woran bedeutungsvoll ein von Perlen und Gold ſchimmerndes Täubchen mit ausgebreiteten Flügeln, und einen Perlenring im Schnabel, die Spitze bildet. Es iſt ein reines Oval von den angenehmſten Verhältniſſen. In der Ausbildung und Färbung ſeiner Theile ſchwebte dem Künſtler die Schönheit der Braut im hohen Liede, und im Ganzen der innere Himmel einer ſündenlos gebornen und nach ihrer übermenſchlichen Empfängniß unverletzten Gebärerin Gottes vor Augen. Ein Blut, welches allein von einer ätheriſchen Seelennahrung gefärbt iſt, durchſchimmert ihr mit dem keuſcheſten Roſenpurpur Mund und Wangen, und ſpiegelt auf ihrer Stirnründe mit Perlenglanz. Dieſes Haupt neigt ſich, wie ſanft angezogen von der heiligſten Liebe, zu der göttlichen Frucht ihres Leibes auf dem jungfräulichen Schooße. Im Genuß der ſeligſten Entzückung ſenken ſich die dünnen, leichtbogigen Augenlieder ſüß hinab; doch glühet in ihrem Antlitz ein ſtilles Feuer inniger Anbetung des Weſens, deſſen Kindheit in menſchlicher Natur ſie pflegt und bewahret, aber das ſchon alles weiß und wirkt, was der Wille ſeines allmächtigen Vaters iſt. So lebt und ſchwebt ihre ganze Seele gleichſam, unbekümmert deſſen, was außer ihr vorgeht, nur in dem Univerſum ihres Jeſus.

Kein Streben zu einer irdiſch gefallſüchtigen Ceremonie (dergleichen mancher große Maler, ſelbſt unſer Rubens einigemal zu abſichtlich in dieſem ſonſt mehr als ſechsmal von ihm ſchön veränderten Thema, der göttlichen Mutter angedichtet hat) ſtöret das Heiligthum unſeres gegenwärtigen Bildes. Der Aufputz der himmliſchen Königinn iſt ſchlicht und einfach, aber geheimnißvoll. Ihr Hals iſt zierdelos, wie der Schaft einer reinen Säule. Ihren ganzen Leib bedeckt nur ein [illegible], ganz mit koſtbarem Ultramarin gemaltes Gewand, welches wie der heiterſte Nachthimmel den keuſchen Mond umfließt. Es fällt ihr von den Schultern herab, fügt ſich mittelſt einer rundlichen, mit Perlen beſäeten, goldenen Spange, worauf das bibliſche Symbol des im Schooße der Keuſchheit eingeſchlafenen Monoceros vorgeſtellt iſt, über dem keuſchen Buſen zuſammen, theilt ſich dann als ein Mantel über ein gleichfarbiges Leibkleid beiderſeits abwärts, umſchlägt ſich bei der hervorlangenden, linken Hand mit einem Unterfutter von täuſchend ſchönem Hermelin, und bedeckt in fortgeſetzter Anwendung deſſelben den mütterlichen Schooß mit einer polſtergleichen Unterlage zur ſanften Ruhe des Kindes. Die unter der rechten Hand herabſinkenden Faltenſchläge des blauen Mantels bilden nun auf ihrer Stelle die ſchicklichſte Schattenſeite, welche der hochverſtändige Künſtler zur [illegible] gegen ſo vieles, an dem Körper des Kindes concentrirtes Licht anbringen mußte. Der ſchöne Mantel fängt über den beiden Kniehöhen die Strahlen wieder auf, welche, längs den beiderſeitigen Winkelfalten herbegleitend, mit den künſtlichſten Schimmerwellungen ſpielen, und ſich endlich in den Tiefen der Stauchfalten verlieren. Dieſe Falten dehnen ſich noch über den Boden her vor ihr aus, um ſogar die Füße der keuſcheſten Jungfrau zu verhüllen. Ihr wie der hohe Mond am Himmel auch die letzten Wolkenränder des Horizonts erhellet, ſo ſuchte nun unſer phantaſiereiche Künſtler jenen Hermelinumſchlag des Mantels hier noch an einigen Stellen der maleriſchen Lichtwirkung entgegen zu heben, und ſo vollendete er den Hauptgegenſtand ſeines Werkes.

In derſelben Aufwallung ſeines phantaſiereichen Enthuſiasmus ergriff unſer geiſtvoller Mitbürger die Darſtellung der in kindlicher Geſtalt auf dem Schooße der Mutter erſcheinenden Gottheit. Der Ausdruck einer unermeßlichen Geiſtesfülle und Kraft in den noch unentwickelten Gliedmaßen, worin die Allmacht auf Erden ſich einſchloß; dieſer Ausdruck, welcher Sanftmuth und Liebe des Erlöſers mit Hoheit und Ernſt des Richterblicks in einem Antlitz vereinigen mußte, dieſer vom großen Raphael ſelbſt am jungen Jeſus nicht immer mit gleichem Glücke erreichte Ausdruck, wie ſchön iſt er hier von unſerm Künſtler, ſo lange vorher, gedacht und erreicht worden, ohne daß er neben dem Ausglanz der Gottheit die Darſtellung der kindlichen Natur verläugnete. Denn der über ſein Kindesalter zu aller Gehirnkraft ſchon reife, aufrechte Jeſuskopf in unſerm Bilde, deſſen Nimbus um ſein Goldhaar durch drei von ihm ausgehende Strahlen bedeutſam getheilt iſt, um in ihm die Dreieinigkeit der Gottheit zu bezeugen, — dieſe hoch- und gewölbte Stirne voll Licht und Großheit — der unwandelbare, dennoch liebvolle Blick — der geſchloſſene Mund — dieſe willkürige Lage und ſanfte Hinwendung ſeines Leibes und der Akt der ſegnenden Hand zeigen ſchon im kindlichen Weſen den Charakter der höchſten Intelligenz.

Der Schooß der jungfräulichen Gebärerinn des Lichtes, welches die Weiſen der Erde ſuchten, iſt hier in ihrem Thronſtuhle nun ſelbſt der Sitz der vom Himmel auf die Erde herabgeſtiegenen

Weisheit des Vaters. *) Aber in der tiefen Anbetung ſeines Weſens, wie zart erſcheint ihre Mutterpflege des hochanvertrauten Heiligthums! Nur mit der leiſeſten Umfaſſung ihrer rechten Hand, deren ſchöne Fingerſpitzen in der Ferne faſt durchſcheinend vorkommen, hält ſie ſorgſam auf einem ſanftwellig umſpreiteten Faltenpolſter ihres königlichen Hermelins den Göttlichen: die zarteſte Behandlung, wie ſie nur der keuſcheſten Jungfrau und dem heiligſten Leibe gebührte! Mit ihrer Linken unterſtützt ſie ſein Linkes der vorgeſtreckten Füßchen. Beide ruhen auf ihrem Schooße in verſchiedener Querlage nebeneinander; das linke Händchen liegt zurückgezogen, und dem Künſtler war die Regel der ſich kreuzenden Kunſtpoſition der äußern Gliedmaßen gegenwärtig.

Engel wachen über dem Teppich ihres Thronſitzes; Engel, wie die fromme Myſtik der Kunſt ſie damals nur als geiſtige Flügelgeſtalten mit, in Luft zerfließender, Verhüllung ihrer Natur ſchilderte, fliegen als Boten der Allmacht auf und nieder, oder ſchweben als ätheriſche Sänger her und hin, und der Stillſtand des Wunderſterns bezeichnet der Welt die Stelle und den Tag der heilbringenden Erſcheinung. Blumen und Heilpflanzen entſproſſen hier üppig dem Boden, ganz wie auf alten italiſchen und ſelbſt raphaeliſchen Gemälden. Man bemerke auch, daß vor dem Schooße der Mutter her, worauf das neue Licht der Welt leuchtet, im ganzen Kreiſe, den es vor ſich hin beſtrahlt, kein Schatten herrſcht.

---

*) In gremio matris lucet sapientia patris.
Alte Inſchrift über einem Marienbilde.

Woher ſchöpfte der kölniſche Künſtler ſo erhabene Dichtungen? War er oder einer ſeiner gelehrten Einſprecher mit homeriſchen Ideen bekannt, oder von jenen eines Dante noch friſch erwärmt, aus dem italiſchen Himmel zurückgekommen? Welch ein Maler am Rheine, und zwar faſt hundert Jahre vor Raphael's Madonnen und Corregio's Nacht! —

Wir gelangen zur Betrachtung der angekommenen Könige. Sie vollenden mit der auf ihrem hohen Throne ſitzenden Maria (ohne daß vielleicht der Meiſter auf dieſe ſchulgerechte Zuſammenſtellung viel Werth gelegt hat) eine, wiewohl in der Regel nicht durchaus vollkommene Gruppe; denn das Ganze würde ſich im Leben etwas zu ſymmetriſch ausnehmen.

Der Begriff der Zeit und des orientaliſchen Luxus mag dazu beigetragen haben, daß hier jeder König mit einem Hofgefolge erſcheint. Jeder hat ſeinen Marſchalk, ſeinen Turbanträger (welcher, eben ſo wie die Entblößung ihrer Häupter, nach orientaliſcher Sitte, unnöthig war), ſeinen Schwert- und Standartenträger. Aber ob der poetiſche Künſtler dieſe Perſonen, in ſo mancherlei bizarrer Tracht, Stellung und Geſtalt, als bloße Statiſten oder Lückenbüßer hier angereihet, oder ob er ſie, wenigſtens einige von ihnen, auch zur Beihülfe und Bedeutung der Handlung angenommen habe, darüber wage ich zwar nicht eine unbedingte Entſcheidung, dennoch wird dieſes letzte ſo glaublich vorkommen, als wir auch in dieſem ganzen Gemälde noch keinen Umſtand und kein Beiwerk bedeutungs- und zwecklos befunden haben, und wir jetzt imgleichen die königlichen Magier ſelbſt noch in verſchiedenen Eigenthümlichkeiten dargeſtellt beobachten werden.

Im Studium dieſes Gemäldes entdeckte ſich mir in den Perſonen dieſer königlichen Weiſen durch ihre Verſchiedenheit im

Alter, im Charakter und in der Stufe ihrer Vorbereitung und Annäherung zum höchſten Lichte, das ſchönſte Symbol der chriſtlichen Weisheitslehre. *) Der älteſte der Könige, der am reichſten mit ſeinem hochzeitlichen Prachtrock bekleidete und mit den Inſignien ſeines Standes gezierteſte, der ehrwürdigſte, der charaktervollſte Weiſe ſeiner Geſellſchaft iſt auch hier der tiefſtgebeugte, der inbrünſtigſte, der nächſte vor dem zuerſt im Kinde von ihm erkannten Gott. Halbknieend iſt er hier in ſich ſelbſt tiefer hingebeugt, als der Ueberreſt der Kräfte ſeines einſt feſten Körpers, von doriſcher Architektonik, es ihm nur noch erlaubt. Sein ſchwerer Kopf, müheſam aufblickend wie Dominichino's Hieronymus bei ſeiner letzten Kommunion — ſein dünnwelliger Bart, ſeine große, haarloſe Stirne, ſein Auge, ſein Mund, das ganze noch charaktervollſte Angeſicht, welches den hochſinnigſten Magier, den frommſten Dichter und Prieſter Arabiens und den wahren König ſeiner ſelbſt andeuten kann — und nun ſeine tiefgerunzelten, zitternden, zuſammengelegten, zum Heiland aufgehobenen Hände, aber in allem die noch friſche, weiche, kraftvolle Carnation, die unſern weiſen Friedrich Schlegel an die Naturarbeit eines Holbeins erinnerte, zeigt in der Zeichnung und Ausführung ein wahres Meiſterſtück der Kunſt. Er iſt, wie durch eine vorherbeſtimmte Harmonie, auf dem Wege der Vereinigung, zur Rechten des Göttlichen angelangt, und hier in erſtaunender Betrachtung des Weſens verſunken, an welches ſeine Seele, wie durch eine ſtille, heilige Anſtrahlung, angezogen und gefeſſelt iſt. So liegt er mit offe-

---

*) Nur durch ſie regieren die Könige und entſcheiden die Gewaltigen, was Rechtens iſt. (Buch der Weisheit.)

dem, reinem Herzen vor ihm, und dieſes Herz iſt ſein Opfer, reiner, als das reinſte Gold, indem ſein tempelförmiges Käſtchen mit dieſem Erdmetall vor ihm, wie vergeſſen, auf dem Boden liegt. So empfängt er nun den Segen der Allmacht; er iſt das höchſte Symbol des glaubenden Chriſten, und mit ihm allein beſchäftigt ſich der Heiland, als Bruder, mit einer ſympathiſchen Seelenvereinigung. In ihn iſt das erſte Licht vom Licht des Urlichts gefloſſen; er hat jezt den Aufſchluß aller Geheimniſſe der Philoſophie himmliſcher und menſchlicher Kenntniſſe, den wahren Stein der Weiſen gefunden, und wann er dieſes Licht in ſein Land gebracht hat, dann iſt ihm kein Wunſch mehr übrig, als aufgelöſt und ewig mit Chriſtus zu ſeyn.

Seine prächtige, mit einem Hermelinkragen am Halſe umſchlagene Bekleidung iſt ein langer brausfaltiger Sammetrock mit angeſchorenem Laubwerke und darin eingewebten, großen, goldenen Blumen. Alles daran bildet den ſanfteſten Sammetſchein in ſeinen, das Licht hebenden und einſaugenden Falten, bis zum Greifen und Streichen täuſchend. In den großen Blumen ſind die feinſten, goldartigen Fäden wahrer Natur. So malet und ſo prächtig kunſtvoll webt man nichts mehr. Die Schlitzen daran ſind mit Perlen beſetzt. An ſeiner rechten Hüfte hängt ein von Goldſchnüren rautenförmig geknüpfter Schiebſack, eine reiche Männertracht des vierzehnten Jahrhunderts. Aus dieſem Sack ragt etwas hervor, das man ſchon für eine Fernröhre halten wollte. Seine linke Hüfte iſt ohne Bewaffnung. Seine hervorſcheinende Ferſe verräth durch ihren goldenen Sporn einen Ritter. Vielleicht iſt er ganz die Abbildung eines der ehrwürdigſten edeln Ritter Kölns jener Zeit, der auch ein Weiſer, ein König ſeiner ſelbſt war.

Der zweite König iſt vorgeſtellt als ein etwa vierzigjähriger Mann mittlerer Statur. Die Wendung ſeines Angeſichts und der Blick ſeines linken Auges ſcheint es zu verrathen, daß er auch ein Abbild eines Lebenden ſey, der ſich zu einer frommen Miene anſchickte. Er liegt auf beiden Knieen und reicht in einer etwas furchtſamen Andacht und Erwartung, mit aufgehobenen Händen, ſeinen Weihrauch in einem geſchloſſenen Gefäße dar, indeſſen der Heiland noch immer zum älteſten Weiſen holdſelig hingekehrt bleibt. Sein Charakter iſt weniger energiſch. Sein Kopf und Bart ſind noch vollhaarig. Sein Gehirnraum ſcheint beſchränkter; ſeine Seele iſt, wie ſein Blick, noch nicht ganz in ſich geſammelt, und iſt wie beſtürzt vor der heiligen Würde der Mutter und vor einem Kinde, welches mit ſo durchdringendem Auge in's menſchliche Herz ſchaut. Seine Bekleidung deutet auch auf einen geringeren Grad in der Magierwürde oder im prieſterlichen Königthum. Er ſehnte ſich nach dem Lichte, zu deſſen Erkenntniß der Alte, vielleicht ſein Vater und Führer, ihn mit ſich hingeleitet hat; aber er iſt noch erſt ein Baccalaureus der höhern Weisheit, erſt auf dem Wege der Erleuchtung, die ihm nach dieſer Prüfung wird, wenn er erfährt, daß der Gottheit ſeine Gabe nicht ſo viel werth ſey, als ſein Herz. Beide ſind noch nicht entzündet, bis Glaube und Wahrheit ihn überwältiget haben.

Seine Kleidung iſt ein alter kölniſcher Senator- oder Patrizier-Talar,*) auch von ſchönem, aber weniger reichem, mit netten, zierlichen Laubzierrathen eingeſchornem, lichtgrünem Blumen-

---

*) Er kommt in der Bekleidung ſolcher Senatorien auf kölniſchen Gemälden jener [illegible] öfters vor.

Sammet, an den Rändern ganz durchaus mit Marderpelz verbrämt. Ein Leibwamms gleichen Zeuges mit ſilberfadigem Laube kommt an den bis zur Schulter offenen Schlitzen hervor; alles wiederum der Natur auf's getreueſte nachgeahmt, das Pelzwerk weich zum Einblaſen. Am Halſe trägt er eine ſchöne ſapphirene Bulle.*) Sein Gefäß iſt ein alter, koſtbarer, ſilberner, hochgedeckelter Becher mit goldenen Ränder-Zierrathen.**)

Der dritte, der jüngſte König, ſteht zur Linken, hinter dem zweiten neben dem Thronſtuhle. Er iſt noch faſt ein Jüngling, ein Schüler des erſten Grades. Furchtſam ſtrecket er ſeine kleine Myrrhenbüchſe mit geballter Rechten hervor, und hält die Linke, als ein unwürdiger Bekenner, auf der Bruſt. Er iſt ein noch ungewaſchener, bräunlicher Mohr; er hoffet und bittet, daß das heilige Licht, was er noch nicht ganz ertragen kann, nun auch ihn erreiche, waſche und erleuchte. Er iſt auf dem Wege der Reinigung, und als Weiſer wird er mit den Seinigen den Orient durch's Chriſtenthum erleuchten.

Die Begleiter der Könige auf dem Bilde, was bedeuten ſie nun anders, als Schüler der Weisheit, obgleich Männer von Jahren unter ihnen ſind, Staats- und Kriegsmänner, vielleicht auch Prieſter und Philoſophen verſchiedener Fahnen. Auch einige von ihnen erſcheinen noch wirklich braun oder weniger erleuchtet.

---

*) Er iſt vielleicht nach einem lebendigen Original aus unſerer alten Ritterfamilie der Sapphiren oder Blauen.

**) Dergleichen wurden von den Bürgerſchaften einem neuen Bannerherrn zum Geſchenke gereicht, und daher in Köln Bannerköpfe genannt und bei Feſtgelagen hervorgebracht.

Unter dieſer Begleitung mag ſich nun, alter Malerſitte gemäß das Gleichbild des Meiſters von dieſem Gemälde befinden, und vielleicht auch gar dasjenige ſeines gelehrten Einſprechers für die ſchöne Symbolik deſſelben. Freunde unſerer Geſchichte und Kunſt ſind nicht abgeneigt zu glauben, daß der halb am Rande der linken Seite des Mittelſtücks ſtehende Turbanträger des zweiten Königs wohl der Maler ſey. Eine anſehnliche, ſchönbärtige Figur mit bedecktem Haupte und langem, dunkelfarbigem, um den Leib mit einer Bandgurte angeſchloſſenem Talar. Sein Geſicht verräth mehr als ein anderes derſelben Tafel die im Spiegel genommene Abbildung, und zugleich den Geiſt und den gebildeten Charakter eines mit der Kunſt und mit der Welt bekannten Weiſen. Neben ſeiner rechten Hand fände ſich dann wohl in dem ſchönen, geiſtvollen, zu ihm hingewandten, kurzhaarigen Kopfe der edle Mann, der für die Perſon ſeines weiſen Berathers gelten könnte, um ſo eher, als gleich dabei vor ihnen beiden auf der Schwertſcheide des am Rande ſtehenden, weiß gekleideten Standartenträgers *) der vollſtändige Name des Malers zu leſen iſt.

Der Künſtler hat die beiden Randſeiten des Bildes, was man ihm jetzt etwa für einen Kontraſtfehler anrechnen würde, nicht umſonſt mit zwei gleich weiß gekleideten und beleuchte-

---

*) Die drei Standarten der weiſen Könige, die dem Maler zur Abtheilung der verſchiedenen Begleiter, und die in ihrem Hinwehen nur zur Füllung des ſonſt zu gerade abgeſchnittenen Raumes über den Köpfen dienen konnten, haben übrigens in ihren erdichteten Wappen der Könige keine Bedeutung, es ſey denn, daß ſie morgenländiſche Sternbilder vorſtellen ſollten.

ſtehenden Figuren beſetzt. So begrenzte er mit ihnen auf dieſem Bilde die Strahlenſehne des Lichtkreiſes, der vor dem Heiland ſich ausbreitet, deſto heller und ſchöner. Sogar ſtehen ſie hinter den vor ihnen knieenden Königen unbeſchattet. Aber in dieſer Vorſtellung wiederholt ſich gleichſam der Himmel, und in dem Kreiſe der Himmliſchen iſt nirgendwo Schatten.

Die Nebengemälde mit der Geſellſchaft der hh. Urſula und Gereon müßten deswegen eigentlich nur in einem gegen die Fläche des Mittelſtücks wenig ſtumpfen Winkel geöffnet werden, und auf dieſe Art erſchienen ſie in ihrer Natur beiderſeits erſt gehörig beleuchtet, wie ſie es in der Rathskapelle durch ihr von gegenſeitigen Fenſtern abgeleitetes Kreuzlicht waren: indem ſie auch noch in den Halbzirkel des, aus dem Zentrum des Ganzen hervorgehenden Scheines gehören, und daher deſto mehr Täuſchung für die Einbildungskraft des Anſchauers gewähren. Ueberhaupt muß man ſolche Bilder in altkatholiſch-deutſchem Sinne nur als himmliſche Converſationen, als reine Erſcheinungen zur Meditation annehmen. Wer ſie gleich unbedingt als anachroniſtiſche Zuſammenſetzungen entfernter Zeitalter oder gar als einfältige, ſinnloſe Träumereien verwirft, der kennt keine himmliſche Poeſie und ihm gedeihet nie der Sinn für die Kraftſprache der Kunſt und für die ſchönſten Idealbildungen, worüber ſich nur Poeſie und Religion mit höhern Geiſtern unterhalten und vereinigen können.

Die Figuren der hh. Stadtpatronen Urſula und Gereon mit ihren Geſellſchaften ſtehen hier gerade an ihrer Stelle, wie im dauernden Genuße der Anſchauung des im Himmel, wo alles ewig gegenwärtig iſt, noch immer erſcheinenden, ewigen Opfers der hh. Magier. Hier iſt auch alles und überall Licht. Selbſt die loſen Beine der geharniſchten Thebäer ſowohl, wie jener, die im Gefolge der Magier vorkommen, haben nirgendwohin einen Schatten auf dem Boden. *) Sogar jenes vortreffliche, wahrhaft raphaeliſche Schleppgewand an der ſchlanken Jungfrau neben der h. Urſula, zeigt nur den zum ſchönen Faltenwurf höchſt nöthigen Lokalſchatten. Die Farbe dieſer Draperie iſt ein geſättigtes, jetzt ſo rares Gelbgrün, und das um den rechten Arm ihr herabhangende Schleiergewand iſt zum Bewundern ſchön gelegt. Eine Stufenfolge der lieblichſten Köpfe, beſonders ein vorne am Rande ſtehendes, in reinſter Unſchuld hingebeugtes Engelgeſicht, und die reizende, neben der h. Urſula hereinkommende Begleiterinn, ſind lauter ſeelenvolle Bildungen, zu deren Darſtellung die heutige Kunſt ſo ſelten lebendige Muſter findet, und eben ſo ſelten ſich aufſchwingt. Von den zwei dort im Hintergrunde hervorragenden, biſchöflichen Figuren, unter denen der bräunliche Kopf ſehr bedeutſam iſt, und die H. Fr. Schlegel für die kölniſchen hh. Biſchöfe Severin und Cunibert angeſehen hat, iſt der mit dem Kreuze der h. Cyriak, ein herumreiſender, apoſtoliſcher Vikar, und jener mit dem Krummſtabe der baſeler Biſchof Pantulus, beide kölniſche Martyrer derſelben Zeit. Urſula ſelbſt, in einen röthlich ſeidenen, mit Hermelin verbrämten Fürſtenmantel gehüllt, welchen ſie vor ſich her vielfaltig aufſchürzt, iſt hier auch eine in ſtille Betrachtung verſunkene, im Ausgang der Gottheit befeſtigte Königinn, ein ſanftes, noch jugendliches, den reinen Himmel in ſich ſelbſt erblickendes Angeſicht. An ihrem Unterkleid iſt derſelbe blauſeidene Goldzeug angewandt, welcher

---

*) Ich gebe zu, daß dieſe Schattenloſigkeit in alten Bildern nicht ungewöhnlich ſey; in dem unſrigen ſcheint ſie jedoch eigens beabſichtigt.

den ſymboliſchen Teppich mit den Turteltäubchen am Thronſtuhle bildet. Ihr noch durch keine Leidenſchaft entblätterter Melchior, eine reizende Jünglingsgeſtalt, ſteht dort, wie ein durch ihre Entzückung gerührter, himmliſcher Bräutigam, den keine Kümmerniß mehr ängſtigen kann. Er iſt, wie ein junger römiſcher Ritter, in einen prächtigen Waffenrock gekleidet, der mit Goldarabesken auf veilblauem Grunde geziert und an allen Rändern mit einem breiten Marderpelz verbrämt iſt.

Der h. Herzog Gereon, auf der linken Tafel, zeigt ſich imgleichen in der edelſten Stellung ſeines kräftigen, ſchönen Körpers, an der Spitze ſeiner chriſtlichen Krieger, als ein jetzt im Himmel wieder beſeligtes Opfer für das Evangelium des Lichts. Er iſt hier auch gegen den Urſprung alles Lichts hingekehrt und von ihm ganz beſtrahlt. Sein Haupt trägt eine altdeutſche Herzogenmütze mit Hermelinaufſchlägen, worunter das vortrefflichſte, gewiß idealiſche Heldengeſicht kühn und groß, aber heilig und anbetend hervorſchaut. Jeder Kenner, jede Kennerinn der Schönheit heftet ſich weilend an dieſe Geſtalt. Sie iſt mit einer, in ſo weit ſie hervorkommt, polirt goldenen Rüſtung angethan. Die Fenſter des Orts, wofür er gemalt wurde, ſpiegeln ſich künſtlich, trotz jeder niederländiſchen Malerei, in ſeinen ganz goldenen Beinſchienen, ſo wie auch in der ſtählernen Schienrüſtung ſeines voran ſtehenden Geſellen, welche Wirkung in der nunmehrigen Aufſtellung des Bildes verloren iſt. Ein veilblauer, mit Gold geſtickter Bruſtlatz, mit einem Kreuze von eigener Form, das den ganzen Vorderleib bepanzert, ziert ihn heldenmäßig. *) Gereon hält in der Rechten ſein chriſtliches

---

*) Solche Kreuze von Goldflittern ſind noch auf einigen Körpern der h. Geſellſchaft entdeckt worden, die man ſtatt

Ritterpanier mit eben demſelben Kreuze bezeichnet. Der Künſtler wußte ſogar die Steifheit des Gepanzerten mit einer an ſeiner linken Seite vortrefflich drapirten, bis zu den Schienen maleriſch herabhängenden Chlamys zu zieren. Die zwei hinterſten ſich unterredenden Waffenbrüder, junge Männer in reichen, über die Panzer geworfenen Waffenröcken, ſind edle Figuren mit Perlenbändern um die Scheitel, und wahrſcheinlich auch nach lebenden Perſonen gebildet. Die Phantaſie des Malers hat bei dem linken Fuße des Erſten einen zu ihm hinkriechenden Hirſchkäfer gemalt. *) Dieſes Bild ſchließt nun an der linken, wie jenes der h. Urſula an der rechten Seite, den Halbkreis des himmliſch-ewigen, von dem Centrum des Hauptſtückes ausgehenden Kranzes.

Man verliert ſich wirklich in der Beſchreibung der Einzelheiten unſeres in der Kunſt einzigen Gemäldes. Man kann nur bewundern, welchen Sinn, welchen Ideenreichtum und welchen Fleiß der Künſtler für jeden Aufwand ſo vieler Schönheiten in ſeiner Gewalt hatte. Man ſieht hieraus, daß in unſerm immer noch ehrwürdigen Köln damals der höchſte Sinn für Wahrheit

---

im Aufräumen für den Bau der jetzigen, zierlichern, hoch[illegible] St. [illegible] (deren Abbildung ſich auf dem Umſchlage dieſes Buches befindet) aus ihrem Dunkel erhob, weil ſich der h. Heribert einen ausgebeten hatte.

*) Indem dieſes Gedenkmahl als das einzige auf dem ganzen himmliſchen Gemälde erſcheint, ſo mag es in ſeiner allegoriſchen Beziehung auch vielleicht nicht ohne Bedeutung ſein. Jedoch traut er ſich nicht das Wahrſcheinliche, ſie wohl aber, den Ideen eines Dante nahe kommende Separaten-Bemerkung veranlaſſen dürfte.

und Schönheit zu Hauſe war, und daß die Kunſt nur von daher zuerſt in alle Umgegenden, und beſonders zu den nordiſchen Ländern Europens, ausgehen konnte. Man wird uns auch deswegen eingeſtehen, daß unter unſern früheſten Malern dieſer nicht der Erſte und nicht der Einzige für unſern Ruhm, wiewohl der Erſte der Vortrefflichen ſeines Zeitalters und ſeiner Art und einer der Stifter der hieſigen Schule, war, die wenigſtens in der Zartheit und Friſchheit des Colorits ſich bis zu unſerm Jerrig, Joh. von Achen und den Geldorpen fortgepflanzt hat, in deren Bildern noch jener kunſtgediegene Hauch der Correggiſchen Manier beibehalten iſt. Die Väter dieſer Schule, deren Namen, außer wenigen geretteten, in den Fluten ſo mancher Jahrhunderte verſchlungen ſind, waren faſt alle, theils aus unſern alten Handelsverhältniſſen mit der Levante, oder gar auch durch urſprüngliche Naturverwandtſchaft daran gewöhnt, in jenem Himmel ihre Bildung zu ſuchen, unter dem die Wiege der früheſten Mythen der Kunſt und damals einzig der höchſte Sinn und die reinſte Pflege des Schönen einheimiſch war, nämlich auf dem Boden Italiens und Griechenlandes. Von da her kamen ſie gebildet, gleich unſern alten Heiligen, in ihr Vaterland zurück. Jenes hohe Geiſtige und Charakteriſtiſche in Erfindung und Styl, jene ſo leicht fließende und verſtändige Mannichfaltigkeit in den Gewändern, wie ſie in unſern Gemälden vorkommen, jener poetiſche Ueberfluß von Bildungen und bedeutſamer Symbolik, ſelbſt jene Zeichnung und jene Farbengebung war zu der Zeit nur eine Frucht, welche ſie durch Anſchauung höherer Ideale in ihre Einbildungskraft an unſern Rhein zurückbrachten, um an einem Orte, wo damals alle deutſche und fremde Welt zuſammenfloß, alles aufzuſtellen, was groß und edel und bewunderungswürdig war, und wodurch bei neu erweckter deutſcher Kraft der wahre Geiſt der Kunſt die löbliche Nacheiferung unter ihren Kunſtbrüdern hier erhalten und der Ruhm einer ſolchen Stadt verewigt werden ſollte. *)

Wir müſſen nun zum alten Künſtler unſeres Stadtpatronen Gemäldes zurückkommen.

Daß er der Zögling einer für jene Zeit reinen Schule war, daß er, ſo weit die Kunſtpraktik noch ſich geſchwungen hatte, ein Zeichner von ungewöhnlicher Kraft und Fertigkeit war, daß er die Seelenmalerei in einzelnen Geſtaltungen ſowohl als in jeder Beziehung auf's Ganze, daß er alle Symbolik des natürlichen und des erhabenen Schönen, und überhaupt in jeder An-

---

*) Die hieſige Malergilde vereinigte auch damals, dreihundert Jahre hindurch, in ſich die geſchätzteſten Künſtler, deren Gemälde noch in der Zeit, da man Köln ſo gern vergaß und höhnte, mit Unterſtellung anderer berühmteren Taufnamen, in ausländiſchen Gemälde-Sammlungen gezeigt wurden. Eine ganze lange Straße in Köln nennet ſich bis auf heutigen Tag die Schilder- (Maler) gaſſe, worin auch ihr altes Zunfthaus gelegen war. Kunſtmaler jedes Faches, Bildhauer, Glasmacher (als chemiſche Maler, deren Lehrlinge neun Jahre lang ſtehen mußten), Sticker, Teppichmacher, Fahnenſchneider und dgl. gehörten alle zu dieſer Gilde und wohnten in derſelben Gegend in friedlicher Ermunterung, Belehrung und Nacheiferung beiſammen. Nirgendwo darum war die Liebhaberei und der Handel mit fremden und inländiſchen Gemälden ſtärker; jedes vornehmere Haus hatte ſeinen Saal, und bis tief in's achtzehnte Jahrhundert dauerte noch bei einem, in den großen Kloſtergängen des Minoriten-Gebäudes, jährlich aufgeſtellten Gemäldemarkt der Zulauf zu Tauſch und Kauf, wovon unſer neunzigjähriger, berühmter Künſtler, Hardy, ein noch lebender Zeuge iſt.

wendung davon ſein kluges *Quantum Satis* verſtand, daß er endlich zu dieſem Bilde nur erſt nach langjährigen Fortſchritten in der Uebung ſeiner Verſuche und ſeiner Kraft gelangt ſey, und nun, zu ſeiner Zeit, in der weichen Behandlung der Carnation und der Stoffe ſo vieles geleiſtet habe, worin auch, mit ihm lebend, kein van Eick und nach ihm kein Dürer, der ihn hier bewunderte, kein Holbein und keiner der feinen mühſamen Niederländer jener Periode ihn übertraf, deſſen überzeugt uns jenes wichtige Urtheil Schlegels, welcher bereits in ihm das Verdienſt aller jener genannten Meiſter vereinigt finden wollte: ein Urtheil, das ſelbſt noch die tägliche Bewunderung ihm zutheilt. Es iſt glaublich, daß er und vielleicht auch ſein gelehrter Beirath die Städte Venedig, Mailand, Piſa, Siena, Florenz und Rom bereiſet, daß er die noch friſchen Meiſterſtücke eines Cimabue und eines Giotto, daß er den großen Dichter Dante und ihre Zeitgenoſſen geſehen oder gekannt habe. Ohne dieſes konnte ſein Zeitalter dahier und in ganz Deutſchland noch nicht jene hohen Anſichten des Möglichen in der poetiſchen und maleriſchen Welt ſeiner Kunſt darbieten. *)

Mag es nun ſeyn, daß er in dieſem ſeinem Meiſterwerke die genauere Richtigkeit einiger Verhältniſſe, z. B. an dem zu dünnen Knöchelbug der weiblichen Hände und an der einigemal zu großwinkligen Stellung der männlichen Beine, und an der Poſition dieſer Füße verfehlt oder übertrieben habe; mit welchen Belegen beurkundete er dagegen ſeine praktiſche Klugheit, wenn er ſogar ſein eigenes Kunſttalent und den Künſtlereigenſinn verläugnete, da er in Erfindung und Anordnung des Ganzen ſich für die Ideen ſeines Einſprechers, deſſen Geiſt ich mir immer zu ſeiner Seite denke, dennoch ſo empfänglich und ſich ihm ſo kindlich untergeordnet zeigte. Wie beurkundete er durchaus die Zartheit ſeines Gefühls für das Heiligthum der moraliſchen Natur und der religiöſen Decenz in ſo verſchiedenen Bildungen und Zuſammenſtellungen von Mienen und Gefühlen jedes Alters und Geſchlechtes, ſein Eigenthum ſo mancher ſchönen Wahl der Matronen und gewiß eben ſo vieler Ideale von jungfräulicher Unſchuld und königlicher Andacht, ſeinen ſchon raphaeliſchen Sinn in der Darſtellung des höchſten Himmliſchen, und ſeinen ſchlichten, deutſchen Sinn in der gewiß vieljährigen Beharrlichkeit bei dieſer Arbeit für die Ehre ſeiner Stadt und für den Ruhm Deutſchlands; endlich vor allem ſeinen religiöſen Sinn; denn nur Patriotismus und Religion in der reinen Andacht ſeines Glaubens konnten ihn dazu begeiſtern, ein Werk von einer ſolchen Vollendung dem Gottesdienſte ſeiner Nachwelt zu ſchenken, als die Kirchen und reichen Väter Kölns von ihm gefordert hatten und erhielten.

---

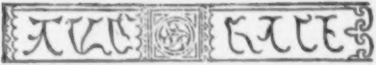
*) Wir verunehren dadurch gar nicht die älteſten Schönheiten der deutſchen poetiſchen Denkmäler; auch geſtehen wir gerne mit eigener Ueberzeugung, beim Anblick unſerer Domkirche, daß die deutſche Architektur ſchon lange vorher der Malerei den Vorſchritt abgewonnen hatte.

Schlegel ſagt: Die Blüthe der Anmuth iſt dieſem glücklichen Meiſter erſchienen. Er hat das Auge (ich ſage, er hat den offenen Himmel) der Schönheit geſehen und von ihrem Hauch ſind alle ſeine Bildungen übergoſſen. In dieſem einzigen Werk finden ſich alle Mittel und Zwecke der himmliſchen Schönheit vereinigt, die ſeit dreihundertjährigen Umwälzungen von Politik und Religion, von Kunſt und Wiſſenſchaft mit der Hoffnung der Wiedererſtehung eines gleichen Zeitalters für uns, leider! verloren ſind, ach! nur nicht immer verloren bleiben werden.

Aber auch der edle Magiſtrat unſerer Stadt, welcher, bei der damaligen Ergiebigkeit von einheimiſchen Künſtlern, das Bild von der Hand ihres Beſten verlangte, hat augenſcheinlich es auch an keiner Beihülfe von Mitteln zu deſſen Vervollkommnung ihm ermangeln laſſen. Man ſieht, wie die Prachtkleidungen und koſtbaren Panzer der edlen Ritter und reichſten Bürger der Stadt, wie ihr Hausrath jeder Art, ſelbſt jener der Kirchen, ihm zu Gebote ſtand; wie ganze neue, eigens beſtellte Goldzeuge, z. B. an dem Rocke des älteſten Königs und dem Behängſel des Thronſtuhles, aus welchem Zeuge auch das Unterkleid der h. Urſula und andere Gewänder mit kleinen Veränderungen verfertigt worden ſind, ihm gereicht wurden, und wie in jener Zeit die kölniſchen Gelehrten jedes Standes ganz nach griechiſch-italieniſcher Sitte, beſonders aber jener höhere Geiſt, der die ganze Vorſtellung verfaßt zu haben ſcheint, ihm zum Rath beigeordnet waren. Nur auf dieſe Weiſe entſtehen ſolche Kunſtmonumente, woran ſich zu oft der bloße Handwerker oder ein fremder Vielwiſſer wagt, und für deren Kenntniß und Hochachtung ſelbſt hier noch diejenigen viel zu wenig Sinn und Wißbegierde zeigen, welche eine Gelehrſamkeit, die von Cicero Rerum divinarum humanarumque scientia genannt wird, zu ihrer Zeit verſäumt oder nur in unächten, verlegenen, zum Leben unnützen und für die Künſte der Schönheit ganz todten Begriffen eingeſogen haben.

Es komme nun jener hohe Geiſt unter einer jetzt auch weiſen, königlichen Regierung über uns zurück. Er wecke von neuem hier die heilige Flamme, welche in unſern Vätern loderte, und bei einer mehr als zwanzigjährigen Ertödtung unſerer Geiſteskraft, für jede eigene Aufloderung zu ſchwach, im Sumpfe ſich verloren hat; deren Zunder aber, noch in der Hut der Prieſter des Tempels verborgen, beim Herwehen eines heiligen Hauches von oben, hier wieder entdeckt und entflammt werden kann!

Im Rufe und ſelbſt in Schriften iſt es verbreitet worden, daß der Name des Malers unſeres Domgemäldes nicht bekannt wäre; daß kein Kölner ihn wüßte; daß alle Zeichen darauf keinen Aufſchluß geben könnten. Man hatte ſogar die Gleichgültigkeit für's Vaterland und für dieſe erſte Wiege der deutſchen Kunſt, — jenes unſer Meiſterwerk als eine fremde, hergeſandte Arbeit mit allerhand Namensunterſtellungen eines van Eick, Hemmelink, Dürer, Holbein ꝛc. auszugeben, und man glaubte dadurch den Schatz für uns deſto bedeutender und koſtbarer zu machen. Aber, wiewohl unſere beſcheidene Künſtler ſo ſelten mit ihrem Namen prangen, ſo hat dennoch unſer Maler, vielleicht aus beſonderem Verlangen ſeiner Obrigkeit, das Zeugniß ſeines Namens darauf nicht verhehlen. Sey es auch, daß an deſſen Entdeckung, ehe es gereiniget war, weniger gedacht, und nachher noch von Ungläubigen die Entzifferung deſſelben zweifelhaft und unausgemacht gefunden werden wollte. Den Säbel des weiß gekleideten Standartenträgers wollte man ſogar für einen türkiſchen, und die manchem unleſerliche Schrift darauf für eine ſolche fremde Zeichenſchrift ausgeben. Allein man brauchte nur die gothiſche Roſe anzuſchauen, nur mit diplomatiſchen Werken etwa bekannt zu ſeyn, um die alten Buchſtaben möglichſt zu erklären. Hier folgt ihre genaue und anerkannte Abbildung:



Der Zuname Kalf, wie ich bereits vor mehreren Jahren ihn geleſen und angegeben hatte, iſt nicht leicht mehr zu verläugnen: nur klebt man noch an der Undeutlichkeit des Vornamens. Man will ihn Pauls (woran aber das P fehlet), Augſt. Auguſtin oder gar Wilhelm leſen, weil ein braver kölniſcher Maler Wilhelm jener Zeit in alten Nachrichten, die auch Herr Prof. Fiorillo in ſeinem neuen Werke angeführt hat, noch vorkommt (den man jedoch mit einem, im J. 1639 in Amſterdam geſtorbenen Geſchirrmaler Wilhelm Kalf nicht verwechſeln müßte). Allein ich bleibe beim kölniſchen Philipp Kalf, bis man mich einer andern Leſeart überzeugen wird. Hier iſt der erſte Buchſtabe kein A, wie es gemäß des A in Kalf geglaubt werden könnte, ſondern ein umgekehrtes F, welches mit dem J durch einen obern Strich zuſammenhängt. Der mittlere Buchſtab beſteht nun aus zwei zuſammengefügten LL. Der dritte iſt J, woran dann das Schluß-P oben anhängt. So iſt Fillip Kalf, mit einer gothiſchen Fenſterroſe dazwiſchen, verdeutlichet.

Endlich ſchließe ich dieſe Beſchreibung mit einer äußerſt intereſſanten Bemerkung an unſerm Domgemälde, welche dem, gegen Köln zu lang vorurtheilvollen Auslande einen neuen Grund zur billigeren Würdigung unſerer Stadt und unſeres Kunſtruhms einflößen muß.

Deutlich erſcheint an den auswendigen Tafeln der beiden Schließflügel, unten auf den gemalten Steinplatten, die abgetheilte Jahrzahl 1410 in einer halbrömiſchen Buchſtabenform, ſo, wie ſie im Kupferſtiche derſelben vorkommt:

M IV O X

Nach der Angabe der glaubwürdigſten Malerbücher, ſelbſt desjenigen vom alten Carl van Mander, welcher im Lobe ſeiner Belgier ſo beſorgt und umſtändlich iſt, ſind vor dem Jahre 1410 von der Erfindung und Anwendung der Oelmalerei durch Joh. und Hubert van Eick keine Spuren anzutreffen. (Den Tydt, wanneer Joannes [van Eick] die Olyverwe gevonden heeft, is gheweest, by al, dat ick vinden en overleggen kan, Ao. 1410.) Het Schilderboeck — Ausgabe Amsterdam 1618. 4° 2ter Theil. Nederlandtsche Schilders. Fol. 128. — Noch im Jahr 1769 ließ Herr Joſ. Enſchede, in Harlem, durch Cornel van Noorden ein van Eickiſches Gemälde ſeiner Habe in Kupfer ſtechen, worin eine ſchöne [illegible] vor einem, erſt halb fertigen, altdeutſchen Kirchthurme ſitzt, deren vielfaltiges Kleid mit überflüſſigen Staubfalten weit über den Boden hin liegt. In dem Holzrahmen darunter ſteht IOHES DE EYCK ME FECIT 1437. Enſchede rühmt noch in einem als Umſchlag dazu gedruckten Bogen den Urſprung dieſer neuen niederländiſchen Erfindung und die Schönheit und Vortrefflichkeit des Oel-Colorits ꝛc., beruft ſich aber auch darin vorzüglich auf dieſelbe Stellen des Carl van Mander, ſo daß bis 1769 noch keine frühere Epoche dieſer Erfindung bekannt war, und auch kein Neuerer eine angeben konnte. Da nun unſere auswendige Tafeln mit dem Jahre 1410 bezeichnet ſind, in welchem Jahre die drei innern Hauptſtücke unſeres Philipp Kalf gewiß ſchon vorher fertig waren: ſo berechne man ihre

Dimenſionen, ihre lange Vorbereitung der einverſtandenen Zeichnungen von dreizehn, vier und fünf Fuß hohen, ganzen Figuren, nebſt mehr als zehn Köpfen, mit oder ohne Bruſtſtück, in aller jener Vollkommenheit der, ſo voll und ſo weich gehaltenen, faſt hingeblaſenen Carnation (deren Farbenvertreibung, Schmelzung und Aufhellung in Waſſer=, Leim= Eyer=, und ſelbſt Milchfarben ſo unthunlich iſt), und die ſelbſt eine überaus lange, ſo geduldige und fleißige Ausarbeitung erforderte. Berechne man nun noch die große Menge und Verſchiedenheit der prächtigſten, ſo mühſamen Bekleidungen von Sammet= und Seidenfalten mit den großen Goldblumen, die Arbeit an Perlenſchnüren, Pflänzchen, Blumen, das Studium und die vorherbeſtimmte Vollkommenheit mehrerer Seitenſtücke ꝛc., alles in der vortrefflichſten Natur[illegible] in [illegible] Theilen, und dabei die, den großen Meiſtern oft nachkommenden, willkührlichen oder nothwendigen Verbeſſerungen von Gedanken und Formen ꝛc. ꝛc., ſo wird es wahrſcheinlich, daß die ausführliche Vollendung und Aufſtellung unſeres Gemäldes wenigſtens eine Zeit von vier oder fünf Jahren vorher erfordert haben müſſe. Dieſes Gemälde hätte alſo bereits im Jahre 1404—5 angefangen werden müſſen.

Es ergibt ſich daraus, daß unſer Kalf zuvor kein Oelgemälde der Gebrüder van Eyck ſehen, auch daß er nicht einmal ein Schüler von ihnen ſeyn konnte; indem ſie und er außerdem in Styl und Colorit gar nicht zuſammentreffen. Kalf war alſo mit ſeinem ganzen Bilde oder doch mit dem größten Theile deſſelben bereits fertig, ehe die Eyckiſche Oelfarben-Behandlung ihm hier oder auch vielleicht noch in Italien als ſolche bekannt ſeyn konnte. —

Unſer Kalf hatte ſie daher nur aus Italien ſamt jenem ihm nothwendigen Vorrath von Farbeſtoffen, Ultramarin, Carmin ꝛc. zu dieſem Bilde mitbringen können, welche van Eick noch erſt nachher aus Venedig zu dem ſchönen Bilde ſeines apokalyptiſchen Lammes beſchreiben laſſen mußte. *)

Dennoch auch zugegeben, daß unſer Bild noch mit einer Waſſer- oder Leim-, mit einer Milch- oder Eierfarbe und nicht mit Oel gemalt wäre, und dennoch bisher ſo haltbar, ſo friſch, ſo lebendig, ſo ſchmelzend weich und ſchön abſtufend ſich erhalten hätte, daß ihm kein Oelgemäldes darin gleich kommt: was hätten wir dann der ſo hoch geprieſenen Erfindung und dem ſeiner mühſameren Gebrauche der Oelfarbe zu verdanken, wenn man ohne dieſe ein ſo bewunderungswürdiges einziges Werk hervorzubringen gewußt hätte. Iſt es aber wirklich mit Oelfarbe gemalt, ſo wie die bedeutende tiefe Reinigung von einem ſo dick eingefreſſenen Unrathe von unſerm geſchickten Fuchs mit jedem, nur auf Oel unſchädlich wirkenden Reinigungsmittel ſcharf und kühn und ohne Nachtheil der Erhaltung ſeines Weſens angegriffen worden iſt: ſo haben wir hier in Köln eines der erſten, ſchönſten Oelgemälde Deutſchlands verherrlicht, und können es als das Produkt eines unſerer Maler in vollkommenſter Prachterhaltung aufzeigen.

Ich trete hiermit zur Seite derjenigen über, welche dafür halten, daß die Erfindung und Anwendung der Oelfarbe in der Malerei ſchon vor den van Eicken, in Italien, wo ein hoher Grad von Kunſt und Wiſſenſchaft bereits erreicht worden war.

---

*) C. van Mander.

ausgeübt worden ſey, und glaube, daß unſer Kalf ſie von da her in ſein deutſches Vaterland mitgebracht habe.

Ich bilde mir nicht ein, daß es noch eine ſo ganz verwerfliche Frage ſeyn könne: 1tens, ob denn die Oelmalerei (welche doch ſchon lange vorher, ſelbſt im Bemalen der Kampfſchilder auf Holz und Leder und im Anſtreichen der Thore, die Luft und Regen aushalten mußten, gebraucht worden iſt) in ihren Nüancen, durch Miſchung, Nebeneinanderſtellung, Brechung, Verfließung und Vertreibung verſchiedener Erdfarben, ſo ſchwer zu erfinden geweſen ſeyn müſſe? 2tens, ob ihr Gebrauch vielleicht nur ein, zu den Geheimniſſen der Kunſt gehöriges, ihren in Zeichnung und Colorit vorher hochgeübten Prieſtern zur gehörigen Anwendung erſt bekannt gemachtes Mittel geblieben ſey, unter deren Zahl unſer Kalf eben ſo, wie Joh. van Eick, im fünfzehnten Jahrhundert, und mehrere vorher ſchon im eilften Jahrhundert erſtandene, jetzt unbekannte Meiſter gehört haben könnten, wodurch, weil alle Geheimniſſe endlich zur Sonne kommen, ſie von den Gebrüdern van Eick in Belgien, wie von unſerm Kalf unter uns bekannt und in der Ausübung verbreitet worden ſey?

So finden ſich nun in einer einzigen, in einer der größten altdeutſchen Städte Deutſchlands und ſchon in einem einzigen Tempel derſelben noch drei der ehrwürdigſten Monumente der altdeutſchen Kunſt und Weisheit beiſammen:

I. Unſer erſtaunliches Domgebäude an ſich ſelbſt, mit ſeinen großen, koſtbaren Fenſter-Gemälden, als das erſte, höchſte Muſter der altdeutſchen Baukunſt, angefangen im Jahr 1248. II. In dieſem Gebäude die, durch Pracht und Kunſtgeſchmack ſo vortreffliche, aus getriebenem Metall und der vielfältigſten, koſtbarſten Schmelzarbeit zuſammengeſetzte und mit alten griechiſchen und römiſchen Gemmen und Edelſteinen, welche meiſtens in unſerm Boden gefunden oder aus alten kölniſchen Sammlungen von Domherren und Patriziern zuſammengetragen waren, ſo reich ausgezierte, ſo bewunderte Grabtumba der erſten, weiſen, königlichen Anbeter Gottes im chriſtlichen Glauben — als ein Meiſterſtück der Plaſtik, angefangen im Jahr 1170—80. III. In der Kapelle gleich daneben, unſer hier oben beſchriebenes, erſtes altkölniſches Meiſterſtück der Malerei, wie ſie aus dem italiſchen Himmel ſich zuerſt hier zur deutſchen Kunſt nationaliſirte und am Rheine die beſt-deutſche Schule ſtiftete oder erneuerte, aus dem Jahr 1410. — Außer dieſen drei Denkmälern ſind noch ein uraltdeutſch gemalter Altar aus dem Ende des zwölften, in der Nebenkapelle zur Rechten des drei Königen-Chors, und ein anderer, großer, vortrefflich geſchnitzter, ganz vergoldeter, aus dem vierzehnten Jahrhundert, im untern Kreuz deſſelben Tempels aufbehalten.

Was wäre von dieſen Monumenten der altdeutſchen Kunſt und Ehre, die wir jetzt wieder ſo ſehr bewundern, noch übrig, wenn die Religion ſich und ſie ſelbſt hier nicht bisheran erhalten hätte, und wenn ſie gegen die franzöſiſchen Iconoclaſten von eifrigen Freunden der religiöſen Kunſt nicht ſo geſchützt und verwahrt worden wären? Denn nur die Religion hatte ſie auch ſo ſeelenvoll, ſo reich und ſo ewig geſchaffen.

---

### Anmerkung.

Die ſtörende Verwirrung der Zeit hat uns in die Unmöglichkeit verſetzt, dieſe Beſchreibung des kölniſchen Dombildes gleich bei den Kupfern, wohin ſie eigentlich gehörte, mitzutheilen.

D. H.

# Druckfehler,

die in einigen Exemplaren eingeſchlichen und zu verbeſſern ſind.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | VIII, | Zeile | 16, | leſe man | Wärterinnen ſtatt Märterinnen. |
| „ | 41 | „ | 1 | „ „ | den Jünger ſtatt der Jünger, |
| „ | 110 | „ | 6 v. u. | „ | Leib und Luſt ſtatt Lieb' und Luſt. |
| „ | 162 | „ | 2 | „ | von ſtatt vom. |
| „ | 351 | „ | 10 v. u. | „ | alter ſtatt alte. |
| „ | 352 | „ | 11 | „ | und erkennen ſtatt erkennen und. |
| „ | 356 | „ | 11 v. u. | „ | ſcheinen ſtatt ſchei- |
| „ | 360 | „ | 13 | „ | wurde ſtatt wurden. |